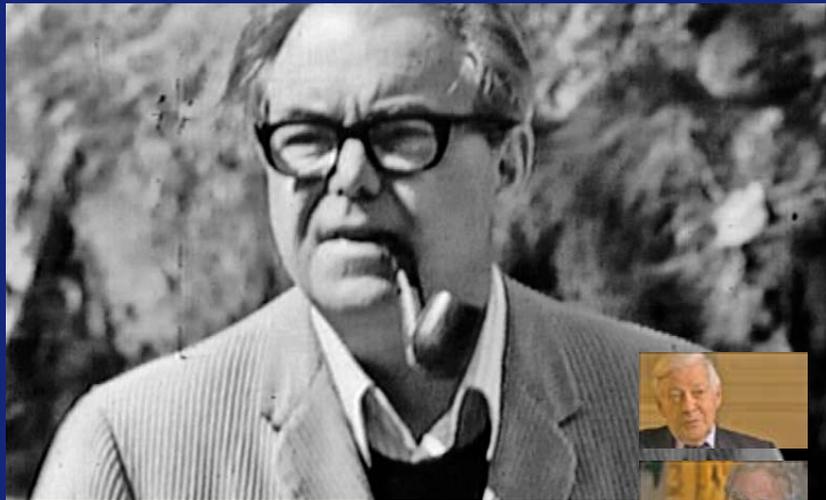


**ARBEITSMATERIAL
ZUM FILM
MAX FRISCH, CITOYEN**

WORUM GEHT ES?



IMPRESSUM

Herausgeber

- Filmverleih LOOK NOW!
Bea Cuttat
Gasometerstrasse 9 • 8005 Zürich
044 440 25 44 • info@looknow.ch • www.looknow.ch
- Matthias von Gunten, Filmemacher
Häringstrasse 20 • 8001 Zürich
044 252 28 01 • mvgunten@access.ch
- HESSEGREUTERT FILM
Valentin Greuter
Badenerstrasse 129 • 8004 Zürich
043 322 18 22 • vgreuter@hessegreuter.ch
www.hessegreuter.ch

Das Unterrichtsmaterial wurde erarbeitet von:

- a chaos Bildung & Information
Untere Steingrubenstrasse 19
4500 Solothurn
032 623 57 07 • info@achaos.ch • www.achaos.ch
Heinz Urben, Medienpädagoge
Ruth Köppl, Filmwissenschaftlerin

in Zusammenarbeit mit:

- Anna Urben, Gymnasiastin, Solothurn
- Joshua Distel, Gymnasiast, Welschenrohr
- Achille Schild, Gymnasiast, Mühledorf

Fachberatung

- Walter Obschlager
Max Frisch - Archiv
Rämistrasse 101 • 8092 Zürich
044 632 40 35 • mfa@library.ethz.ch • www.mfa.ethz.ch

MIT «MAX FRISCH, CITOYEN» AUF ENTDECKUNGSREISE

Ab Ende März 2008 läuft der neue Dokumentarfilm «Max Frisch, Citoyen» von Matthias von Gunten im Kino.

Vom «Verstummen der Intellektuellen» ist heutzutage immer häufiger die Rede. Viele haben es bereits vergessen und Junge können es sich meist gar nicht vorstellen, wie das eigentlich ist: wenn ein Autor «teilnimmt» an seiner Zeit und für seine Mitmenschen zu einer wichtigen Stimme wird.

Aus diesem Grund haben wir zum Film umfangreiche Unterrichtsmaterialien erarbeitet, mit denen wir Lehrerinnen und Lehrer motivieren und ermuntern wollen, zusammen mit ihren Jugendlichen, diesen letzten grossen Schweizer Intellektuellen und seine immer noch hochaktuellen Texte gemeinsam zu erkunden, zu entdecken oder wieder zu entdecken.

«Vor dem Hintergrund des vergehenden 20. Jahrhunderts spürt der Film Max Frisch als wachem und neugierigem Zeitgenossen nach. Er nimmt uns mit auf eine Reise durch Frischs Texte und Reden, die zwischen Poesie und Politik immer nach der eigenen Haltung, nach dem eigenen Urteil suchen.

Gleichzeitig erzählen wichtige Freunde und Bekannte wie Peter Bichsel, Günter Grass, Christa Wolf, Helmut Schmidt oder Henry Kissinger, wie sie Frisch und dessen Engagement erlebt haben.

So entsteht das Bild eines Autors, der nicht nur Theaterstücke und Romane verfasst, sondern auch ein Leben lang teilnimmt am Geschehen seiner Zeit, der Stellung bezieht und der durch sein genaues Hinterfragen und dank seinem sprachlichen Können noch heute so aktuell ist, wie er es in seiner Zeit war.

Matthias von Gunten im Pressedossier zum Film

**«WENN EINER
ETWAS ZU
SAGEN HATTE,
DANN ER.»**

Ralf Rothmann in seiner Dankesrede,
Max-Frisch-Preis 2006

WAS BEINHALTET DAS ARBEITSMATERIAL?

Das Arbeitsmaterial zum Film ist sehr umfangreich und als Fundus zur Auswahl gedacht.

Es lässt sich sehr flexibel zur Vor- oder Nachbereitung der Visionierung des Films im Kino einsetzen – je nachdem wie viel Zeit zur Verfügung steht oder in welcher Vertiefung einzelne Themen und Texte behandelt werden.

Das Arbeitsmaterial eignet sich für den Deutsch-, Geschichts-, Philosophie- oder Ethikunterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums oder der Berufsmaturschulen.

Das ganze Paket beinhaltet:

UNTERRICHTSMATERIAL

Konkrete Arbeitsideen und Unterlagen zu verschiedenen Themen, die im Film vorkommen:

- Wer war Max Frisch?
- Max Frisch als grosser Intellektueller
- Originalton Frisch – Eine Zitatensammlung
- achtung: die Schweiz – Hochaktuell oder kalter Kaffee?
- Schweiz ohne Armee? Ein Palaver
- Max Frisch, Citoyen – inhaltliche und formale Fragen zur Visionierung des Films

TEXTMATERIAL

- **Originalton Frisch – Eine Zitatensammlung**
165 kurze Zitate aus den Werken von Max Frisch
- **achtung: die Schweiz**
Zusammenfassung des Textes mit ausgewählten Zitaten
- **Rezensionen «achtung: Die Schweiz»**
Sammlung von Zeitungsartikeln aus dem Jahre 1955 zur

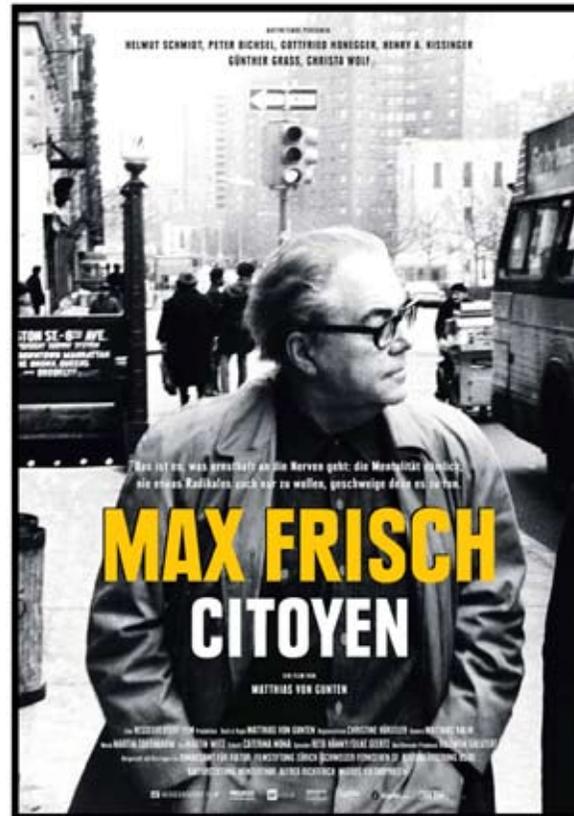
Publikation «achtung: die Schweiz»

- **Rezensionen «Schweiz ohne Armee? Ein Palaver»**
Sammlung von Zeitungsartikeln aus dem Jahre 1989 zu «Schweiz ohne Armee? Ein Palaver»
- **Rezensionen «Max Frisch, Citoyen»**
Sammlung von Filmkritiken zur Filmpremiere von «Max Frisch, Citoyen» an den Solothurn Filmtagen im Januar 2008
- **Fragebogen**
Auswahl von drei Fragebogen, von insgesamt elf, aus dem «Tagebuch 1966 - 1971»

HINTERGRUNDMATERIAL

- **Dossier zum Film**
Einführende Gedanken von Matthias von Gunten zum Film. Synopsis, Produktionsangaben, Bio- und Filmografie des Autors
- **Kurzportraits der Personen im Film**
- **Max Frisch – Leben und Werk**
Biografie von Max Frisch
- **Frischs Weg durch die Zeit**
Text von Matthias von Gunten zum Leben und Werk von Max Frisch
- **Kommentierte Bibliografie von Max Frisch**
Die wichtigsten Werke von Max Frisch mit einer kurzen Inhaltsangabe
- **Zeitgeschichtliches Glossar**
Die wichtigsten zeitgeschichtlichen Begriffe kurz erklärt

WO UND WANN IST DER FILM ZU SEHEN?



Filmplakat

KINOSTART

Der Film läuft ab Ende März 2008 in den Kinos der grösseren Schweizer Städte.

SCHULVORFÜHRUNGEN

Ab Ende März werden auf Anfrage in den Kinos Spezialvorführungen für Schulklassen angeboten.

Damit eine Spezialvorführung organisiert werden kann braucht es mindestens 50 Schülerinnen und Schüler.

Die Eintrittspreise für die Schülerinnen und Schüler sind verbilligt.

Für die Klassenlehrperson ist der Eintritt gratis.

DISKUSSION NACH DEM FILM

Auf Anfrage kann nach der Filmvorführung auch ein Gespräch mit Matthias von Gunten, Autor des Films und/oder Walter Obschlager, Leiter Max-Frisch Archiv, Zürich, organisiert werden.

INFORMATIONEN UND ANMELDUNG FÜR SCHULVORFÜHRUNGEN

Filmverleih LOOK NOW!

Bea Cuttat

Gasometerstrasse 9 • 8005 Zürich

044 440 25 44 • info@looknow.ch • www.looknow.ch

ARBEITSMATERIALIEN ZUM FILM

Die Arbeitsmaterialien zum Film sind in digitaler Form als pdf beziehbar. Sie können unter www.achaos.ch unter «Aktuell» kostenlos heruntergeladen werden oder auf Anfrage (info@achaos.ch, 032 623 57 07) mailen wir Ihnen die pdf's.

Neben den Arbeitsmaterialien liefern wir Ihnen auf Anfrage:

- ein grosses Filmplakat (68 x 98 cm)
- Filmplakate A2
- Postkartenset mit acht verschiedenen Zitaten

INFORMATIONEN UND BESTELLUNG ARBEITSMATERIAL

achaos Bildung & Information

Heinz Urben

Untere Steingrubenstrasse 19 • 4500 Solothurn

Tel. & Fax 032 623 57 07 • info@achaos.ch • www.achaos.ch

UNTERRICHTS- MATERIAL

METHODISCHE HINWEISE UND INHALTSÜBERSICHT UNTERRICHTSMATERIAL

METHODISCHE HINWEISE

Das Arbeitsmaterial zum Film ist sehr umfangreich und als **Fundus zur Auswahl** gedacht.

Es lässt sich sehr flexibel zur Vor- oder Nachbereitung des Films einsetzen – je nachdem wie viel Zeit zur Verfügung steht oder in welcher Vertiefung einzelne Themen und Texte behandelt werden.

Zum Beispiel:

Nach einer kurzen Einführung (1 bis 2 Lektionen) kann der Film im Kino visioniert und allenfalls an Hand der beiliegenden inhaltlichen und formalen Fragestellungen nachbesprochen werden.

Oder: Inhalte und Personen des Films werden an Hand der beiliegenden Materialien vor der Visionierung ausführlicher besprochen, in der Nachbereitung weiter vertieft und allenfalls Texte von Max Frisch gelesen.

Oder: Die Visionierung des Films mit allenfalls anschliessender Diskussion mit Matthias von Gunten (Autor des Films), Peter Bichsel (Schriftsteller und enger Freund von Max Frisch) oder Walter Obschlager (Leiter Max Frisch Archiv in Zürich) bilden den Schwerpunkt.

Das Arbeitsmaterial eignet sich für den Deutsch-, Geschichts-, Philosophie- oder Ethikunterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums oder der Berufsmaturschulen.

Die Materialien zum Film sind so weit als möglich **handlungs- und situationsorientiert**.

Die Arbeitsaufträge und Fragestellungen zu den einzelnen Themen wurden in Zusammenarbeit mit Gymnasiastinnen und Gymnasiasten erarbeitet.

Die Arbeitsmaterialien beinhalten Unterlagen für:

- die Vorbereitung
- die Visionierung des Films im Kino
- die Nachbereitung

INHALTSÜBERSICHT

Vorbereitung **WER WAR MAX FRISCH?**

Ist die Person und das Werk von Max Frisch den meisten noch nicht bekannt, bietet eine Auswahl verschiedener Texte Gelegenheit den Autor kennenzulernen.

Nachbereitung **MAX FRISCH ALS GROSSER INTELLEKTUELLER**

Ein zentrales Thema des Film ist die Rolle des Intellektuellen in unserer Gesellschaft.

Mit einer Auswahl an Zitaten aus dem Film sowie Auszügen von Rezensionen zum Werk und zur Person Max Frisch kann das Thema des «Intellektuellen in unserer Gesellschaft» nach der Visionierung des Films im Unterricht vertieft werden.

Vorbereitung und/oder Nachbereitung **ORIGINALTON FRISCH – EINE ZITATENSAMMLUNG**

Eine umfangreiche Zitatensammlung, mit kurzen Textauszügen aus Frischs Gesamtwerk, bietet die Möglichkeit sich mit Themenschwerpunkten des Films, mit der Person und dem literarischen Schaffen von Max Frisch, vor- oder nachbereitend, vertieft auseinanderzusetzen.

Vorbereitung und/oder Nachbereitung **ACHTUNG: DIE SCHWEIZ – HOCHAKTUELL ODER KALTER KAFFEE?**

Ein Thema im Film ist der Text «achtung: die Schweiz», den Max Frisch 1955 zusammen mit Markus Kutter und Lucius Burckhardt geschrieben hat. Das kurze Pamphlet löste 1955 in der ganzen Schweiz eine heftige Diskussion aus und wurde in über 1'000 Artikeln kritisch kommentiert.

An Hand des beiliegenden Materials können die Jugendlichen die damals revolutionäre Idee kennelernen und kritisch diskutieren.

Vorbereitung und/oder Nachbereitung **SCHWEIZ OHNE ARMEE? EIN PALAVER**

Max Frisch setzte sich mit Armee, Militär und Krieg immer wieder kritisch auseinander. Als die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) 1986 die Volksinitiative «Für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik» lancierte, war das für Frisch, nach siebenjähriger Schreibpause, ein Anlass noch einmal schreibend aktiv zu werden und seinen letzten grösseren literarischen Text «Schweiz ohne Armee? Ein Palaver» zu publizieren. Mit diesem Text und weiteren beiliegenden Materialien können sich die Jugendlichen mit Fragen zu Armee und Militär vertieft auseinandersetzen.

Visionierung und Nachbereitung **MAX FRISCH, CITOYEN – FRAGEN ZUR VISIONIERUNG DES FILMS**

Zur Visionierung des Films sind zwei Fragekataloge vorbereitet:

- Fragen zum Inhalt des Films
 - Fragen zur formalen Gestaltung des Films
- Einer oder beide Fragekataloge können den Jugendlichen vor der Visionierung des Films abgegeben und nachträglich besprochen werden.

BEILIEGENDES MATERIAL

TEXTMATERIAL

- Originalton Frisch – Eine Zitatensammlung
- achtung: die Schweiz
- Rezensionen «achtung: die Schweiz»
- Rezensionen «Schweiz ohne Armee? Ein Palaver»
- Rezensionen «Max Frisch, Citoyen»
- Fragebogen

HINTERGRUNDMATERIAL

- Dossier zum Film
- Kurzportraits der Personen im Film
- Max Frisch – Leben und Werk
- Frischs Weg durch die Zeit
- Kommentierte Bibliografie von Max Frisch
- Zeitgeschichtliches Glossar

WER WAR MAX FRISCH?

ARBEITSGRUNDLAGEN

Der Schriftsteller Max Frisch hat immer wieder zum aktuellen Zeitgeschehen mit Texten, Artikeln und Reden öffentlich Stellung bezogen. Nachfolgend einige Auszüge aus Leserbriefen und Zeitungsartikeln als Reaktion und Kommentar auf die kritischen Interventionen und die Person Max Frisch.

Max Frisch hat Zeit seines Lebens immer wieder Fragen gestellt. Fragen zu zeitgeschichtlichen und politischen Themen, Fragen zu seiner Arbeit, seinem Leben, seinen Erfahrungen, Fragen zu Hoffnung, Heimat, Ehe, Freundschaft, Eigentum, Geld, Humor und Tod. Durch Hinterfragen wollte er immer wieder genau wissen, warum genau etwas so ist wie er es gelesen, gehört oder erfahren hatte. In seinem zweiten Tagebuch 1961 - 1971 sind elf Fragebogen mit je 25 ganz konkreten Fragen zu verschiedenen Themen zu finden.

Falls Max Frisch nicht bereits bekannt ist, bieten die Texte auf Seite 3 ff, die beiliegenden drei Fragebogen sowie die ebenfalls beiliegende Biografie Gelegenheit seine Person und seine Bedeutung als einer der bekanntesten und engagiertesten Literaten der Schweiz zu erkunden.

ARBEITSIDEEN

- Zu welchen Themen hat sich Max Frisch geäußert?
- Warum könnten die Reaktionen zum Teil derart heftig gewesen sein?
- Vergleicht man die Aussagen auf Seite 3, 4 und 5 ergibt sich eine gross Diskrepanz in der öffentlichen Wahrnehmung von Max Frisch. Warum?
- Auseinandersetzung mit den drei beiliegenden Fragebogen:
 - Was lösen diese Fragen aus?
 - Welche Absicht hatte Frisch mit diesen Fragebogen?
 - Die Fragen hat er zwischen 1966 und 1971 geschrieben. Sind die Fragen heute noch aktuell?
 - Gibt es weitere interessante Fragen zu diesen Themen?
 - Eigene Fragebogen mit interessanten Fragen entwickeln.

QUELLE

Tagebuch 1966-1971 GW 6, S. 196
TB, 211-212

«*Ihr ganzer Artikel ist Dreck, aber Sie verdienen einen Haufen Geld damit, und das ist Ihnen die Hauptsache*

«*Sind Sie denn überhaupt Schweizer?*

«*Wenn sie die USA meien kritisieren zu müssen, warum wohnen sie denn nicht endlich in einem kommunistischen Land, wenn Sie dort alles wunderbar finden?*

«*Dass Sie auch noch ein Wort einlegen für die Dienstverweigerer, war ja nach allem zu erwarten.*

«*... die amerikanischen Soldaten in Vietnam sterben nämlich auch für Sie, Herr Frisch, das vergessen Sie offenbar...*

«*... Sauhund! Sie sind ein verreckter Sauhund! Mit Ihrem Schwanz soll man beim Globus die Möwen füttern! Sie ekelhafter Idiot, aber Ihre Hütte wird bald in Flammen stehen! Sauhund!*

«*... weiss ich von Lenin nur einen Satz, aber der stimmt: die nützlichen Idioten. So einer sind Sie genau. Wie lang noch?*

«*Das ist die sogenannte Jugend, die Ihresgleichen unterstützt, Kriminelle, Vorbestrafte, Homosexuelle, Asoziale, Tagediebe. Dafür zahlen wir Steuern*

«*Meinen Sie vielleicht, dass der Vietkong keine Morde verübt?*

«*Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Sie ein richtiger Schuft des geistigen Lebens sind, auch wenn man sich angesichts des Guten, das Sie auch noch haben, dieses Eindrucks wirklich erwehren möchte. Soviel Zersetzendes und Verneinendes ist in einer solchen Zeit und Welt einfach unverantwortlich ... Das widerliche, perfide unterminierende Wesen, das Sie zeigen, deutet auf einen unedlen Charakter, von dem man spüren muss: Mit ihm lässt sich nicht reden.*

WER WAR MAX FRISCH?

P - Foto		richtig	Nr.
Name:	F r i s c h		alias
Vorname:	Max	Eltern:	Franz und Lina geb. Wildermuth
Geburt:	15.5.1911	Heimat:	Zürich
Beruf:	Schriftsteller & Architekt	Zivilstand:	verh. mit Gertrud Anne Constance geb. Meyenburg
Wohnort:	Zürich, Holligenstr. 265, Barzona TI		
Bemerkungen:		Pass Nr. 577238/410	1 Karte
Akten	Datum	Gegenstand	
3.8.10086	27.8.48	v. Dep. Agentur: Reiste am 23.8.48 nach Polen zur Teilnahme an Weltkongress der Intellektuellen für die Sache des Friedens.	
	25.9.48	von Pol. Insp. ES: Bericht betr. den "Weltkongress der Intellektuellen für Frieden". Nach Aussagen von Prof. BIRCHLER E.T.H. Zürich ist F. vorzeitig abgereist.	
16.10055	31.8.49	v. Pol. Insp. Basel. Bericht über die 'Schweizerisch-Deutsche Kultur-Vereinigung', hervorgegangen aus 'Freies Deutschland'; hatte anfänglich Linkskurs, soll aber angekl. seit 1946 keine politischen Tendenzen mehr verfolgen. Mehrere prominente Kommunisten gehören dem Vorstand an. Auch F. ist Mitglied des Vorstandes. Die Vereinigung soll in Auflösung begriffen sein.	
	14.6.50	v. [redacted] F. nahm am kommunist. 'Weltfriedenskongress' 1948 in Breslau teil	
2.13356	28.8.51	aus 'Vorwärts' v. 20.8.51, Nr. 190. Artikel "Kunst und Politik". Es wird darauf hingewiesen, dass F. aus den 'Partisans de la paix' ausgetreten sei, wieder bürgerlich geworden sei und demnächst mit einem USA-Stipendium eine 6 monatige Studienreise nach USA machen werde, man könne sich denken, dass dies nicht umsonst geschehe.	

Auszug aus der Fiche des Schweizer Staatsschutzes ¹ (27.8.1948 - 12.1.1990) über Max Frisch

43 JAHRE LANG OBSERVIERT

Kurz vor seinem Tod erfährt Max Frisch, dass er 43 Jahre lang vom Schweizer Staatsschutz observiert und eine umfangreiche Fiche über ihn angelegt worden ist.

Obwohl sich Max Frisch, Zeit seines Lebens nie eines verfassungswidrigen Verhaltens schuldig gemacht hat, wurde er vom Generalstab der Schweizer Armee sogar zum «Staatsfeind Nr. 1» ernannt.

Filmkritik zu «Max Frisch, Citoyen» in der NZZ am Sonntag, 27.1.2008

BESICHTIGUNG EINES MONUMENTS

War Max Frisch die letzte moralisch intellektuelle Instanz im Lande?

Wie tot ist Max Frisch? Sehr tot, sagen jene Lehrer, die ihn knurrend im Unterrichtsprogramm führen. (...) Andere aber vermissen einen Max Frisch dringend als politisch geerdete Stimme, in einer Zeit in der Parteipropagandisten als Intellektuelle gelten. (...)

Der renommierte deutsche Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki schreibt in der Zeitschrift «Die Welt», Hamburg, am 6. April 1991:

Max Frisch praktizierte Moral ohne Predigt und Zeitkritik ohne Propaganda. Seine Empörung war frei von Gereiztheit oder gar Hysterie, sein Protest war ruhig und gelassen. Bisweilen provozierte er, doch nicht aus Lust oder Leidenschaft, sondern aus Not und Notwendigkeit. Nie hatte er den Wunsch sich als Volkserzieher zu betätigen.

Er war ein Ankläger der Gesellschaft, gewiss, doch ein Ankläger wider Willen. Denn der vorherrschenden Ansicht zum Trotz war er kein politischer Schriftsteller: Ideen haben ihn nie fasziniert, von Ideologien wollte er nichts wissen, Programme scheinen ihn gelangweilt zu haben. Er machte sich keine Illusionen, eine perfekte Gesellschaftsordnung konnte er sich überhaupt nicht vorstellen. Er wusste: Ohne Literatur liefe die Welt nicht anders, aber sie würde anders gesehen, nämlich so, wie die jeweiligen Nutzniesser sie gesehen haben möchten. (...)

Er hatte keine Lehre zu bieten und keine Lösungen, wohl aber scharfsinnige Befunde. Von nichts anderem erzählen seine Romane als von den Leiden des Individuums, zumal des Intellektuellen. Max Frisch war ein Dichter der Angst, unser aller Angst, er hat von der Liebe hier und heute erzählt, er war der grösste Erotiker unserer Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg.

QUELLE

¹ Max Frisch-Archiv, Zürich

WER WAR MAX FRISCH?



Buchbesprechung «Tagebuch 1966 – 1971» in der Zeitung «Die Zeit» Hamburg, 5. Mai 1972

VERSUCH EIN MEISTERWERK ZU BESCHREIBEN

(...) Was auf allen Ebenen dieses Tagebuchs beeindruckt und in vielen Passagen unsere Bewunderung fordert, ist die strahlende Intelligenz, die mit Moralität so eng verknüpft ist, dass man nicht ausmachen kann, ob verfeinerte Moralität hier die Intelligenz führt und schärft oder ob diese, indem sie auf Wahrheit zielt, fast notwendigerweise in subtilste Moralität übergeht. Aber wie auch immer – das Ergebnis dieser Verschränkung und wechselseitigen Provokation ist die Genauigkeit der Beschreibung und des Denkens, die ihresgleichen sucht.

(...) Gewiss, Max Frisch hat keine Patentlösungen anzubieten, dazu fehlt es ihm an Dogmatismus und vor allem an Dummheit. Dass er aber die politisch-gesellschaftlichen Vorgänge und Zustände unserer Welt ernst nimmt, beweist allein schon die Tatsache wie genau und unbestechlich er sie erkennt und darstellt.

PREISE UND AUSZEICHNUNGEN

Max Frisch erhielt für sein Werk und sein Engagement viele nationale und internationale Preise und mehrere Universitäten haben ihm die Ehrendoktorwürde verliehen.

- 1935 Einzelwerkpreis der Schweizerischen Schillerstiftung für «Jürg Reinhart»
- 1938 Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis der Stadt Zürich
- 1940 Einzelwerkpreis der Schweizerischen Schillerstiftung für «Blätter aus dem Brotsack»
- 1945 Preis der Welts-Stiftung für das Drama «Santa Cruz»
- 1954 Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig
- 1955 Gesamtwerkpreis der Schweizerischen Schillerstiftung
- 1955 Schlußner-Schueler-Preis des Hessischen Rundfunks
- 1958 Georg-Büchner-Preis
- 1958 Literaturpreis der Stadt Zürich
- 1962 Ehrendoktorwürde der Philipps-Universität Marburg
- 1962 Großer Kunstpreis der Stadt Düsseldorf
- 1965 Jerusalempreis für die Freiheit des Individuums in der Gesellschaft
- 1965 Schiller-Gedächtnispreis des Landes Baden-Württemberg
- 1973 Grosser Schillerpreis der Schweizerischen Schillerstiftung
- 1976 Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
- 1979 Ehrengabe aus dem Literaturkredit des Kantons Zürich (abgelehnt)
- 1980 Ehrendoktorwürde des Bard College (Staat New York)
- 1982 Ehrendoktorwürde der City University of New York
- 1984 Ehrendoktorwürde der Universität Birmingham
- 1984 Ernennung zum „Commandeur dans l'ordre des arts et des lettres“ (Frankreich)
- 1985 Commonwealth-Preis (Chicago)
- 1986 Neustadt International Prize for Literature der University of Oklahoma
- 1987 Ehrendoktorwürde der Technischen Universität Berlin
- 1989 Heinrich-Heine-Preis der Stadt Düsseldorf

Im Gedenken an Max Frisch vergibt die Stadt Zürich seit 1998 den Max-Frisch-Preis.

FRISCH ALS GROSSER INTELLEKTUELLER



ARBEITSGRUNDLAGEN

- Aussagen und Texte
Seite 6 ff
- Ergänzend:
- Biografie (beiliegend)
- Frischs Wege durch seine Zeit (beiliegend)
- Rezensionen (beiliegend)
- Zitatensammlung (beiliegend)

ARBEITSIDEEN

- Warum gilt Frisch als grosser Intellektueller?
- Worüber hat er sich geäussert?
- Wie hat er sich geäussert?
- Welches Bild von Max Frisch wird in den Aussagen auf den folgenden Seiten gezeichnet?
- Wie wurden seine Texte und Aussagen aufgenommen?
- Was ist Dein Bild, Deine Definition einer intellektuellen Person?
- Intellektuelle/Intellektueller versus Philosophin/Philosoph versus Politikerin/Politiker?
- Diskutiert: Welche Bedeutung haben Intellektuelle heute? Sind sie Euch, sind sie Dir als Orientierungshilfe wichtig?
- An was oder wem orientierst Du Dich in Deinem Denken und Deinem Engagement?

QUELLEN

¹ GW 4, 245 / 'Öffentlichkeit als Partner'; TB, 57-59

² Aus Max Frisch/Philipp Pilliod: „Max Frisch, Erzähler“, 3. Folge „achtung: die Schweiz“, WDR 1985/1986

« Der Intellektuelle ist nicht einer, der gescheiter ist als die andern; diese Arroganz fällt aus. Ich kann mir denken, dass gewisse Politiker sehr gescheit sind, grosse Wirtschaftsführer sehr gescheit sind, sehr viel wissen, kulturelles Wissen, Fachwissen – und sind keine Intellektuellen. Was ist der Unterschied? Ich würd's so sagen: In welcher Richtung setzt du deine Intelligenz ein? Der Intellektuelle ist eine absurde Figur; er will die Wahrheit wissen, mit allem Zweifel: Was ist Wahrheit? Er möchte es wissen. Er hat einen solchen Drang, eine erotische Begierde auf Wahrheit, dass er sie sogar erkennen würde, wenn die Wahrheit gegen seine Interessen spricht. Wenn ich eine Wahrheit erkennen würde, die sagt: Aber Herr Frisch, aber dann, wenn das wahr ist, sitzen sie nicht mehr auf diesem Mäuerchen, dann weg hier, traue ich mir zu, dass ich sage: Aber wenn's die Wahrheit ist, gut, gehen wir, gehen wir von diesem Mäuerchen weg!

Das heisst, er hat ein Interesse, das über seine Person und über seine sogenannten Interessen hinausgeht. Der Politiker, der Pragmatiker und der Wissenschaftler als der TUI *, der käufliche, der käuflich ist – er muss das liefern, was die Industrie möchte, denn, von wem bekommt er sonst die Forschungsgelder? Von uns bekommt er sie nicht –: Dort ist die Anstrengung des Intellekts, der Intelligenz immer auf die Wahrung eines Interesses gerichtet, auf die Erhaltung von Privilegien gerichtet, auf die Unterdrückung von Wahrheit gerichtet, wenn sie sich gegen mich richtet. Also, der Intellektuelle nicht als der Gescheitere, nicht unbedingt als der Gebildetere, sondern da ist das Wort eher: Der „reine Tor“ – und die brauchen wir! Die andern handeln ja nach Sachzwängen, die nicht Sachzwänge sind, sondern Zwänge ihres Privilegienschutzes usw.

So wäre der Intellektuelle in der Politik von grosser Wichtigkeit, nie geliebt, weil er selbst das Interesse der Partei nicht höher schätzt, als das Interesse an der Wahrheit. Er könnte z.B. nicht Stalinist werden. ²

* Der TUI ist, nach einer Notiz Brechts, «der Intellektuelle dieser Zeit der Märkte und der Waren. Der Vermieter des Intellekts.» TUIs sind Leute, die gegen Bezahlung ihren Verstand vermieten. Sie sind jederzeit bereit, Sätze zu beweisen wie «Der Regen fliesst von unten nach oben» u.ä. Für sie erfand Brecht den Namen TUI; es ist eine Verballhornung des Wortes „intellektuell“; TUI ist die Abkürzung dieser Verkehrung: Tellekt-Uell-In.

FRISCH ALS GROSSER INTELLEKTUELLER



HELMUT SCHMIDT
DEUTSCHER BUNDESKANZLER
1974 – 1982

« Ich hatte einiges von Frisch gelesen, habe wohl auch ein oder zwei Stücke im Theater gesehen, die er geschrieben hatte. Und ich wusste er hatte ein Buch oder Theaterstück geschrieben unter dem Titel „Die Chinesische Mauer“. Und ich war auf dem Weg nach China, ich hatte einen Besuch bei Mao Tse-Tung und Tchou En-Lai vor und kam auf die Idee, es wäre doch ganz witzig den Max Frisch einzuladen mitzuflogen, damit er die wirkliche chinesische Mauer auch mal zu sehen kriegt und nicht nur die, die er sich als Metapher vorgestellt hatte. Und so hab ich ihn eingeladen, mitzuflogen. Er war nicht der einzige Badegast der mitflog, es waren noch einige andere. Er trat sehr bescheiden auf, aber seine geistigen Ansprüche waren alles andere als bescheiden. Er war sehr freundschaftlich, höflich, aber er war sehr bestimmt, was seine Vorstellungen anging. Ich habe ihn sehr gerne gemocht.

« Der Begriff des Intellektuellen ist ganz unscharf. Er umfasst durchaus ganz weit rechts stehende, auch ganz weit links stehende Leute. Er ist auch deshalb unscharf, weil nicht jeder bedeutende Maler ein Intellektueller ist, manche weniger begabte Maler sind aber Intellektuelle. Nicht jeder Musiker ist ein Intellektueller. Johann Sebastian Bach oder Beethoven waren kaum Intellektuelle, aber unglaublich grosse Musiker. Es gibt andere Musiker, die würde ich zu den Intellektuellen zählen. Es gehört wohl dazu eine erhebliche Bildung, Belesenheit, Kenntnis von vielen Dingen. Und es gehört wahrscheinlich dazu die Suche nach der Wahrheit und die Suche nach dem eigenen Urteil.

« Intellektuelle sind in jeder Gesellschaft notwendig. Ob im alten Athen heute vor zweieinhalb tausend Jahren, ob im alten China heute vor zweieinhalb tausend Jahren, denken Sie an Konfuzius oder ob in der heutigen Gesellschaft Deutschlands oder Frankreichs, Amerikas, Italiens, Russlands oder Chinas: Intellektuelle sind notwendig. Nicht alle Intellektuellen sind notwendigerweise brauchbare Gesprächspartner für die Regierenden, aber alle Regierenden müssen sich gefallen lassen, von Intellektuellen kritisiert zu werden. Das heisst nicht, dass man aller Kritik Recht geben muss.

QUELLE

Statements im Film
«Max Frisch, Citoyen»
von Matthias von
Gunten

FRISCH ALS GROSSER INTELLEKTUELLER



PETER BICHSEL
SCHRIFTSTELLER

«Ich werde den ganz einfachen Satz von ihm nie vergessen, den er immer wieder – mitten in einem Gespräch – anbrachte, festnagelte, behauptete: «Aber das ist doch wichtig.» Er konnte den Satz naiv staunend aussprechen oder in engagierten Zorn: «Aber das ist doch wichtig.» Und er meinte damit immer das Detail, die Kleinigkeit, die Nebensache, und er hatte nicht das geringste Verständnis für jene, denen das nicht so wichtig war. Er nahm wie kaum ein anderer Leben ernst, sein Leben, unser Leben, er war wütend und trotzig und staunend an Leben engagiert. Dass das mitunter ein Leben als Schweizer war, das war ein Zufall – oft ein ärgerlicher Zufall, aber er nahm Zufälle ernst und Ärger auch. (...) Nicht das Prinzip Hoffnung, das Prinzip Interesse, ungebrochenes kompromissloses Interesse – das war sein Engagement. Es muss einen Grundriss geben und es muss Gründe geben. Warum? Warum? Warum?»

Er beharrte darauf, auf der dauernden Frage. Der Wissende mag grosszügig das sogenannte Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden. Dem Fragenden, dem fragenden Kind, ist jedes Detail wichtig. Für Frisch wurde Bücher schreiben zur Buchhaltung, zu einem Zwang, Leben ernst zu nehmen. (...) Max Frisch ist tot. Jetzt nur nicht die Wut verlieren. ¹

«Ich habe ihn nie schreiben gesehen, selbstverständlich, Schreiben ist ein einsames Geschäft. Aber ich habe ihn in Berlin und auch in Berzona oft Schreiben gehört. Und das war so ein „Tack, Tack, Tack, Tack“; da wurden Buchstaben gesetzt, einmalig und endgültig hingesetzt und zwar die richtigen am richtigen Ort; es war ihm ernst. ²

«Wenn ich an diese 50er-Jahre zurückdenke; das war eine furchtbar schreckliche Zeit in dieser Schweiz. Was uns da alles vorgelegen und vorenthalten wurde. In der Schule lasen wir die alten Nazis weiterhin, die waren sonst ganz nett und im übrigen Ärzte oder weiss ich was. Es war eine schreckliche, eine verlogene Zeit, Frisch war für uns die Befreiung. Das Thema Schweiz ist im Grunde genommen eine Erfindung von Max Frisch, oder eine Entdeckung von Max Frisch. ²

«Er war für uns in Vielem eine Erlösung, sein erstes Tagebuch war für uns eine Erlösung. Wir hatten auch ein riesiges Glück in unserem Zugang zu Frisch: Unsere Lehrer fanden ihn grauhaft, fanden ihn ein Schreiberling in Zürich, der glaubt er sei ein Schriftsteller und nichts kann. Und wir hatten das grosse Glück, ihn im Trotz gegen unsere Lehrer lesen zu können, lesen zu dürfen. Dieses Glück hat heute keiner mehr. ²

«Ich habe einmal ein sehr dickes Papier aus dem damaligen Militärdepartement gesehen, mit dem Titel: Max Frisch, Staatsfeind Nr. 1. Er ist zum Staatsfeind geworden durch Hinterfragen, das tut man in der Schweiz nicht. Fragen darf man, aber nicht hinterfragen. ²

QUELLEN

¹ Zitate aus der Rede von Peter Bichsel an der Totenfeier in der Kirche St. Peter in Zürich am 9. April 1991

² Statements im Film «Max Frisch, Citoyen» von Matthias von Gunten

FRISCH ALS GROSSER INTELLEKTUELLER



GÜNTER GRASS
SCHRIFTSTELLER

« Ich hab ihn ja gekannt in seinem Privatleben, auch in seinen Krisen, in seinen Schwierigkeiten und umgekehrt hat er mich auch so sehen können. Es war eine Freundschaft, die nicht spannungsfrei war, Max Frisch war jederzeit auch zum Streit aufgelegt. Und er nahm auch immer wieder Distanz. Und es bedurfte nicht immer aber oft eines Anlaufs, nicht um ins Gespräch zu kommen, das ging schon, aber um eine Nähe herzustellen.

« Um Frisch gab es hin und wieder den einen oder anderen Skandal, Auseinandersetzung mit der Zürcher Stadtregierung oder ‚Achtung die Schweiz‘, dieser Appell, den er damals losgelassen hat und der ja auch sicher wahrgenommen wurde in Deutschland, aber es waren innerschweizer Probleme, während er in Deutschland, jedenfalls von mir als jemand wahrgenommen wurde, dem man auch nacheifern konnte. Also mein späteres politisches Engagement ist sicher auch angestossen durch die Art und Weise wie Max Frisch sich ins Tagesgeschehen eingemischt hat. Ein Selbstverständnis als Schriftsteller als einer Person, die zugleich Bürger in ihrem Land ist, Citoyen in diesem Land ist, in dem Sinne sich auch zu engagieren hat. Da gab es einen Gleichklang, das gab es nicht mit allen Kollegen, nicht. Also auch mein Engagement in Deutschland wurde von vielen Autoren, auch meiner Generation, abgelehnt und nicht mitgemacht. Und darüber war zu sprechen und das hat uns – so unterschiedlich wir waren – näher gebracht.

QUELLE

Statements im Film
«Max Frisch, Citoyen»
von Matthias von
Gunten

FRISCH ALS GROSSER INTELLEKTUELLER



Textmanuskript für die deutschen Untertitel zu den Aussagen von Kissinger im Film

Für mich war dies eine Zeit von enormer Anspannung und moralischer Herausforderung. Ich erinnere mich mit einem gewissen Vergnügen, denn obwohl ich wusste, dass er unseren Standpunkt nicht teilte, war da eine Möglichkeit von gegenseitigem Respekt und vielleicht eine Möglichkeit, diese Standpunkte irgendwann zusammenzubringen. Menschlich fühlte ich mich Frisch sehr nah.

Ich hatte den Roman Stiller gelesen, der mich tief beeindruckt hat. Ich hielt Frisch deswegen für einen grossen Schriftsteller. Also war ich interessiert, ihn zu treffen. Es war mir völlig klar, dass er sich in Feindesland wähnte.

Natürlich ging er vom Standpunkt aus, dass die Invasion oder der Einmarsch in Kambodscha moralisch falsch war. Das ist ein Standpunkt, den ich weder moralisch noch praktisch teile. Ich fürchte, wenn wir es noch mal tun müssten ... Ich war nicht der letzte Entscheidungsträger, die letzte Entscheidung wurde von Präsident Nixon gefällt, aber ich habe sie zweifellos unterstützt.

Natürlich sehe ich Frisch nicht negativ. Aber es gibt auch eine Art von Intellektuellen, die in einer zerstörerischen Gesellschaftskritik schwelgt, ohne alternative Vision. Und das sind für mich Zyniker. Sie können zwar unsere Schwächen aufzeigen, aber uns nicht in die Zukunft führen. Der Intellektuelle hat unbeschränkt Zeit und er kann sich sein Thema aussuchen. Dem Politiker wird sein Thema aufgezwungen. Der Intellektuelle kann es sich leisten, über das Beste zu schreiben, was geschehen könnte. Der Politiker ist auch verantwortlich für das Schlechteste, was geschehen kann. Sein Handlungsspielraum ist begrenzt. Der Intellektuelle kann seine Meinung ändern und sagen: ich habe einen schrecklichen Fehler gemacht, ich schreibe ein neues Buch. Wenn ein Politiker einen Fehler macht, kann er ihn normalerweise nicht mehr rückgängig machen.

« For me actually this was a period of enormous divisions and enormous moral confrontation. I remember it with some pleasure because while I knew that he did not share our point of view, it showed the possibility of mutual respect and maybe a possibility further down the road of bringing these points of view together. I felt humanly close to Frisch. And I had read the novel Stiller, which moved me deeply. I thought Frisch was a great writer based on that novel. So I was interested to meet him. It was perfectly clear to me, that he felt he was in enemy territory.

« Of course he starts from the point of view that the invasion or the incursion into Cambodia was morally wrong. That's a point of view I don't share on either moral or practical grounds. I'm afraid if we had to do it again ... I was not the ultimate decisionmaker, the ultimate decision was made by President Nixon, but I certainly supported it.

« I obviously don't see Frisch in a negative way. But there is also a type of intellectual that wallows in the destructive critique of a society without an alternative vision. And those I would say are cynics who can illuminate our weaknesses but not bring us into our future. The intellectual has unlimited time and he can pick his subject. The policymaker has his subjects imposed on him. The intellectual can afford to write about the best thing that could happen. The policymaker is responsible also for the worst thing that might happen, so his range of choices is limited. The intellectual can change his mind, and say I made a terrible mistake here, I'll do another book. The policymaker, if he makes a mistake, it's likely to be irretrieval.

QUELLE

Statements im Film
«Max Frisch, Citoyen»
von Matthias von
Gunten

FRISCH ALS GROSSER INTELLEKTUELLER



CHRISTA WOLF
SCHRIFTSTELLERIN

« Er war ja einer derjenigen, die sehr oft in die DDR, d.h. nach Ostberlin kamen. Und es war sehr interessant, was er von uns, von der anderen Hälfte der Welt, was er davon hielt, was er dazu zu sagen hatte. Er kam nicht mit Vorurteilen, die er natürlich hatte, er hatte Urteile schon, aus Kenntnis, aber er war nicht verfestigt, er wollte schon sehen, wie andere es erleben, was er nicht erlebt und was er auch nicht so vollständig begrüssen konnte.

« Vielleicht war da sogar eine Ähnlichkeit zwischen uns und ihm, dass wir einerseits die Verhältnisse der anderen Seite, sage ich jetzt mal, kritisierten, aber das wiederum ja eigentlich nur machen konnten, indem wir die Verhältnisse bei uns kritisierten. Es war eine Spannung in ihm, ein Stachel. Und das war auch etwas, das mich ihm sehr nahe brachte, weil ich war auch dauernd in einer Dauerspannung, in einer anderen, aber diesen Stachel, diese Spannung habe ich auch dauernd gespürt. Und es war immer sehr wichtig für mich, mit ihm darüber reden zu können.

QUELLE

Statements im Film
«Max Frisch, Citoyen»
von Matthias von
Gunten

FRISCH ALS GROSSER INTELLEKTUELLER



Nachdem Max Frisch 1976 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bekommen hat wird er erstmals von der Schweizer Landesregierung im Bundeshaus empfangen.

Buchbesprechung «Tagebuch 1946 – 1949» in der Württembergische Abendzeitung, 21. November 1950

EIN MENSCH SUCHT KLARHEIT

(...) „Der Tagebuchschreiber hält den Finger am unruhigen Puls der Zeit und sieht Dinge und Verhältnisse allenthalben aus dem unverstellten Blick eines humanen Europäers. Was er des Aufschreibens wert hielt, sind oft Beobachtungen am Rande, die aber Licht ins Zentrum wichtiger Probleme werfen. Max Frisch ist indes alles andere als ein notorischer Zeichendeuter oder Heilpraktiker einer deutschen oder europäischen Kulturkrise. Er ist schlechthin ein lebensgläubig aufgeschlossener dichterischer Mensch, der in sein Tagebuch fast weniger Eindrücke der Aussenwelt als die Gedanken, Phantasien, Entwürfe und Einfälle seines höchst lebendigen inneren Haushaltes niederlegt.“ (...)

Buchbesprechung «Tagebuch 1946 – 1949» in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», 11. November 1950

DIAGNOSE DER ZEIT

Zeitgenössische Tagebücher pflegen mit der Kapitulation zu schliessen. Der Schluss an diesem fatalen historischen Grenzpunkt suggeriert oft, dass „es“ nun wieder besser werde. Dieses Neutrum aber, lebendiger Stoff, die Situation des Europäers, nachdem der Krieg zu Ende war, scheint zu unserer Bestürzung vielen Schreibenden zu roh, zu neu, zu heisses Eisen zu sein. Nicht so dem Züricher Architekten Max Frisch, der bisher bei uns nur als Dramatiker diskutiert wurde. Frisch wendet sich in seinen Tagebuchblättern mit wachsendem Gewinn für seine dichterische Kraft und Entwicklung immer schärfer und härter der Wirklichkeit unserer Tage zu (...)

Leitmotiv bleibt die Erschütterung über die Anfälligkeit, die Schuld des Menschen hier und jetzt; Kontrapunkt dagegen die zuweilen verbitterte Enttäuschung von der unausgebliebene Wandlung der Völker. Die Erkenntnis unveränderter Ungesicherheit durchzieht nicht nur die Episoden aus der östlichen Welt, sondern erhellt auch die scharfen Blitzlichter aus dem Westen; denn immer wieder reduziert Frisch die Probleme, selbst die west-östlichen, auf die Menschen, die sie angehen. Dabei beunruhigt ihn die Gefahr des Unmenschen in uns selbst; (...)

Das Ganze – ein Ärgernis für alle, die das Chaos verdecken möchten – bildet eben durch den seiner Form und unserem Leben gemässen fragmentarischen Charakter eine der wertvollen, literarischen Diagnosen in deutscher Sprache.

FRISCH ALS GROSSER INTELLEKTUELLER

*Buchbesprechung «Tagebuch 1966 – 1971» in «Die Presse Wien»
26. April 1972*

IN SEINER ZEITGENOSSENSCHAFT BEGRÜNDET

„Vom Verlag in Frankfurt erfährt man folgendes: Drei Wochen ist die erste Auflage auf dem Markt und schon sind 25.000 Exemplare vergriffen. Weitere 25.000 will man drucken beziehungsweise vorbereiten. Übrigens sind von Max Frischs „Wilhelm Tell für die Schule“ schon 100.000 verkauft und der „Homo faber“ sowie „Andorra“ haben längste die Viertelmillionengrenze überschritten. Das ist also heute möglich, für einen Schriftsteller wie für einen Verlag, Bestseller anderer Gewichtigkeit als üblich, es sei festgehalten. (...)“

Natürlich ist das Tagebuch II eines Max Frisch wiederum eine Fundgrube, natürlich auch eine lohnende Begegnung mit einem Mann, der durchaus etwas zu sagen hat. Zusätzlich führt eine Art Verknappung der Darstellung, eine gesuchte wie gekonnte, den Leser zum Weiterdenken, zwingt ihn nicht so sehr dazu, überredet ihn vielmehr. (...)“

Max Frisch hat auf mehr als 400 Seiten die Welt eines Intellektuellen eingefangen, durchaus eines Europäers, aber im Grunde liest sich sein Tagebuch dennoch als eine einzige Suche des Autors nach Max Frisch. Eines Autors, der sich mit dem Alter auseinanderzusetzen beginnt, es einkreist, Rechenschaft abzulegen versucht, sich aber Trost versagt. Warum eigentlich? Weil sich die Antworten nicht anbieten? Weil sie nicht aus „Statements“ bestehen können? Weil die Zeitgenossenschaft vermeintlich dazu zwingt? (...)“

*Buchbesprechung «Tagebuch 1946 – 1949» in der Zeitung
«Neues Deutschland» Berlin Ost, 23. Februar 1988*

PFLICHT DES DENKENS, UM VORGÄNGE ZU ERKUNDEN

Vom Sinn des Tagebuchs schreibt Frisch zu Anfang: «Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken...». Damit

ist auch auf das Besondere verwiesen. Nicht die Person des Autors steht im Mittelpunkt, nicht das was er erlebt, sondern eine Haltung zu Ereignissen von ganz unterschiedlichem politischem wie persönlichem Stellenwert. (...) Er erlegt sich die Pflicht des Denkens auf. Mit Denken wehrt er sich zunächst gegen eine Welt, die den einzelnen zum Spielball macht. Frisch will sich und andere wach machen durch Gegen-Denken. (...)“

Frisch nutzt das, um Weltvorgänge und Privates zu erkunden, einmal direkt zu benennen, ein andermal in der parabelhaften Form zu umkreisen. Die Ironie und das satirische Lachen, das Schüttelfröste erzeugt und dadurch wach macht, werden im Tagebuch in erregender Weise spürbar. Es sind Formen, mit denen Frisch sich zur Wehr setzt gegen eine bürgerliche Ordnung, die ihn fast zu inneren Emigration verurteilt.

Der Leser wird in diesem Max Frisch des Tagebuchs keinen Antwort-Geber finden, sondern einen mit ungewöhnlicher Sensibilität Suchenden, einen der ohne Unterlass mahnt, warnt und an die Fähigkeit des Menschen appelliert, sein Schicksal selbst zu bestimmen.

*In einem Nachruf zu Max Frisch schreibt Beatrice von Matt am
5. April 1991 in der «Neuen Zürcher Zeitung»:*

Er kämpfte gegen die fixe Vorstellung, wie einer zu sein habe, damit er akzeptabel sei in der Weltgeschichte. Sein Dichten war ein einziger, unablässig neu geleisteter Positionsbezug gegen jedwede Autorität. Einer von der Beschaffenheit Max Frischs hat hier nur sich selber zu setzen. Im fiktionalen Werk den anderen neue Normen zu setzen, neue Leitlinien hinzuzumalen wäre ihm als schreckliche Vereinfachung, als Flucht in die Unwahrheit erschienen. (...)“

Jedes seiner Werke setzt nicht zuletzt auch formal neu an. Diese ungeheure Leistung wurde erbracht aus einer einzigartigen Revisions- und Veränderungsfähigkeit heraus, aus ungewöhnlicher Intuitionsgabe, die gepaart war mit Scharfsinn, mit Kraft und Analyse.

ORIGINALTON FRISCH – EINE ZITATENSAMMLUNG



ARBEITSGRUNDLAGEN

- Zitatensammlung (beiliegend)
- Zeitgeschichtliches Glossar (beiliegend)

ARBEITSIDEEN

- Welche Themen werden in der Zitatensammlung angesprochen?
- Welche Meinung und Haltung hat Max Frisch zu den einzelnen Themen?
- Welche Aussagen sind heute noch interessant und aktuell?
- Welche Aussagen provozieren Fragen (fehlende Informationen) oder Kontroversen (andere Standpunkte)?
- Was motivierte Max Frisch:
 - zum Schreiben?
 - sich immer wieder kritisch zum Zeitgeschehen zu äussern?
 - Verantwortung zu übernehmen?
 - sich zu engagieren?
- Wie sieht er sich und seine Rolle im Laufe der Zeit?

QUELLE ZITAT

‘Öffentlichkeit als Partner’; GW 5, 374 / TB, 100

Max Frischs Texte und Äusserungen waren für unzählige Menschen in der Schweiz, in Europa und auf der ganzen Welt während vieler Jahre wichtige Denkanstösse, Leitgedanken und auch Orientierungshilfen.

So wurde zum Beispiel seine Äusserung zu der Überfremdungsinitiative in den Sechzigerjahren tausendfach zitiert:

Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr. Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen ... man wittert Landesgefahr. ... Hier das Gesunde und Ein-für-alle-mal-Richtige und Einheimische und Weiss-Gott-Bewährte, kurzum das Schweizerische, und da kommen nun mitten in unseren Wohlstand unversehens Fremdlinge in Scharen, immer kleinere und immer schwärzere, Calabresen, Griechen, Türken. Hat der Einheimische das verdient?

Ein riesiger Fundus an solchen Gedanken und Leitplanken des Denkens findet sich vor allem in den beiden Tagebüchern von Max Frisch:

Tagebuch 1946 - 1949, Suhrkamp Taschenbuch 1148
Tagebuch 1966 - 1971, Suhrkamp Taschenbuch 256

Die beiliegende, umfangreiche Zitatensammlung ist eine Auswahl an Texten aus seinen beiden Tagebüchern und anderen Werken zu im Film angesprochenen Themen.

ACHTUNG: DIE SCHWEIZ – HOCHAKTUELL ODER KALTER KAFFEE?



Bild: Berzona 1968

ARBEITSGRUNDLAGEN

- Textmaterial zu «achtung: die Schweiz» (beiliegend)
- Rezensionen zu «achtung: die Schweiz» (beiliegend)

ARBEITSIDEEN

- Wie wirkt die im Text formulierte Idee aus heutiger Sicht?
- Warum löste dieses kurze Pamphlet derart heftige Reaktionen und Diskussionen aus?
- Warum wurde die im Text formulierte Idee bis heute noch nicht umgesetzt?
- Findest Du man müsste die Idee von Frisch, Kutter und Burckhardt umsetzen?
- Was sind Deine Vorstellungen einer idealen Stadt?

QUELLE ZITATE

- ¹ Kommentar im Film «Max Frisch, Citoyen»
- ² 1955, achtung: die Schweiz / Schweiz als Heimat?, 149-51
- ³ Peter Bichsel im Film «Max Frisch, Citoyen»
- ⁴ Gottfried Honegger im Film «Max Frisch, Citoyen»

Zusammen mit den Intellektuellen Markus Kutter und Lucius Burkhardt fordert Frisch 1955 mit dem Büchlein **achtung: die Schweiz**, auf eine geplante patriotische Landesausstellung zu verzichten und stattdessen eine moderne Musterstadt zu bauen. **achtung: die Schweiz** wird zum meist verkauften Buch jenes Jahres, erhält über 1000 Rezensionen und löst eine landesweite Debatte der Schweizer über ihr Land aus. ¹

MAX FRISCH

Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischer Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen eine Schweiz, die sich selber ins Gesicht zu schauen wagt ...

Fangen wir an – wir, das heisst: alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten ... Im Ernst: gründen wir eine Stadt.

Wir meinen keinen Unsinn, sondern einen Versuch, der uns in jedem Fall, ob er glücklicher oder etwas weniger glücklich gelingt, zeigen wird, wo wir mit unseren Problemen stehen. Und vor allem wird er zeigen, uns selber zeigen, dass wir leben, dass wir unseren dringenden Problemen nicht ausweichen mit müder Saniererei. ²

PETER BICHSEL

Wir wären damals bereit gewesen die Stadt Solothurn abzureissen und Corbusier einen anständigen Auftrag zu geben. Und hinten in diesem Buch **achtung: die Schweiz** gab es einen Talon, da konnte man sich anmelden, ob man da interessiert sei. Den habe ich ausgefüllt, eine Marke aufgeklebt und eingeschickt, ich sei da interessiert mitzumachen in der Stadt, ich werde jetzt Lehrer, z.B. als Lehrer, ich habe mich schon gefreut in dieser viereckigen modernen Stadt modern Schule halten zu können. ³

GOTTFRIED HONEGGER

Da häm mir alli glaubt: Jetzt mache mers: E noii Schwiiz. Das isch de Kategorischi Imperativ: Ich muss die Welt ändere, ich ganz elei, gänd mer na en Monät Ziit und dänn ändere ich sie. ⁴

SCHWEIZ OHNE ARMEE? EIN PALAVER

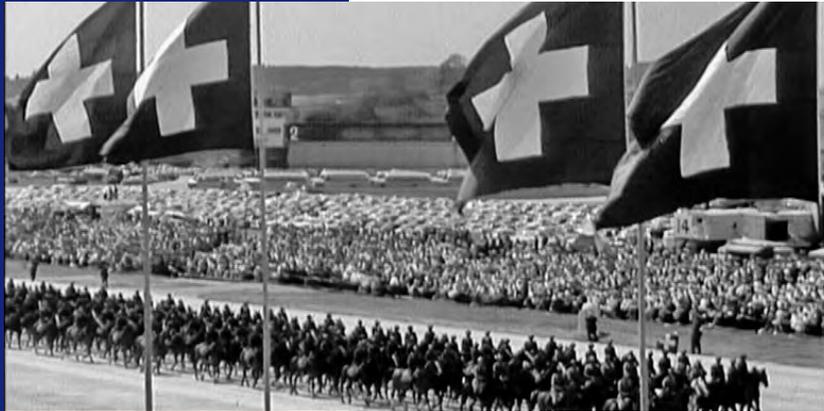


Bild aus dem Film

ARBEITSGRUNDLAGEN

- Max Frisch, Schweiz ohne Armee? Ein Palaver Suhrkamp Taschenbuch 1881, 88 Seiten, Fr. 4.60
 - Rezensionen zu Schweiz ohne Armee (beiliegend)
 - Originalton Frisch – Eine Zitatensammlung (beiliegend)
- Ergänzende Texte:
- «Dienstbüchlein», «Blätter aus Brotsach», «Nun singen sie wieder» (siehe beiliegende kommentierte Bibliografie)

ARBEITSIDEEN

- Was genau könnte Max Frisch, nachdem er sieben Jahren mit Schreiben aufgehört hat, veranlasst haben, sich noch einmal mit einem literarischen Text ins aktuelle politische Zeitgeschehen einzumischen?
- Wie wurde Frischs letztes literarische Engagement in den Medien aufgenommen?
- Wie hat Frisch die Armee als Soldat und kritischer Geist erlebt?
- Was bedeutete Frisch die Armee früher, was bedeutet sie ihm 1989?
- Welche Haltung bezüglich der Armeeabschaffungsfrage manifestiert Frisch in seinem Text?
- Ist Max Frisch ein klarer Armeegegner?
- Debattiert (pro und kontra) die Frage «Schweiz ohne Armee»?
- Diskutiert an Hand der Zitate auf Seite 17, wie eine umfassende Friedenspolitik aussehen könnte.

Die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) reichte im Herbst 1986 die Volksinitiative «Für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik» mit 111'300 gültigen Unterschriften ein. Am 26. November 1989 stimmten ihr 1'052'218 Stimmberechtigte oder 35.6% der Abstimmenden zu. Die Stimmbeteiligung erreichte 68.6%, was für schweizerische Verhältnisse ausserordentlich hoch ist.

Aus diesem aktuellen Anlass verfasste Max Frisch, der seit sieben Jahren nichts mehr veröffentlicht hatte, 1989 den Text *Schweiz ohne Armee?*, eine kritische Reflexion über die Armee, zuerst erschienen im Limmat Verlag Zürich, 1992 als Suhrkamp Taschenbuch.

Am 19. Oktober 1989 wurden, unter der Regie von Beno Besson, eine für das Theater bearbeitete Fassung mit dem Titel *Jonas und sein Veteran* im Schauspielhaus Zürich und am 20. Oktober die französische Fassung im Théâtre de Vidy in Lausanne uraufgeführt.

Auch dieser letzte grössere literarische Text von Max Frisch löste eine heftige Diskussion aus, die auch jenseits unserer Landesgrenzen grosse Beachtung fand.

Der Filmregisseur Alexander J. Seiler dokumentiert mit seinem Film «Palaver, Palaver – eine Schweizer Herbstchronik 1989» die politischen Debatten und Ereignisse rund um die Abstimmung der Volksinitiative. Eingebettet in einige Szenen aus dem Theater zeigt der Film, was sich gleichzeitig auf der politischen Bühne abspielte.

SCHWEIZ OHNE ARMEE? EIN PALAVER



Bild aus dem Film

« Wenn man von Frieden redet, was ist gemeint? Gemeint ist meistens nur die Ruhe, die durch Vernichtung eines Gegners erreicht wird. Ein amerikanischer Friede oder ein russischer Friede. Ich bin weder für diesen noch für jenen, sondern für den Frieden: den Nicht-Krieg.

1948, Tagebuch 1, GW 2, 614/615

« Wenn wir von Frieden reden, und gesetzt den Fall, wir glauben an seine Möglichkeit: wie stellen wir uns Frieden vor?

Gesammelte Werke Band 7, Seite 17

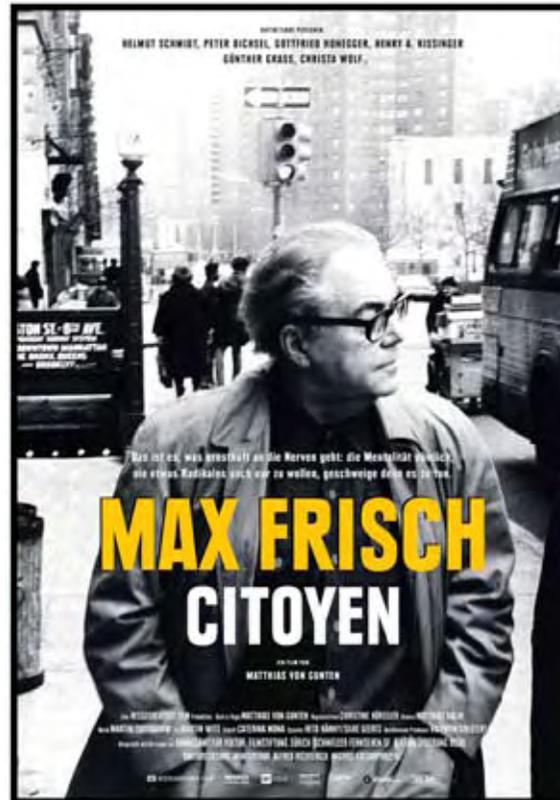
« Nun wissen wir: Der neue Mensch ist nicht angetreten. Unsere vernunftmässige Ablehnung des Krieges als Mittel der Politik besagt noch nicht, dass wir friedensfähig sind. Gesellschaften mit Gewaltstruktur mögen sich den Nicht-Krieg wünschen; der Friede widerspräche ihrem Wesen.

Gesammelte Werke Band 7, Seite 17

« Eine friedensfähige Gesellschaft wäre eine Gesellschaft, die ohne Feindbilder auskommt.

Gesammelte Werke Band 7, Seite 18

MAX FRISCH, CITOYEN – FRAGEN ZUR VISIONIERUNG DES FILMS



Plakat zum Film

ARBEITSGRUNDLAGEN

- Visionierung des Films im Kino
- Personen im Film (beiliegend)
- Zeitgeschichtliches Glossar (beiliegend)
- Rezensionen zur Filmpremiere (beiliegend)
- Dossier zum Film (beiliegend)

ARBEITSIDEEN

- Die nebenstehenden Fragen können vor der Visionierung des Films im Kino abgegeben und nachträglich besprochen werden.
- Der Fragekatalog ist in zwei Teile gegliedert:
 - Fragen zum Inhalt des Films
 - Fragen zur formalen Gestaltung des Films?

FRAGEN ZUM INHALT DES FILMS

1. Der Film heisst «Max Frisch, Citoyen». Worauf will Matthias von Gunten, der Autor des Films, mit dieser Titelgebung und insbesondere mit dem Begriff «Citoyen» fokussieren?
2. Der Film hat den Anspruch nicht lediglich eine Biografie von Max Frisch zu sein, sondern sich vertieft mit der Rolle des Intellektuellen in unserer Gesellschaft auseinanderzusetzen. Wird der Film diesem Anspruch gerecht?
3. Was sagt Helmut Schmidt und Henry A. Kissinger über die Rolle des Intellektuellen?
Wie unterscheiden sich die beiden Aussagen?
4. Welchen Eindruck von Max Frisch hinterlässt der Film bei Dir?
5. Welche Meinung hat Matthias von Gunten von Max Frisch?
Wie bringt er diese zum Ausdruck?
Was könnte seine Motivation gewesen sein diesen Film zu machen?
6. Wie äussern sich die im Film vorkommenden Personen zu Max Frisch?
7. Der Schriftsteller Peter Bichsel sagt im Film:
Und wir hatten das grosse Glück, Max Frisch im Trotz gegen unsere Lehrer lesen zu können, lesen zu dürfen. Dieses Glück hat heute keiner mehr.

Was meint Peter Bichsel in diesem Zusammenhang mit Glück?

MAX FRISCH, CITOYEN – FRAGEN ZUR VISIONIERUNG DES FILMS



Bild aus dem Film:
Globuskravalle 1968 in Zürich

8. Ein weitere Aussage von Peter Bichsel ist:
Das Thema Schweiz ist im Grunde genommen eine Erfindung oder Entdeckung von Max Frisch.
Was sagt uns Frisch über die Schweiz?
Was sind seine Ansprüche und Erwartungen an die Schweiz?
Wie verändert sich das Bild der Schweiz im Laufe seines Lebens?
9. Aus welchen inneren und äusseren Antrieben schreibt Max Frisch?
10. Welches könnten die Gründe sein, dass Max Frisch von Helmut Schmidt und Henry A. Kissinger als Gesprächspartner eingeladen worden ist?
11. Die Texte und Aussagen von Max Frisch haben Zeit seines Lebens immer wieder provoziert. Er wurde vom Schweizer Staatssicherheitsdienst 43 Jahre lang bespitzelt und vom Generalstab sogar als «Staatsfeind Nr. 1» betitelt.
War Max Frisch tatsächlich ein Provokateur und Staatsfeind?
Was könnte das Provokative an seiner Person und an seinen Äusserungen gewesen sein?
12. Kommen beim Sehen des Films Fragen auf, die nicht beantwortet werden?
13. Weckt der Film die Neugier mehr zu erfahren über die Person oder das Werk von Max Frisch?
Welche Themen interessieren Dich konkret?
14. Welche Wirkung hinterlässt der Film nach der Visionierung?
15. Max Frisch war ein sehr (selbts)kritischer Geist. Wie beurteilst Du Max Frisch kritisch?
16. Wird der Film dem kritischen Geist von Max Frisch gerecht?

MAX FRISCH, CITOYEN – FRAGEN ZUR VISIONIERUNG DES FILMS



Bild aus dem Film:
Bombardierung von Vietnam

FRAGEN ZUR FORMALEN GESTALTUNG DES FILMS

1. Der Film zeigt ein Bild von Max Frisch. Mit welchen Gestaltungsmittel in Bild und Ton komponiert Matthias von Gunten dieses Bild?
2. Welche Erzählebenen kommen im Film vor? In welchem Zusammenhang stehen sie?
3. Zu Max Frisch gibt es eher wenig Film- und Bildmaterial. Wie hat Matthias von Gunten dieses Problem formal gelöst?
4. Max Frisch schreibt 1948 in einem *Brief an Annemarie und Peter Suhrkamp*:

Es ist immer wieder unfasslich, was in Polen geschehen ist und anderswo, es ist immer wieder so, dass man über das eigene leichte Vergessen erschrickt. Es ist nicht ein Feldzug gewesen, den ich schon als solchen verfluchen würde, es ist der Aufbau einer Tötungsindustrie gewesen, eine Tatsache, mit der fertig zu werden das Anliegen von uns allen sein müsste ...

und weiter in *Kultur als Alibi*

Man müsste mindestens eines von den zahlreichen Lagern gesehen haben, wo dieses Geschehen stattgefunden hat ... Ich weiss, dass wir all diese Dinge zu wissen meinen, und zwar, wie man sagt, zur Genüge. Wenn man an Ort und Stelle steht, zeigt es sich, dass wir sie durchaus nicht wissen. Das Unvorstellbare entzieht sich unserem Gedächtnis. Das eigentliche Entsetzen, glaube ich, hat uns noch gar nicht erreicht ...

Im Film werden aktuelle Bilder vom ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald gezeigt.
Wie zeigt der Film diesen Ort des Grauens?

MAX FRISCH, CITOEN – FRAGEN ZUR VISIONIERUNG DES FILMS



*Bild aus dem Film:
Konzentrationslager Buchenwald*

Wie wirken die Bilder im Zusammenhang mit den erwähnten Zitaten von Max Frisch?
 Hat Frisch mit seiner Aussage recht, dass man einen solchen Ort des Schreckens persönlich besucht haben muss, damit wir nicht lediglich von diesen schrecklichen Dingen zu wissen meinen, sondern das eigentliche Entsetzen wirklich vorstellbar wird?
 Vermag der Film an dieser Stelle dieses Entsetzen zu vermitteln?
 Mit welchen formalen Mitteln versucht Matthias von Gunten diesen Schreckensort einzufangen?

5. Die Filmmusik wurde eigens für diesen Film von Martin Todsharow komponiert.
 Welche Wirkung erzeugt die Musik?
 Entspricht sie der inhaltlichen Ansicht?
6. Welcher Chronologie folgt der Film auf der Bild- und Textebene?
7. Viele Sequenzen werden in leichter Zeitlupe gezeigt.
 Welche Wirkung entsteht dadurch?
8. Matthias von Gunten beschränkt sich bei den im Film interviewten Personen auf einige wenige, die Max Frisch persönlich gekannt haben. Warum hat er wohl genau diese ausgewählt und wie hat er sie ins Bild gesetzt?
9. Schreibe eine Filmkritik (formale und inhaltliche Aspekte) und vergleiche Deinen Text mit den beiliegenden Rezensionen, die nach der Vorpremiere des Films an den Solothurner Filmtagen 2008 erschienen sind.

FRAGEBOGEN

FRAGEBOGEN I

1. Sind Sie sicher, dass Sie die Erhaltung des Menschengeschlechts, wenn Sie und alle Ihre Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert?
2. Warum? Stichworte genügen.
3. Wie viele Kinder von Ihnen sind nicht zur Welt gekommen durch Ihren Willen?
4. Wem wären Sie lieber nie begegnet?
5. Wissen Sie sich einer Person gegenüber, die nicht davon zu wissen braucht. Ihrerseits im Unrecht und hassen Sie eher sich selbst oder die Person dafür?
6. Möchten Sie das absolute Gedächtnis?
7. Wie heisst der Politiker, dessen Tod durch Krankheit, Verkehrsunfall usw. Sie mit Hoffnung erfüllen könnte? Oder halten Sie keinen für unersetzbar?
8. Wen, der tot ist, möchten Sie Wiedersehen?
9. Wen hingegen nicht?
10. Hätten Sie lieber einer andern Nation (Kultur) angehört und welcher?
11. Wie alt möchten Sie werden?
12. Wenn Sie Macht hätten zu befehlen, was Ihnen heute richtig scheint, würden Sie es befehlen gegen den Widerspruch der Mehrheit? Ja oder Nein.
13. Warum nicht, wenn es Ihnen richtig scheint?
14. Hassen Sie leichter ein Kollektiv oder eine bestimmte Person und hassen Sie lieber allein oder in einem Kollektiv?
15. Wann haben Sie aufgehört zu meinen, dass Sie klüger werden, oder meinen Sie's noch? Angabe des Alters.
16. Überzeugt Sie Ihre Selbstkritik?
17. Was, meinen Sie, nimmt man Ihnen übel und was nehmen Sie sich selber übel, und wenn es nicht dieselbe Sache ist: wofür bitten Sie eher um Verzeihung?
18. Wenn Sie sich beiläufig vorstellen, Sie wären nicht geboren worden: beunruhigt Sie diese Vorstellung?
19. Wenn Sie an Verstorbene denken: wüssten Sie, dass der Verstorbene zu Ihnen spricht, oder möchten Sie lieber dem Verstorbenen noch etwas sagen?
20. Lieben Sie jemand?
21. Und woraus schliessen Sie das?
22. Gesetzt den Fall, Sie haben nie einen Menschen umgebracht: wie erklären Sie es sich, dass es dazu nie gekommen ist?
23. Was fehlt Ihnen zum Glück?
24. Wofür sind Sie dankbar?
25. Möchten Sie lieber gestorben sein oder noch eine Zeit leben als ein gesundes Tier? Und als welches?

FRAGEBOGEN VII

1. Halten Sie sich für einen guten Freund?
2. Was empfinden Sie als Verrat:
 - a. wenn der andere es tut?
 - b. wenn Sie es tun?
3. Wie viele Freunde haben sie zur Zeit?
4. Halten Sie die Dauer einer Freundschaft (Unverbrüchlichkeit) für ein Wertmass der Freundschaft?
5. Was würden Sie einem Freund nicht verzeihen:
 - a. Doppelzüngigkeit?
 - b. dass er Ihnen eine Frau ausspannt?
 - c. dass er Ihrer sicher ist?
 - d. Ironie auch Ihnen gegenüber?
 - e. dass er keine Kritik verträgt?
 - f. dass er Personen, mit denen Sie sich verfeindet haben, durchaus schätzt und gerne mit ihnen verkehrt?
 - g. dass Sie keinen Einfluss auf ihn haben?
6. Möchten Sie ohne Freunde auskommen können?
7. Halten Sie sich einen Hund als Freund?
8. Ist es schon vorgekommen, dass Sie überhaupt gar keine Freundschaft hatten, oder setzen Sie dann Ihre diesbezüglichen Ansprüche einfach herab?
9. Kennen Sie Freundschaft mit Frauen:
 - a. vor Geschlechtsverkehr?
 - b. nach Geschlechtsverkehr?
 - c. ohne Geschlechtsverkehr?
10. Was fürchten Sie mehr: das Urteil von einem Freund oder das Urteil von Feinden?
11. Warum?
12. Gibt es Feinde, die Sie insgeheim zu Freunden machen möchten, um sie müheloser verehren zu können?
13. Wenn jemand in der Lage ist, Ihnen mit Geld zu helfen, oder wenn Sie in der Lage sind, jemand mit Geld zu helfen: sehen Sie darin eine Gefährdung der bisherigen Freundschaft?
14. Halten Sie die Natur für einen Freund?
15. Wenn Sie auf Umwegen erfahren, dass ein böser Witz über Sie ausgerechnet von einem Freund ausgegangen ist: kündigen Sie daraufhin die Freundschaft? Und wenn ja:
16. Wieviel Aufrichtigkeit von einem Freund ertragen Sie in Gesellschaft oder schriftlich oder unter vier Augen?
17. Gesetzt den Fall, Sie haben einen Freund, der Ihnen in intellektueller Hinsicht sehr überlegen ist: tröstet Sie seine Freundschaft darüber hinweg oder zweifeln Sie insgeheim an einer Freundschaft, die Sie sich allein durch Bewunderung, Treue, Hilfsbereitschaft usw. erwerben?
18. Worauf sind Sie aus dem natürlichen Bedürfnis nach Freundschaft öfter hereingefallen:
 - a. auf Schmeichelei?
 - b. auf Landsmannschaft in der Fremde?
 - c. auf die Einsicht, dass Sie sich eine Feindschaft in diesem Fall gar nicht leisten können, z.B. weil dadurch ihre berufliche Karriere gefährdet wäre?
 - d. auf Ihren eigenen Charme?
 - e. weil es Ihnen schmeichelt, wenn Sie jemand, der gerade Ansehen genießt, öffentlich als Freund bezeichnen können (mit Vornamen)?
 - f. auf ideologisches Einverständnis?
19. Wie reden Sie über verlorene Freunde?
20. Wenn es dahin kommt, dass Freundschaft zu etwas verpflichtet, was eigentlich Ihrem Gewissen widerspricht, und Sie haben es um der Freundschaft willen getan: hat sich die betreffende Freundschaft dadurch erhalten?
21. Gibt es Freundschaft ohne Affinität im Humor?

22. Was halten Sie ferner für unerlässlich, damit Sie eine Beziehung zwischen zwei Personen nicht bloss als Interessen-Gemeinschaft, sondern als Freundschaft empfinden:
- Wohlgefallen am andern Gesicht
 - dass man sich unter vier Augen einmal gehenlassen kann, d.h. das Vertrauen, dass nicht alles ausgeplaudert wird
 - politisches Einverständnis grosso modo
 - dass einer den andern in den Zustand der Hoffnung versetzen kann nur schon dadurch, dass er da ist, dass er anruft, dass er schreibt
 - Nachsicht
 - Mut zum offenen Widerspruch, aber mit Fühlern dafür, wieviel Aufrichtigkeit der andere gerade noch verkraften kann, und also Geduld
 - Ausfall von Prestige-Fragen
 - dass man dem andern ebenfalls Geheimnisse zubilligt, also nicht verletzt ist, wenn etwas auskommt, wovon er nie gesprochen hat
 - Verwandtschaft in der Scham
 - wenn man sich zufällig trifft: Freude, obschon man eigentlich gar keine Zeit hat, als erster Reflex beiderseits
 - dass man für den andern hoffen kann
 - die Gewähr, dass der eine wie der andere, wenn eine üble Nachrede über den andern im Umlauf ist, zumindest Belege verlangt, bevor er zustimmt
 - Treffpunkte in der Begeisterung
 - Erinnerungen, die man gemeinsam hat und die wertloser wären, wenn man sie nicht gemeinsam hätte
 - Dankbarkeit
 - dass der eine den andern gelegentlich im Unrecht sehen kann, aber deswegen nicht richterlich wird
 - Ausfall jeder Art von Geiz
 - dass man einander nicht festlegt auf Meinungen, die einmal zur Einigkeit führten, d. h. dass keiner von beiden sich ein neues Bewusstsein versagen muss aus Rücksicht?
(Unzutreffendes streichen.)
23. Wie gross kann dabei der Altersunterschied sein?

24. Wenn eine langjährige Freundschaft sich verflüchtigt, z.B. weil die neue Gefährtin eines Freundes nicht zu integrieren ist: bedauern Sie dann, dass Freundschaft einmal bestanden hat?
25. Sind Sie sich selber ein Freund?

FRAGEBOGEN X

1. Können Sie sich erinnern, seit welchem Lebensjahr es Ihnen selbstverständlich ist, dass Ihnen etwas gehört, beziehungsweise nicht gehört?
2. Wem gehört Ihres Erachtens beispielsweise die Luft?
3. Was empfinden Sie als Eigentum:
 - a. was Sie gekauft haben?
 - b. was Sie erben?
 - c. was Sie gemacht haben?
4. Auch wenn Sie den betreffenden Gegenstand (Kugelschreiber, Schirm, Armbanduhr usw.) ohne weiteres ersetzen können: empört Sie der Diebstahl als solcher?
5. Warum?
6. Empfinden Sie das Geld schon als Eigentum oder müssen Sie sich dafür irgend etwas kaufen, um sich als Eigentümer zu empfinden, und wie erklären Sie es sich, dass Sie sich umso deutlicher als Eigentümer empfinden, je mehr Sie meinen, dass man Sie um etwas beneidet?
7. Wissen Sie, was Sie brauchen?
8. Gesetzt den Fall, Sie haben ein Grundstück gekauft: wie lange dauert es, bis Sie die Bäume auf diesem Grundstück als Eigentum empfinden, d.h. dass das Recht, diese Bäume fällen zu lassen, Sie beglückt oder Ihnen zumindest selbstverständlich vorkommt?
9. Erleben Sie einen Hund als Eigentum?
10. Mögen Sie Einzäunungen?
11. Wenn Sie auf der Strasse stehenbleiben, um einem Bettler etwas auszuhändigen: warum machen Sie's immer so flink und so unauffällig wie möglich?
12. Wie stellen Sie sich Armut vor?
13. Wer hat Sie den Unterschied gelehrt zwischen Eigentum, das sich verbraucht, und Eigentum, das sich vermehrt, oder hat Sie das niemand gelehrt?
14. Sammeln Sie auch Kunst?
15. Kennen Sie ein freies Land, wo die Reichen nicht in der Minderheit sind, und wie erklären Sie es sich, dass die Mehrheit in solchen Ländern glaubt, sie sei an der Macht?
16. Warum schenken Sie gerne?
17. Wieviel Eigentum an Grund und Boden brauchen Sie, um keine Angst zu haben vor der Zukunft? (Angabe in Quadratmetern.) Oder finden Sie, dass die Angst eher zunimmt mit der Grösse des Grundeigentums?
18. Wogegen sind Sie nicht versichert?
19. Wenn es nur noch das Eigentum gäbe an Dingen, die Sie verbrauchen, aber kein Eigentum, das Macht gibt über andere: möchten Sie unter solchen Umständen noch leben?
20. Wieviele Arbeitskräfte gehören Ihnen?
21. Wieso?
22. Leiden Sie manchmal unter der Verantwortung des Eigentümers, die Sie nicht den andern überlassen können, ohne Ihr Eigentum zu gefährden, oder ist es die Verantwortung, die Sie glücklich macht?
23. Was gefällt Ihnen am Neuen Testament?
24. Da zwar ein Recht auf Eigentum besteht, aber erst in Kraft tritt, wenn Eigentum vorhanden ist: könnten Sie es irgendwie verstehen, wenn die Mehrheit Ihrer Landsleute, um ihr Recht in Kraft zu setzen, Sie eines Tages enteignen würde?
25. Und warum nicht?

QUELLE

Max Frisch
Fragebogen
 Suhrkamp Taschenbuch 2952
 Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992
 ISBN 3-518-39452-5

Die Fragebogen wurden dem 1972 im Suhrkamp Verlag erschienen
Tagebuch 1966-1971 entnommen und von I - XI nummeriert.

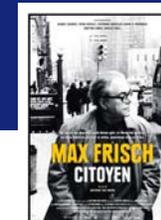
Mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags
 Frankfurt am Main.

**JEDER DER ELF
 FRAGEBOGEN KREIST
 EIN THEMA EIN:**

FRAGEBOGEN I	Erhaltung des Menschengeschlechts
FRAGEBOGEN II	Ehe
FRAGEBOGEN III	Frauen
FRAGEBOGEN IV	Hoffnung
FRAGEBOGEN V	Humor
FRAGEBOGEN VI	Geld
FRAGEBOGEN VII	Freundschaft
FRAGEBOGEN VIII	Vatersein
FRAGEBOGEN IX	Heimat
FRAGEBOGEN X	Eigentum
FRAGEBOGEN XI	Tod

**ORIGINALTON
FRISCH –
EINE ZITATEN-
SAMMLUNG**

ZITATE AUS DEM FILM



ABKÜRZUNGEN

- **GW** Max Frisch, Gesammelte Werke, 7 Bde
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1976/1986
- **SAH** Max Frisch, Schweiz als Heimat?
Hrsg. von Walter Obschlager
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1990
- **Sehenszeit** Max Frisch, Jetzt ist Sehenszeit.
Hrsg. von Julian Schütt
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1998
- **TB** Taschenbuch im Suhrkamp Verlag
- **FdT** Max Frisch, Forderungen des Tages.
Hrsg. von Walter Schmitz
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1983
- **MNsG** Max Frisch: Mein Name sei Gantenbein
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1964
- **ADS** achtung: die Schweiz, 1955
- **WW** Weltwoche
- **DB** Max Frisch, Dienstbüchlein
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1974
- **stiw** Max Frisch, Stich-Worte
Ausgesucht von Uwe Johnson
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1997

QUELLENANGABEN ZU DEN ZITATEN AUS DEM FILM

- | | |
|--|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1 Öffentlichkeit als Partner; GW 4, 245ff / TB, 57-59 2 Öffentlichkeit als Partner; GW 5, 374 / TB, 100 3 Öffentlichkeit als Partner; GW 5, 350 / TB, 84 4 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 158 / TB, 167 5 FdT, 238-44, 6 GW 1, 17 7 Tagebuch 1946-1949; GW 2, 585-590, / TB, 246 8 GW 1, 116/117 9 GW 2, 588 / TB, 246 10 Blätter aus dem Brotsack, neue Folge'; 1941 SAH, 102 11 DB / TB, 61 12 1941 Blätter aus dem Brotsack, neue Folge, SAH, 81 13 Sehenszeit, 19 14 1945, Über Zeitereignis und Dichtung; GW 2, 285-286 15 1945, Verdammen oder verzeihen?; GW 2, 295 16 1946, Tagebuch 1946-1949, GW 2, 361 / TB, 19 17 1949, Tagebuch 1946-1949, GW 2, 637/638 / TB, 295-296 18 Tagebuch 1946-1949, GW 2, 594 / TB, 252 19 Sehenszeit, 48 20 1946, aus dem Notizheft, 111; Sehenszeit, 23 21 1946, Sehenszeit, 22 22 1946, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 383 / TB, 41 23 1946, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 383 / TB, 41 24 Sehenszeit, 23 25 GW 2, 338 26 1948, Brief an Annemarie und Peter Suhrkamp; Sehenszeit, 73 27 1948, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 611 / TB, 269 28 1948, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 607 / TB, 265 29 1948, Brief an Annemarie und Peter Suhrkamp; Sehenszeit, 73 30 1949, Kultur als Alibi; GW 2, 339 31 GW 2, 337 32 1949, Kultur als Alibi; GW 2, 340 33 24.10.1946, aus den Notizheften, H. 84; Sehenszeit, 47 34 1947, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 500 / TB, 158 35 1946, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 400-401 / TB, 58-59 36 1948, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 607 / TB, 265 37 August 1948, aus den Notizheften, H. 120; Sehenszeit, 68 38 1948, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 607 / TB, 265 39 1948, Brief an Annemarie und Peter Suhrkamp; Sehenszeit, 73 40 Tagebuch 1946-1949; Tagebuch 1946-1949; GW 2, 405 / TB, 63 41 Tagebuch 1946-1949; GW 2, 405 / TB, 63 42 Notizhefte H. 9, 1950; Sehenszeit, 108 43 16.12.1951, Brief an Peter Suhrkamp 44 19.3.1952, Brief an Peter Suhrkamp 45 Cum grano salis; GW 3, 230-231 46 1954, Stiller; GW 3, 596 / TB, 247 47 1954, ADS / SAH, 149-51 | <ol style="list-style-type: none"> 48 1966, MNSG, GW 5, 68 / TB, 62 49 offen 50 Montauk, 79-80 51 1964, Und die Schweiz?, Interview in Neutralität; SAH, 207 51 1964, Und die Schweiz?, Interview in Neutralität; SAH, 207 53 Stiller; GW 3, 432 / TB, 80-81 54 1974, Rede Schillerpreis; GW 6, 514, 55 1967, Tagebuch 1966-1971; Brunneninschrift Rosenhof GW 6, 59, / TB, 69 56 1968, WW Nr. 1796, 11.4.68 / stiw, 242 57 1968, WW Nr. 1796, 11.4.68 / stiw, 243 58 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 196 / TB, 211-212 59 1971, Tagebuch 1966-1971; GW 6, 347 / TB, 373 60 alles mit Kissinger: 1971, Tagebuch 1966-1971; GW 6, 272-277 / TB, 292-298 61 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 195 / TB, 211 62 1949, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 697 / TB, 355 63 Album, in Tagebuch 1966-1971; GW 6, 307-311 / TB, 330-334 64 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 304 / TB, 327 65 1974, Schillerpreis-Rede; GW 6, 513, 66 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 20 / TB, 23-24 67 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 324 / TB, 346 68 Tagebuch 1966-1971; GW6, 145 -146 / TB, 153 69 1958, Büchnerpreis-Rede, in Öffentlichkeit als Partner, TB, 46 70 1976, Wir hoffen, Friedenspreis-Rede; GW 7, 11 71 DB, TB, 9 72 DB, TB, 44 73 DB, TB, 7-8 74 DB, TB, 14 75 DB, TB, 29 76 DB, TB, 29 77 DB, TB, 127-128 78 DB, TB, 155 79 DB, TB, 153 80 DB, TB, 158 81 1975, Notizen zu einer kurzen Reise nach China, 28.10.- 4.11.; GW 6, 757ff 82 1977, Rede vor den Delegierten der SPD, Hamburg; GW 7, 35 83 1977, Rede vor den Delegierten der SPD, Hamburg; GW 7, 36 84 1976, Wir hoffen, Friedenspreis-Rede; GW 7, 12 85 1984, Rede an junge Ärztinnen und Ärzte; GW 7, 83 86 WoZ 12.3.91 87 1984, Rede an junge Ärztinnen und Ärzte; GW 7, 92 |
|--|---|

1 Warum schreibe ich?

Um zu schreiben! Um die Welt zu ertragen, um standzuhalten sich selbst, um am Leben zu bleiben. Beginnt es aber nicht mit einem lauterem und unbekümmertem Spieltrieb vorerst, mit einer Selbstverständlichkeit und Verwunderung zugleich, dass uns etwas einfällt, mit einer geradezu natürlichen Machlust, naiv und rücksichtslos, verantwortungslos? Man fängt einfach an. Genauer: Es hat schon angefangen.

Man möchte gehört werden, man möchte nicht so sehr gefallen als wissen, wer man ist. Bin ich ausgefallen, so wie ich meine Zeit erfahre, oder bin ich unter Geschwistern? Man gibt Zeichen von sich. ... man schreit aus Angst, allein zu sein im Dschungel der Unsagbarkeiten. ... Man hebt das Schweigen, das öffentliche, auf, im Bedürfnis nach Kommunikation. Man gibt sich preis, um einen Anfang zu machen. Man bekennt: Hier stehe ich und weiss nicht weiter. Und all dies ungefragt.

2 Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr. Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen ... man wittert Landesgefahr. ... Hier das Gesunde und Ein-für-alle-mal-Richtige und Einheimische und Weiss-Gott-Bewährte, kurzum das Schweizerische, und da kommen nun mitten in unseren Wohlstand unversehens Fremdlinge in Scharen, immer kleinere und immer schwärzere, Calabresen, Griechen, Türken. Hat der Einheimische das verdient?

3 Ich gestehe: eine Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft war nicht vorgesehen; sie pflegt sich einzuschleichen von einem gewissen Erfolg an, und einige mögen sie rundweg ablehnen, anderen gelingt das nicht.

4 Verletzte auf beiden Seiten. Verhaftete werden in den GLOBUS-Keller gebracht, wo sie, auch wenn sie keinerlei Gegenwehr leisten, nochmals mit Knüppeln zusammengeschlagen werden ... Ohnmächtige bekommen Fusstritte in die Hoden. Strafvollzug durch die Polizei ...

5 Es erübrigt sich, dass man sich mit Männern dieser Behörden freiwillig an einen Tisch setzt, solange die Unruhigen als die Schuldigen gerichtet werden, um das Versagen des Staates ... nicht untersuchen zu müssen. ...

Dieser Staat ist nicht mein Vaterland, er ist ein Apparat und einer, der leerläuft, um zu funktionieren.

Was bin ich?

Vergangene Woche ist mir der Vater gestorben. Ich habe Literatur und Journalistik studiert. Mein Studium muss ich unverzüglich abbrechen, um mich aus eigener Kraft durchzuschlagen, so gut das eben geht. Illusionen mache ich mir keine; ... Aber wenn einer so hier steht, einundzwanzig, brotlos und mit einem halben Studium als einzigen Besitz, - jetzt wird jene Frage schreiend und unheimlich laut: was bin ich?.... Man schreibt und telefoniert und stellt sich vor. Und während man sich selber empfindet, stösst und sticht einen immer wieder die Frage: was bist du denn eigentlich?

6 Indem ich so nach Stellen pilgere, verschiebt sich mir alles. Ich pilgere eigentlich nicht mehr nach Stellen, sondern in erster Linie nach Klarheit. Geld ist notwendig zum Leben, aber noch viel notwendiger ist es zu wissen, was man denn ist und wozu man eigentlich taugt ...

7 Das heimliche Gelübde, nicht mehr zu schreiben, wurde zwei Jahre lang nicht ernstlich verletzt; erst am Tag der Mobilmachung, da ich als Kanonier einrückte, überzeugt, dass uns der Krieg nicht erspart bliebe und dass wir kaum zurückkehren würden, wurde nochmals ein Tagebuch begonnen.

8 Wir werden geboren und haben nicht um unser Leben gebeten, nicht unser Vaterland erwählt. Einmal am Leben aber, ja, wie hangen wir daran, und wie lieben wir auch das Land, das unser Vaterland ist ... "Ich schwöre oder gelobe es ..." ... Wer schwört, wer gelobt, das hört man nicht. Es gehen die hellen Hände empor, und jeder steht in diesem Augenblick für sich, ganz und gar. ... Eigentlich ist es nur eine Abrechnung: all die Jahre hat man empfangen, als Eidgenosse ohne Eid, und nun kommt die Stunde, wo wir vielleicht zahlen müssen. Der Preis ist allerdings gross. Unser ganzes einmaliges und unwiederholbares Dasein ...

9 Nachdem Frankreich gefallen war, was uns fortan in die Lage von Gefangenen versetzte,

erhielt ich einen persönlichen Urlaub, um das Diplom als Architekt zu machen, so dass ich fortan, sofern wir keinen Dienst hatten, als Angestellter meinen Unterhalt verdienen konnte. ... Eine junge Architektin, die mir am Reissbrett half und das Mittagessen richtete, wurde meine Frau, wir heirateten, nachdem wir zusammen ein erstes Haus erbaut hatten.

10 Der Krieg, wie ein Gewitter, rollt in der Ferne ... Der Blitz, die Vernichtung blieb uns erspart. Alles blieb uns erspart, Bewährung jeder Art.

11 In Riga würden jetzt die Juden zu Tausenden in die Wälder geführt und erschossen. So etwas sagte man unter vier Augen, ... um nicht unglaubwürdig zu werden.

12 Unser Dienst hat sich verändert, unmerklich, aber grundsätzlich. Etwas glauben wir nicht mehr.

13 Ich lese die neuen Berichte von Buchenwald ... Buchenwald bei Weimar, ich sehe nicht ein, wie unsereiner, wenn es uns nicht einfach an Vorstellung fehlt, mit diesen Nachrichten fertig werden soll. Immer endet es in der einzigen, aber hilflosen Gewissheit, dass uns kein Denken, das um diese Dinge herumgeht, wirklich weiterführen kann. Es steht wie ein nächtlicher Fels vor uns, wir können nicht mehr näher an seinem Fusse sein, wir können nicht mehr bezweifeln, er ist da, er ist mitten auf unserem Weg.

14 Der Krieg geht uns in höchstem Grade an, auch, wenn er uns verschont. Unser Glück ist ein scheinbares; wir sind nicht imstande, es wirklich zu geniessen inmitten eines Leichenfeldes, am Rande einer Folterkammer, wir hören die Schreie, aber wir sind es nicht selber, die schreien ...

15 Auch dort, wo das Versagen des Geistes nicht zur aktiven Kriminalität reicht und sich nicht als Massaker darstellt, erkennen wir es als Schuld, beispielsweise in dem Umstand, dass unsere gesamte schweizerische Presse, solange es unser Vaterland hätte gefährden können, zu eben jenen Massakern schweigen musste und schwieg. Nur dass wir es beim Nachbar als Mangel an bürgerlichem Mut

bezeichnen, somit als Schuld, im eigenen Lande aber als Staatsraison.

16 Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken, das bestenfalls für den Augenblick und den Standort stimmt, da es sich erzeugt. ... Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben.

17 Mit Brecht auf der Baustelle. ... Über zwei Stunden stapfen wir umher, hinauf und hinunter, hinein und hinaus, rundherum; ... Von allen, die ich bisher durch die Bauten geführt habe, ist Brecht der weitaus dankbarste, wissbegierig, ein Köhner im Fragen. Intelligenz als Magnet, der die Probleme anzieht, so, dass sie auch hinter den vorhandenen Lösungen hervorkommen.

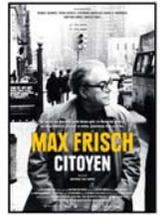
18 Die Faszination, die Brecht immer wieder hat, schreibe ich vor allem dem Umstand zu, dass hier ein Leben wirklich vom Denken aus gelebt wird.

19 ... es gibt natürlich martervolle Abende, aber immer, zumal wenn wir allein zusammen sind, kommen wir zu den wirklichen Fragen und zu den Gesprächen, die nicht an der Sache vorbeigehen.

20 Heimweh nach einem Deutschland, das man hätte lieben können, nicht müssen; Liebe nicht aus Erbarmen, sondern aus Freude. Was unserer Generation nicht mehr vergönnt war;

21 Kein Tag vergeht, ohne dass ich urteile, bald so, bald anders; es reisst einen hin und her, und was noch mühsamer ist, es bleibt eine Art von schlechtem Gewissen, das sich selber nicht klar wird. Unbehagen der Verschonten, das uns seit Jahren begleitet und oft so wunderliche Blüten treibt: Man macht sich Vorwürfe, dass man überhaupt urteilt. Warum?

22 Solange das Elend sie beherrscht, wie sollen sie zur Erkenntnis jenes anderen Elends kommen, das ihr Volk über die halbe Welt ge-



bracht hat? Ohne diese Erkenntnis jedoch, die weit über die blossen Kenntnis hinausgeht, wird sich ihre Denkart nie verwandeln; sie werden nie ein Volk unter Völkern, was unserer Meinung nach das eigentliche Ziel ist.

23 Für ein Volk, das nur sich selber sieht, gibt es bloss zweierlei: Weltherrschaft wurde versucht, das Elend ist da.

24 ... ich erinnere mich, wie erstickend es war, schon Jahre vor dem Krieg, ... die Plakate, die schwarzen Stiefel, die Lieder, die Trachten, die Gespräche, noch aus der Erinnerung ist es ein Damm gegen blindes Erbarmen, und es fällt erschreckend leicht, sich alles wieder vorzustellen, ja, man steht vor der grässlichen Frage, ob es ohne Ruinen gegangen wäre, ... man kann daran zweifeln.

25 Vor kurzen habe ich Warschau besucht; ... Man kann nicht, meine ich, über Berlin sprechen, wenn man nur Berlin gesehen hat, es besteht sonst die ganz menschlich-natürliche Gefahr, dass unsere Beschäftigung mit der deutschen Frage, die uns ja nicht loslässt, sentimental wird, unwirklich, ungerecht

26 wenn man nicht aus den andern Ländern, die der deutschen Eroberung zum Opfer fielen, ebenso persönliche Eindrücke hat,

27 Und nun steht man so da, die Hände in den Hosentaschen, man hat die Wahl wie überall: ein Zeuge der Verstummen zu sein oder zu verstummen.

28 Man begreift, dass die Polen sich gefragt haben, ob sie Warschau noch einmal besiedeln sollten; sie haben es getan – nicht zuletzt gerade darum, weil mit Bewusstsein versucht worden ist, Warschau für immer auszuliegen.

29 Es ist immer wieder unfasslich, was in Polen geschehen ist und anderswo, es ist immer wieder so, dass man über das eigene leichte Vergessen erschrickt ... es ist nicht ein Feldzug gewesen, den ich schon als solchen verfluchen würde, es ist der Aufbau einer Tötungsindustrie gewesen, eine Tatsache, mit der fertig zu werden das Anliegen von uns allen sein müsste...

30 Man müsste mindestens eines von den zahlreichen Lagern gesehen haben, wo dieses Geschehen stattgefunden hat ... Ich weiss, dass wir all diese Dinge zu wissen meinen, und zwar, wie man sagt, zur Genüge. Wenn man an Ort und Stelle steht, zeigt es sich, dass wir sie durchaus nicht wissen. Das Unvorstellbare entzieht sich unserem Gedächtnis. Das eigentliche Entsetzen, glaube ich, hat uns noch gar nicht erreicht...

31 Die tausend Geschichten, die man uns erzählt, haben mich mehr und mehr unsicher gemacht, wie ich mich in einer ähnlichen Lage selber verhalten hätte. Sie haben uns erschüttert. Ich meine damit nicht eine Rührung, eine vorübergehende Stimmung, sondern eine durchaus bleibende Veränderung. Sie haben unser Vertrauen in die eigene Menschlichkeit erschüttert.

32 Wenn Menschen, die gleiche Worte sprechen wie ich und eine gleiche Musik lieben wie ich, keineswegs gesichert sind, Unmenschen zu werden, woher beziehe ich fortan meine Zuversicht, dass ich davor gesichert sei?

33 Ich bin nicht sicher, ob es ein Weiter gibt. Eine Verwirrung, der ich nichts entgegenzusetzen habe, ist jederzeit möglich, und ich bin nicht einmal sicher, dass ich (ohne anständige Katastrophe) ans Ende komme. Hinter allem, was ich tue, steht eine Menge ungetilgter Angst, die sich mir zu Zeiten, wo ich mich wohl fühle, in Rausch verwandelt. Meine Arbeiten, wo immer sie fertig sind und mir als Spiegel begegnen, erweisen sich als ein Ausweichen; es sind lauter Gebilde der Angst. Ich lebe aus keinem eigenen Verlass heraus.

34 ... wir leben und sterben jeden Augenblick, beides zugleich, nur dass das Leben geringer ist als das andere, seltener, und da wir nur leben können, indem wir zugleich sterben, verbrauchen wir es, wie eine Sonne ihre Glut verbraucht. Erst aus dem Nichtsein, das wir ahnen, begreifen wir für Augenblicke, dass wir leben. Man freut sich seiner Muskeln, man freut sich, dass man gehen kann, man freut sich des Lichtes, das sich in unseren dunkeln Augen spiegelt, man freut sich seiner Haut und seiner Nerven, die uns so vieles spüren lassen, man freut sich und weiss mit jedem Atemzug, dass alles, was ist, eine Gnade ist.

35 In allen Zeitungen findet man die Bilder von Bikini. Etliche Stunden, nachdem die Atombombe losgegangen ist, steht der Rauch wie ein schwarzer Blumenkohl. Mit einer gewissen Enttäuschung vernimmt man, dass die Kreuzer und Zerstörer, die in dem Atoll verankert lagen, noch ziemlich vorhanden sind, also nicht so, dass man sie aufs Brot streichen kann. Die Ziegen, die für diesmal die Menschen vertraten, leben sogar und kauen ihr Futter, als wäre nichts geschehen, die Affen vertragen es schon weniger. Das alles ändert nichts an der grundsätzlichen Freude, die dieses Ereignis auslöst. Bei Hiroshima, als Hunderttausende daran starben, war solche Freude nicht möglich. Diesmal ist es nur eine Hauptprobe. ... der Fortschritt, der nach Bikini führte, wird auch den letzten Schritt noch machen. Die Sintflut wird herstellbar. Das ist das Grossartige. Wir können, was wir wollen, und es fragt sich nur noch, was wir wollen ... das Gefühl, dass wir noch einmal die Wahl haben und vielleicht zum letzten Mal; ein Gefühl von Würde; es liegt an uns, ob es eine Menschheit gibt oder nicht.

36 Wieso haben die Intellektuellen, wenn sie scharenweise vorkommen, unweigerlich etwas Komisches?

37 Der Schwindel dieses Kongresses besteht wesentlich darin, dass die Vergehen und Schwächen der westlichen Mächte ausführlich genannt werden, dagegen wird alles verschwiegen, was auf dieser Seite nicht «human» ist.

38 ... man macht, wie erwartet etwas sonderbare Gesichter, dass ich den Kongress vorzeitig verlassen habe und mich an dem Manifest, das heute in Breslau beschlossen wird, nicht beteilige;

39 ... es ist zurzeit eine sonderbare Luft, eine eigentliche Psychose, eine Hysterie, die viel Angst und wenig Kraft verrät.

40 Oft, während ich hier sitze, immer öfter wundert es mich, warum wir nicht einfach aufbrechen – Wohin?

41 Es genügt, wenn man den Mut hätte, jene Art von Hoffnung abzuwerfen, die nur

Aufschub bedeutet, Ausrede gegenüber jeder Gegenwart, die verfängliche Hoffnung auf den Feierabend und das Wochenende, die lebenslange Hoffnung auf das nächste Mal, auf das Jenseits – es genügt, den Hunderttausend verklavter Seelen, die jetzt an ihr Pültchen hocken, diese Art von Hoffnung auszublasen: gross wäre das Entsetzen, gross und wirklich die Verwandlung.

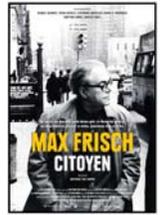
42 In Zürich verkomme ich durch Gewöhnung. ... Wenn es klappt, will ich im Frühling ... nach Amerika für mindestens ein halbes Jahr. ... Für mich die Notwendigkeit, mich zu regenerieren – durch selbständiges Leben ohne Gewohnheit ... Ich freue mich;

43 ... Die Zeit vergeht mir unglaublich schnell, immer ist es schon wieder Abend, Weihnachten kommen; ich will mich nicht fragen, was ich in diesem Jahr geleistet habe ... – wahrscheinlich ist es ein Jahr des blossen Aufnehmens ... in jedem Fall ist es gut, dass ich ausserhalb der Gewöhnung bin.

Für mich ist es grossartig, Europa einmal von aussen zu sehen; es wird kleiner, ohne wesentlich etwas einzubüssen ...

44 Ich bin neugierig (oder ängstlich) auf die Rückkehr; wie wird mir Zürich vorkommen, wie Amerika, wenn ich zurückblicke ... Allgemein sehne ich mich nach Europa. Was mich ängstet ist die Gefahr, in alte Gewohnheit zurückzufallen.

45 Ein Jahr schon genügt, um anders zu empfinden. ... ohne dass die Befremdung, wie winzig alles ist, gewichen ist, staunt der Heimkehrende, wie proper alles gebaut ist, wie ernst und gewissenhaft. ... und der Heimkehrende wird kaum einen schweizerischen Bau treffen, wo ihm nicht reihenweise etwa die folgenden Beiwörter einfallen: Schmuck, gediegen, gründlich, gepflegt, geschmackvoll, sicher, sauber, gepültzelt, makellos, seriös, sehr seriös. Und das ist das erste, was dem Heimkehrenden ernsthaft an die Nerven geht; ... die Mentalität nämlich, nie etwas Radikales auch nur zu wollen, geschweige denn es zu tun.



46 Hat die Schweiz (...) irgendein Ziel in die Zukunft hinaus? ... Sie sind sich einig in dem Wunsch, dass die Russen nicht kommen; aber darüber hinaus: Was ist, wenn ihnen die Russen erspart bleiben, ihr eigenes Ziel? Was wollen sie aus ihrem Land gestalten? Was soll entstehen aus dem Gewesenen? Was ist ihr Entwurf?

47 Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischer Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen eine Schweiz, die sich selber ins Gesicht zu schauen wagt ... Fangen wir an – wir, das heisst: alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten ... Im Ernst: gründen wir eine Stadt.

Wir meinen keinen Unsinn, sondern einen Versuch, der uns in jedem Fall, ob er glücklicher oder etwas weniger glücklich gelingt, zeigen wird, wo wir mit unseren Problemen stehen. Und vor allem wird er zeigen, uns selber zeigen, dass wir leben, dass wir unseren dringenden Problemen nicht ausweichen mit müder Saniererei.

48 Manchmal scheint auch mir, dass jedes Buch, so es sich nicht befasst mit der Verhinderung des Krieges, mit der Schaffung einer besseren Gesellschaft und so weiter, sinnlos ist, müssig, unverantwortlich, langweilig, nicht wert, dass man es liest, unstatthaft. Es ist nicht die Zeit für Ich-Geschichten. Und doch vollzieht sich das menschliche Leben oder verfehlt sich am einzelnen Ich, nirgends sonst.

49 Kinder haben ... Ich habe mich gefreut – für die Frau ...

50 Später, 1955, habe ich die Wohnung verlassen – und wohne allein: zwei Zimmer in einem Bauernhaus, Küche und Bad, Plattenspieler gestattet bis 22.00, man braucht sich nicht zu strecken, um an die Zimmerdecke zu greifen, ... das leise Geräusch im Ölofen, drei arbeitsreiche Winter, drei arbeitsreiche Sommer –

51 Ich brauche Distanz, da ich zu den Dingen, die in der Schweiz vorfielen oder nicht vorfielen, kein neues, lebendiges Verhältnis mehr hatte. Das kann es geben. Es fiel mir nur noch ein, was ich schon gedacht hatte, und das ist steril.

52 Ich denke hier, wenn ich arbeite, nicht an Leute. Heimweh nach Zürich noch keine Minute lang ... Ob es mit der Arbeit je geht, wenn man zu zweit wohnt? ... Ich treffe fast keinen Menschen, gut für die Arbeit. Aber nach einigen Wochen wird es doch eine Übertreibung. ... Es ist eine herrliche Stadt, ich bin heute zwei Stunden kreuz und quer geschlendert, habe Plätze gesehen, die mir ganz unbekannt waren. Vorgestern war ich am Meer ...

53 Es ist stets wieder etwas Wunderbares, dieser Schauer erster Vertraulichkeit, etwas wie ein Zauberstab über alle Welt, die plötzlich wie zu schweben beginnt, etwas so Leises, was doch alles übertönt. Unwillkürlich, aber dann von unverhoffter Seligkeit wie betäubt, so dass ich etwas anderes als unsere kleine Berührung kaum wahrzunehmen vermag, habe ich meine Hand auf ihre Schulter gelegt. ... man hat ein Gefühl, nun bedürfte es in dieser Welt überhaupt keiner Verstellung mehr, ein Gefühl so friedlichen Übermuts.

54 Heimat. Ausser Frage steht das Bedürfnis nach Heimat, und obschon ich nicht ohne weiteres definieren kann, was ich als Heimat empfinde, so darf ich ohne Zögern sagen: Ich habe eine Heimat, ich bin nicht heimatlos, ich bin froh, Heimat zu haben – aber kann ich sagen, es sei die Schweiz?

Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muss ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muss ich unterlassen?

55 Hier ruht 1967 niemand
Kein grosser Zeitgenosse
Zürcher Patriot
Denker und Reformator
Staatsmann der Schweiz
Oder Rebell im XX. Jahrhundert
... Kein berühmter Flüchtling wohnte hier
oder starb ungefähr hier zum Ruhm
unserer Vaterstadt.
Kein Ketzer wurde hier verbrannt.
Hier kam es zu keinem Sieg. ...
Hier gedenke unserer Taten heute
Dies Denkmal ist frei
Hier ruht kein kalter Krieger
Dieser Stein, der stumm ist,

wurde errichtet zur Zeit des
Krieges in Vietnam

56 Neutralität kann uns nicht dispensieren von dem Wissen, was in Vietnam geschieht ... Der Vietnamkrieg ist nur die Eskalation einer systematischen Praxis, die nicht Völkermord intendiert, aber auch nicht davor zurückschreckt. Die Schweiz, zumindest als Staat, hat nichts damit zu tun, aber wir sind integriert in das Herrschafts-System, das damit zu tun hat. Hier liegt unser Konflikt.

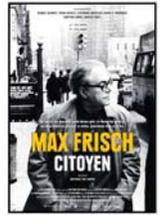
57 Dass die Schweiz sich jeder offiziellen Parteinahme in den internationalen Auseinandersetzungen enthält, ändert nichts daran, dass sie in die US-Herrschaft integriert ist. Ihre Neutralität (heute) ist das korrekte Schweigen eines Vasallen.

58 Ihr ganzer Artikel ist Dreck, aber Sie verdienen einen Haufen Geld damit, und das ist Ihnen die Hauptsache. / Meinen Sie vielleicht, dass der Vietcong keine Morde verübt? / Wenn sie die USA meinen kritisieren zu müssen, warum wohnen sie denn nicht endlich in einem kommunistischen Land, wenn Sie dort alles wunderbar finden? / Sind Sie denn überhaupt Schweizer? / ... weiss ich von Lenin nur einen Satz, aber der stimmt: die nützlichen Idioten. So einer sind Sie genau. Wie lang noch? / Das ist die sogenannte Jugend, die Ihresgleichen unterstützt, Kriminelle, Vorbestrafte, Homosexuelle, Asoziale, Tagediebe. Dafür zahlen wir Steuern. / ... Sauhund! Sie sind ein verreckter Sauhund! Mit Ihrem Schwanz soll man beim Globus die Möwen füttern! Sie ekelhafter Idiot, aber Ihre Hütte wird bald in Flammen stehen! Sauhund! / ... die amerikanischen Soldaten in Vietnam sterben nämlich auch für Sie, Herr Frisch, das vergessen Sie offenbar ...

59 Man erwacht, geht auf die Strasse und überlebt. Das macht fröhlich, fast übermütig. Es braucht nichts Besonderes vorzufallen; es genügt die Tatsache, dass man überlebt von Alltag zu Alltag. Irgendwo wird gemordet, und wir stehen in einer Galerie, begeistert oder nicht, aber gegenwärtig, und es ist nicht gelogen, wenn ich antworte: THANK YOU I'M FINE!

60 Seit vorgestern Einmarsch in Kambodscha, heute im Fernsehen die üblichen Bilder: Tanks

von hinten, Helikopter in Schwärmen, Soldaten mit schiefen Helmen und mit schwerer Packung, Material, Waffen, Munition, ...



Henry A. Kissinger, unser Gastgeber, begrüsst uns herzlich und bittet in sein Vorzimmer. Wir kennen ihn aus Harvard; damals als Professor für politische Wissenschaft war er gelegentlich schon Berater von Präsident Kennedy. Was die Invasion in Kambodscha betrifft, sind wir nicht nur Laien, sondern uns dessen auch bewusst; Henry A. Kissinger hat seit Jahrzehnten theoretisch auf dem Gebiet gearbeitet, das der Laie schlichthin als Krieg bezeichnet, daher seine Gelassenheit zwei Tage nach der Invasion von Kambodscha.

Henry A. Kissinger sagt, dass ihnen der Kambodscha-Entscheid natürlich keine Freude macht. Man hat das kleinere Übel zu wählen (kleiner für wen?), und offenbar habe ich nicht richtig gehört: das kleinere Übel wird höchstens sechs Wochen dauern.

Man weiss von den Kriegsverbrechen durch Zeugen, die im Fernsehen (Channel 13) befragt werden und berichten, was sie in Vietnam verrichtet haben unter der Order: Es werden keine Gefangenen gemacht. FREE FIRE ZONE: es darf alles getötet werden, inbegriffen Kinder. ... Wenn nicht getötet wird, so nur aus einem einzigen Grund: zwecks Verhör, wobei jede Art von Folter vorkommt, übrigens auch sexuelle Befriedigung an Frauen und Männern, bevor sie erschossen werden. ... Im allgemeinen werden die Gefangenen von vorn erschossen, aber zur Abwechslung kann man sie auch an einen Helikopter binden und aus einer gewissen Höhe fallen lassen.

Er fragt, was wir zum Nachtmahl wünschen. ... Ich esse Fruchtsalat, wo Millionen amerikanischer Bürger nicht zu Wort kommen. ...

Ich überlege, warum ich einem Mann, der unter Morddrohung steht, ungerne widerspreche: als schütze es ihn, wenn ich schweige, was immer er sagt. 'Intellectuals are cynical and cynicals have never built a cathedral.' So denken auch Männer in unseren Behörden; ...

61 Einmal im Flugzeug meinte ich, dass ich das Haus erkenne: ein graues Klötzchen in einem Nebental. Es tat mir leid; es steht oft ohne Bewohner. Dann bewahrt es unsere Bücher, die zivilen Dokumente, Briefe, Notizen, das Geschirr. Kommt man eines Tages wieder, so scheint es sehr sachlich. Alles noch da. Es erzählt nichts. Vermutlich hat ab und zu das Telefon geklingelt. Es ist nicht eingestürzt, nur eine Stunde unglaublich: Hier also hausen wir Ohne die Gäste, die je an unserem Granitisch gegessen haben oder im Haus geschlafen haben, wäre es nicht unser Platz; es bliebe eine Landschaft.

62 Was ich in Deutschland suche: die Weite im Verwandten. Die anderen Grössenverhältnisse spiegeln sich immer auch im Menschlichen. Viele tragen hier den Kopf etwas höher, als ihnen zukommt, und verwechseln sich gern mit der Grösse ihrer Anzahl, also mit einer Grösse, deren auch die Schafe und die Läuse sich rühmen könnten; doch wo man eine wirkliche Persönlichkeit trifft, ist sie freier als im kleinen Land, unverkürzt, unverstümmelt, unverklemmt, bei gleicher Anlage hat sie meistens eine reichere Entfaltung; überall spürt man den grösseren Spielraum – auch im Erfreulichen.

63 GERMANY'S GÜNTER GRASS, ... Ein Schriftsteller mit persönlicher Haftung. Er spricht der Nation ins politische Gewissen, das er voraussetzt ... er ist sich bewusst, eine öffentliche Figur zu sein wie kein anderer deutschsprachiger Schriftsteller; weder legt er Wert darauf, von Leuten erkannt zu werden, noch stört es ihn, so scheint es. ... Er repräsentiert. Was er nicht ganz versteht: die Situation des Privatschriftstellers.

64 Kollegialität zwischen Wahlberlinern; ... Wer sich nicht in Berlin niederlässt, ist selber schuld.

65 Heimat. Wo dieser Begriff sich verschärft: in Berlin, wenn ich Woche um Woche die Mauer sehe (von beiden Seiten); ihr Zickzack durch die Stadt, Stacheldraht und Beton, darauf das Zementrohr, dessen Rundung einem Flüchtling keinen Griff bietet, Spitzensportler haben getestet, dass diese Grenze kaum zu überwinden ist, selbst wenn nicht geschossen würde, die

Wachttürme und Scheinwerferlicht auf Sand, wo jeder verbotene Tritt zu sehen ist, Wachhunde – hüben und drüben dasselbe Wetter und fast noch die gleiche Sprache; ...

66 Wenn man die Mauer sieht, so gibt es nichts dazu zu sagen; allerdings lässt sich bei diesem Anblick auch nichts anderes reden.

67 Seit langer Zeit zum ersten Mal am Alexanderplatz. Vorher durch die Schleuse der Verdächtigung; die grünen Uniformen erinnern mich ungerechterweise an die Hitlerzeit. Befangenheit meinerseits. Warum eigentlich? Ich gehöre einem Staat an, der diesen Staat nicht anerkennt; ich anerkenne.

68 Gespräch mit Christa Wolf und ihrem Mann bis vier Uhr morgens. Labsal: dass man Widerspruch gelten lassen kann.

69 Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen, je klarer wir als Schriftsteller werden ... in jener bedingungslosen Aufrichtigkeit gegenüber dem Lebendigen, die aus dem Talent erst den Künstler macht. Alles Lebendige hat es in sich, Widerspruch zu sein, es zersetzt die Ideologie, und wir brauchen uns infolgedessen nicht zu schämen, wenn man uns vorwirft, unsere Schriftstellerei sei zersetzend.

70 Die Jahre des Kalten Krieges zeigten in einem Kleinstaat, der militärisch ohnehin verloren wäre, vielleicht besonders deutlich, was auch anderswo gilt: dass das Feindbild, wie es der Kalte Krieg entwickelt hat und wie es heute weiter gepflegt wird, nicht zuletzt einen innerstaatlichen Zweck hat, die Erhaltung eben einer Herrschaft, die ohne Abschreckung nicht auskommt.

71 Ich bin ungerne Soldat gewesen. Immerhin sind Erfahrungen nicht abzugeben mit der Uniform, Erfahrungen mit unserem Land, mit sich selbst. ...

72 Indem ich mich heute erinnere, wie es damals so war, sehe ich es natürlich nach meiner Denkart heute. Ich wundere mich, wieviel man hat erfahren können, ohne es zu sehen.

73 Ich besitze noch das sogenannte Dienstbüchlein (der Diminutiv ist offiziell) mit Stempeln von Kommando-Stellen und Handschriften zur Beglaubigung geleisteter Dienste (insgesamt 650 Tage) in graues Leinen gebunden, nicht allzu verschlissen. ...

74 Ich habe nie an Dienstverweigerung gedacht ...

75 650 Tage ohne Arrest. Ich muss sehr gehorsam gewesen sein. ...

76 Eine halbe Stunde genügt, damit man nichts mehr denkt. Es war sogar ein gewisser Genuss dabei, man war nicht mehr vorhanden. Man vergass die letzten Nachrichten von Hitler-Siegen. Indem ich einfach gehorchte ging mich alles nichts mehr an ...

77 Die hauptsächliche Erinnerung an Militär: die Erinnerung an Leere. ... man glaubt es sich ungerne, dass man so leer sein konnte. So war es aber. ...

78 Warum erinnere ich mich ungerne? Ich sehe: Ich war ziemlich feige; ich wollte nicht sehen, was Tag für Tag zu sehen war ...

79 Die hauptsächliche Erinnerung ist nicht die Erinnerung an Leere. Ich muss mich berichtigen. Die hauptsächliche Erinnerung: wie die Uniform uns das Gewissen abnimmt, ohne dass jemand es als Gewissen übernimmt. ...

80 Gehorsam aus Stumpfsinn, aber auch Gehorsam aus Glauben an die Eidgenossenschaft. Ich wollte ja als Kanonier, wenn's losgeht, nicht draufgehen ohne Glauben. Ich wollte nicht wissen, sondern glauben. So war das, glaube ich.

81 Warum ich eingeladen worden bin, ist nie ausdrücklich gesagt worden. Vor sechs Wochen die erste Begegnung mit Helmut Schmidt in Bonn: Kampfpause für den Bundeskanzler, ein schwarzer Kaffee und Zigaretten vor der nächsten Runde drüben im Bundestag, es fehlt die Musse für die Pfeife. Irgendwas in jener Unterhaltung scheint für den Bundeskanzler erholsam gewesen zu sein; die Naivität meiner Fragen vermutlich. Keinesfalls fliege ich hier als Berater wie die Vertreter der Gewerkschaften,

der Industrie, der Wissenschaft. Mein Beitrag kann nur die Neugierde sein.

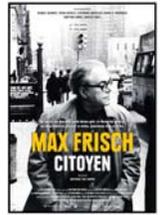
Einmal allein mit Helmut Schmidt, bin ich zu langsam, um ihm sagen zu können, was mir in vier Tagen aufgefallen ist, dabei nimmt er sich Zeit, das rechte Bein über das linke geschlagen, jetzt mit der Pfeife. Was Helmut Schmidt selbst zu China denkt, hat er vorher im kleinen Kreis gesagt ... durchaus nüchtern, klugklar und pragmatisch-bündig. Die Vision vom neuen Menschen überlässt er den Chinesen ...

82 Der Ausgang, der böse oder der bessere, war an jenem Sonntag noch ungewiss; ich werde nicht vergessen: ein Mann in der Verantwortung durch Mandat und dieser extremen Verantwortung gerecht als humane Persönlichkeit ...

83 Zwei von vier Menschen, die in Stammheim ihr Ende gefunden haben – und auch wenn wir ihre Taten als Mord verurteilen müssen, bestehe ich auf der Bezeichnung: Menschen – sind Töchter von Pastoren gewesen, also herangewachsen unter moralischen Imperativen, die eigentlich für uns alle gelten; ... Was solche Menschen, Moralisten also, ihrerseits zu Gewalttätern hat werden lassen, die Frage ist unerwünscht, da sie zwar nicht zu einer Rechtfertigung von Morden führen kann, jedoch zur Frage: ... Wie unschuldig sind wir an der Wiederkunft des Terrorismus oder schuldig – nicht als Sympathisanten, ... sondern als Biedermänner schuldig durch familiären und institutionalisierten Unverstand gegenüber einer ganzen

Generation? Ich frage. Wieviel Wirkungsraum wurde dieser Generation eingeräumt, um ihre Epoche zu gestalten, zusammen mit den Vätern?

84 Wozu die Utopie? ... Ob es die Utopie ist von einer brüderlichen Gesellschaft ohne Herrschaft von Menschen über Menschen oder die Utopie einer Ehe ohne Unterwerfungen, ... die Utopie einer Menschenliebe, die sich kein Bildnis macht vom andern, oder die Utopie einer Seligkeit im Kierkegaard'schen Sinn, in-



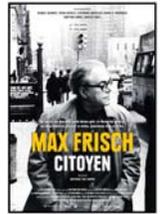
dem uns das Allerschwerste gelänge, nämlich, dass wir uns selbst wählen und dadurch in den Zustand der Freiheit kommen; ... alles in allem: die Utopie eines kreativen und also verwirklichten Daseins zwischen Geburt und Tod – eine Utopie ist dadurch nicht entwertet, dass wir vor ihr nicht bestehen. Sie ist es, was uns im Scheitern noch Wert gibt. Sie ist unerlässlich, der Magnet, der uns zwar nicht von diesem Boden hebt, aber unserem Wesen eine Richtung gibt in schätzungsweise 25000 Alltags. Ohne Utopie wären wir Lebewesen ohne Transzendenz.

85 Lange bevor wir uns selbst als sterblich begreifen, haben wir die Erfahrung von Zeit als Vergängnis, das sehr frühe Erlebnis, dass das Leben immerzu eine Todesrichtung hat. Ohne diese Erfahrung würde sich die Sinnfrage nicht stellen. Ohne die Sinnfrage, ob sie dann eine Antwort findet oder in die Verzweiflung führt, gibt es den Menschen nicht. ...

Die Bewusstheit, dass der natürliche Tod, der eigene, fällig ist, steigert nicht unbedingt die Todesangst, aber es mindert meine Gewissheit im bisher Begriffenen und das Vertrauen in die Sprache, die ich lebenslänglich geübt habe. Altersweisheit als die Entlassung aus dem Zweifel – nein im Gegenteil.

86 Obschon kein Eintrag in meiner Fiche hinweist auf ein verfassungswidriges Verhalten ... bin ich also über 43 Jahre lang observiert worden. ... Und hiermit wird der Staatsschutz, so wie er eingesetzt wird, eine verfassungswidrige Institution. Und kein Bundesrat, der im Laufe der Jahrzehnte diesen Verfassungsbruch betrieben oder im Kollegialprinzip geduldet hat, wird zur Rechenschaft gezogen. ... was mich mit diesem Staat heute noch verbindet: ein Reisepass (den ich nicht mehr brauchen werde).

87 Was von uns bleibt: eine Unsumme wieder verfügbarer Atome als Baustoff für immer andere Organismen oder auch Nichtorganismen; eine endliche Unsumme, irrelevant in der unendlichen Geistmaterie mit ihren Pulsaren und Schwarzen Löchern etc. ... «Auf der Welt sein: Im Licht sein. ... Standhalten der Zeit, der Ewigkeit im Augenblick. Ewig sein: Gewesen sein.»



AUSWAHL AUS DER ZITATENSAMMLUNG VON MATTHIAS VON GUNTEN



ABKÜRZUNGEN

- **GW** Max Frisch, Gesammelte Werke, 7 Bde
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1976/1986
- **SAH** Max Frisch, Schweiz als Heimat?
Hrsg. von Walter Obschlager
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1990
- **Sehenszeit** Max Frisch, Jetzt ist Sehenszeit.
Hrsg. von Julian Schütt
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1998
- **TB** Taschenbuch im Suhrkamp Verlag
- **FdT** Max Frisch, Forderungen des Tages.
Hrsg. von Walter Schmitz
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1983
- **MNsG** Max Frisch: Mein Name sei Gantenbein
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1964
- **ADS** achtung: die Schweiz, 1955
- **WW** Weltwoche
- **DB** Max Frisch, Dienstbüchlein
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1974
- **stiw** Max Frisch, Stich-Worte
Ausgesucht von Uwe Johnson
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1997



Matthias von Gunten, der Autor des Films, hat in seiner Recherchenarbeit zur Auswahl der im Film verwendeten Texte von Max Frisch, aus den gesammelten Werken eine umfangreiche Zitatensammlung angelegt.

Die nachfolgenden Zitate sind eine Auswahl aus dieser Sammlung.

Um mit den Texten besser arbeiten zu können, hat Matthias von Gunten den einzelnen Zitaten zum Teil einen Titel gegeben.

Die Titel sind in der Sammlung **fett geschrieben und blau** markiert.

Die *Quellenangaben* stehen jeweils unter den Zitaten.

88 Was bin ich?

Wie und wo ich mich schlecht und recht durchzuschlagen versuche, das ist für Aussenstehende eine gleichgültige Sache. Aber wenn einer so hier steht, einundzwanzig, brotlos und mit einem halben Studium als einzigen Besitz, - jetzt wird jene Frage schreiend und unheimlich laut: was bin ich? Man heisst es das wirkliche Leben, wohin es mich gestellt hat. Als ob Gedanken und Gefühle weniger wirklich wären als Taten. Aber sie sind hier uneinlösbare Wechsel, diese Gedanken und Gefühle. ... Das Aufreibende ist die eigene Unsicherheit. Man schreibt und telefoniert und stellt sich vor. Und während man sich selber empfiehlt, stösst und sticht einen immer wieder die Frage: was bist du denn eigentlich? Bis hinein in die Träume verfolgt einen das.

1932, *Was bin ich 2*, GW 1, 16-18

89 Der Krieg geht uns in höchstem Masse an

Der Krieg geht uns in höchstem Masse an. Grade auch, wenn er uns verschont. Unser Glück ist ein scheinbares; wir sind nicht imstande, es wirklich zu geniessen inmitten eines Leichenfeldes, am Rande einer Folterkammer, wir hören die Schreie, aber wir sind es nicht selber, die schreien, wir selber bleiben ohne Tiefe des erlittenen Leides, aber dem Leiden zu nahe, um Lachen zu können;

GW 2, 286

90 Wo die eigene Presse zu den Massakern schweigen musste und schwieg

Auch dort, wo das Versagen des Geistes nicht zur aktiven Kriminalität reicht und sich nicht als Massaker darstellt, erkennen wir es als Schuld, beispielsweise in dem Umstand, dass unsere gesamte schweizerische Presse, solange es unser Vaterland hätte gefährden können, zu eben jenen Massakern schweigen musste und schwieg. Nur dass wir es beim Nachbar als Mangel an bürgerlichem Mut bezeichnen, somit als Schuld, im eigenen Lande aber als Staatsraison.

1945, *verdammten oder verzeihen*, GW 2, 295

91 Urteilen

Kein Tag vergeht, ohne dass ich urteile, bald so, bald anders; es reisst einen hin und her, und was noch mühsamer ist, es bleibt eine Art von schlechtem Gewissen, das sich selber nicht klar wird, Unbehagen der Verschonten, das uns seit

Jahren begleitet und oft so wunderliche Blüten treibt: Man macht sich Vorwürfe, dass man überhaupt urteilt.

Warum?

Jedes Urteil, das wir abgeben, enthält auch schon immer das Urteil über uns selber, und davor die Angst: man möchte kein Pharisäer sein. Um nichts in der Welt. Vielleicht ist man aber wirklich einer, vielleicht nicht immer, jedenfalls aber dann, wenn ich besorgt bin um den guten Anschein der eigenen Person, nicht um das Elend, das man vor Augen hat, nicht um die Erkenntnis seiner Gründe.

Ausflucht ins Verzeihen?

Auch das Verzeihen setzt schon immer ein Verurteilen voraus; es ist kein Unterschied im Hochmut, es kommt nur noch die Angst hinzu, dass man sich eines Hochmuts schuldig mache. Man ist dazu noch feige. Man greift nicht zum Messer, weil man sich nicht ins eigene

Fleisch schneiden will, indem man urteilt. Man schweigt. Nur dass der Verzicht, sich ins Wagnis eines Urteils einzulassen, noch keine Gerechtigkeit ist, nicht einmal Milde und Güte, sondern einfach unverbindlich und weiter nichts, nun ist aber gerade die Unverbindlichkeit, wie wir wissen, die allgemeinste Art von Mitschuld.

1946, *Notizen einer kleinen deutschen Reise*, *Sehenszeit*, 22/23

92 Wir leben auf einem laufenden Band

,Wir leben auf einem laufenden Band, und es gibt keine Hoffnung, das wir uns selber nachholen und einen Augenblick unseres Lebens verbessern können. Wir sind das Damals, auch wenn wir es verwerfen, nicht minder als das Heute –

Die Zeit verwandelt uns nicht.

Sie entfaltet uns nur.

Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken, das bestenfalls für den Augenblick und den Standort stimmt, da es sich erzeugt. Man rechnet nicht mit der Hoffnung, dass man übermorgen, wenn man das Gegenteil denkt, klüger sei. Man ist, was man ist. Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben. Schreiben heisst: sich selber lesen. Was selten ein reines Vergnügen ist; man erschrickt auf Schritt und Tritt, man hält sich für einen fröhlichen Gesellen, und wenn man sich zufällig in

einer Fensterscheibe sieht, erkennt man, dass man ein Griesgram ist. Und ein Moralist, wenn man sich liest. Es lässt sich nichts machen dagegen. Wir können nur, indem wir den Zickzack unserer jeweiligen Gedanken bezeugen und sichtbar machen, unser Wesen kennenlernen, seine Wirrnis oder seine Einheit, sein Unenterrinnbares, seine Wahrheit, die wir unmittelbar nicht aussagen können, nicht von einem einzigen Augenblick aus –.

1946, *Ta 1*, GW 2, 360/361, 360/361

93 Eigenes Anschauen

In einer Welt, die auf Vorurteile verhext ist, scheint mir das eigene Anschauen besonders wichtig.

SAH, 561

Unser Streben geht vermutlich dahin, alles auszusprechen, was sagbar ist, sie Sprache ist wie ein Meissel, der alles weghaut, was nicht Geheimnis ist, und alles Sagen bedeutet Entfernen. Es dürfte uns insofern nicht erschrecken, dass alles, was einmal zum Wort wird, einer gewissen Leere anheimfällt. ... Wie der Bildhauer, wenn er den Meissel führt, arbeitet die Sprache, indem sie die Leere, das Sagbare, vortreibt gegen das Geheimnis, gegen das Lebendige. Immer besteht die Gefahr, dass man das Geheimnis zerschlägt, und ebenso die andere Gefahr, dass man vorzeitig aufhört, dass man es einen Klumpen sein lässt, dass man das Geheimnis nicht stellt, nicht fasst.

Stiw, 75, *Ta 1*, 42, GW 2, 379

94 Aufbrechen

Oft, während ich hier sitze, immer öfter wundert es mich, warum wir nicht einfach aufbrechen –
Wohin?

Es genügte, wenn man den Mut hätte, jene Art von Hoffnung abzuwerfen, die nur Aufschub bedeutet, Ausrede gegenüber jeder Gegenwart, die verfängliche Hoffnung auf den Feierabend und das Wochenende, die lebenslängliche Hoffnung auf das nächste Mal, auf das Jenseits – es genügte, den Hunderttausend verklavter Seelen, die jetzt an ihr Pültchen hocken, diese Art von Hoffnung auszublasen: gross wäre das Entsetzen, gross und wirklich die Verwandlung.

GW 2, 405

95 'Nun singen sie wieder'

das Stück 'Nun singen sie wieder' ist nicht aus der vermessenen Absicht entstanden, dem deutschen Volke zu raten, sondern einfach aus dem Bedürfnis, eine eigene Bedrängnis loszuwerden.

1946, *Ta 1*, GW 2, 470



96 Gott und Angst

Es gibt keine Form, die als solche vermögend ist, die heilen kann, die Menschliches verändert; entweder sie bleibt entlehnt, was teilweise in meinen Arbeiten der Fall ist, oder sie wandelt sich, was ebenfalls der Fall ist, sie wandelt sich dem Menschen an und zwar im Grade seiner vorhandenen Begabung: Begabung aber ist keine Heilung, nur ein Vermögen der Spiegelung, und die Heilung kann nur aus dem Menschlichen kommen. Oder auch das nicht; sondern aus Gott. Hier aber fehlen mir alle Beziehungen. Ich verfüge, wenn ich die Bilder meines Wunsches abziehe, über keine zweifelloste Gotteserfahrung. Hinter allem, was ich tue, steht eine Menge ungetilgter Angst ...

24.10.1946, aus den *Notizheften*, *Sehenszeit*, 47

97 Wir wollen die Würde

Wir wollen die Würde aller Menschen. Daran müssen wir uns immer wieder erinnern, damit unser Gespräch sich nicht verliert. Die Würde des Menschen, scheint mir, besteht in der Wahl. Das ist es, was den Menschen auch vom Tier unterscheidet.

1947, *Ta 1*, GW 2, 488

98 Das Verkrampfte unserer Landsleute

Was auffällt, wenn man draussen gewesen ist. Das Verkrampfte unserer Landsleute, das Unfreie unseres Umganges, ihre Gesichter voll Fleiss und Unlust; nicht auszuhalten, wenn sie von ihrem bescheidenen Wesen reden; in Wahrheit, sobald gewisse Hemmungen fallen, zeigt sich das Gegenteil; es fehlt nicht an gestautem Ehrgeiz, der auf Weltmeisterschaften lauert, und in besseren Kreisen sind es Pestalozzi, Gotthelf, Burckhardt, Keller und andere Verstorbene, die man sich ins Knopfloch steckt; man erschrickt oft über sich selber, über die fast krankhafte Empfindlichkeit, wenn ein anderer nicht begeistert ist von uns. Irgendwie fehlt uns das natürliche Selbstvertrauen. ...

Dabei wäre die nüchterne Zurückhaltung

unserer Landsleute, wenn sie stimmt, geradezu wunderbar; was sie fragwürdig macht, ist der bedenkenlose Kniefall vor allem Fremden.
1947, Ta 1, GW 2, 491

99 Schriftstellerei

Selbst wenn dieser Aufruf der Schriftsteller zustande kommen würde, könnte er eine wirkliche Bedeutung haben? Die Völker wollen den Frieden; würden die Schriftsteller, und wenn es solche mit Ruhm sind, als Stimmen ihrer Völker gelten? Ich denke mich als Zeitungsleser, dem dieser Aufruf unter die Augen kommt; meine Regung: Sieh mal an, die Schriftsteller aller Welt! ...und indem ich die Zeitung dem andern überlasse und zu meinem Kaffee übergehe, sage ich vielleicht:
Schade, dass die Schriftsteller und Dichter heutzutage so gar keinen Einfluss haben!
1947, Ta 1

100 Friede und totale Vernichtung

Wenn man von Frieden redet, was ist gemeint? Gemeint ist meistens nur die Ruhe, die durch Vernichtung eines Gegners erreicht wird. Ein amerikanischer Friede oder ein russischer Friede. Ich bin weder für diesen noch für jenen, sondern für den Frieden: den Nicht-Krieg. Wollen wir uns mit den Wörtern, die wir in den Mund nehmen, nichts vormachen, kann man mit vollem Ernst daran zweifeln, ob Friede überhaupt ein anständiges Wort ist, ein Wort, das etwas Möglichen bezeichnet, und das Unmögliche, das bisher Unverwirklichte, wieso soll es gerade unserem Geschlecht gelingen, das sich jedenfalls nicht durch sittlichen Schwung auszeichnet?
Das einzig Besondere, was diesem unserem Geschlecht eignet, was es von allen vorherigen unterscheidet, ist seine grundsätzliche Lage: die technische Möglichkeit, eine gesamthafte Vernichtung durchzuführen, hat keine frühere Zeit besessen, der Krieg ist stets ein unvollkommenes Morden gewesen, örtlich beschränkt, sogar bei den so genannten grossen Glaubenskämpfen erlahmte er regelmässig, bevor Gott die vollkommene Vernichtung der ketzerischen Partei gelungen war. Es fehlte nicht am Wahnsinn, das zu wollen, nur an den technischen Mitteln. Nun sind diese Mittel aber da, die nichts mehr zu wünschen übriglassen.
1948, Ta 1, GW 2, 614/615

101 Wer sich nicht mit Politik befasst ...

Wer sich nicht mit Politik befasst, hat die politische Parteinahme, die er sich sparen möchte, bereits vollzogen: er dient der herrschenden Partei.
1948 Ta 1, GW, 632

102 Wunden offen halten

Ein Freund, ein verehrter, schreibt: "Ich kann nicht verschweigen, dass ich dieses gewaltsame Offenhalten von Wunden, zu dem du Dich wie so viele andere offenbar verpflichtet fühlst, für ein eigentliches Unglück halte."
Ich halte für ein eigentliches Unglück: das Verbinden von Wunden, die noch voll Eiter sind – und sie sind voll Eiter – das Vergessen der Dinge, die nicht durchschaut, nicht begriffen, nicht überwunden und daher nicht vergangen sind.
Aber sind auf meiner Seite so viele?
1949, Ta 1, GW 2, 647

103 Und das ist das erste, was dem Heimkehrenden ernsthaft an die Nerven geht

Und das ist das erste, was dem Heimkehrenden ernsthaft an die Nerven geht; die ganz allgemeine Mentalität, die aus der Erfahrung entstanden ist, dass es in der Demokratie nie ohne politischen Kompromiss geht, die Mentalität nämlich, nie etwas Radikales auch nur zu wollen, geschweige denn es zu tun. Man kann es Mässigkeit nennen, um sich damit abfinden zu können. Aber ist es gut, dass wir uns damit abfinden? Verzicht auf das Wagnis, wenn er zur Gewöhnung wird, bedeutet im geistigen Bezirk ja immer den Tod, eine gelinde und unmerkliche, aber unaufhaltsame Art von Tod. Und tatsächlich lässt es sich ja mit aller Geschäftigkeit kaum verbergen, dass die schweizerische Atmosphäre heute etwas Lebloses hat, etwas Geistloses in dem Sinn, wie ein Mensch immer geistlos wird, wenn er nicht mehr das Vollkommene will.
Gw 3, 231

104 Plötzlich versteht man nun auch die Sucht nach materieller Perfektion, die nicht bloss unsere Architektur, sondern jede schweizerische Manifestation bestimmt; sie ist ein Ersatz, ein unbewusster. Um nicht gröblich missverstanden zu werden: Nicht der demokratische Kompromiss ist das Bedenkliche, sondern der Umstand, dass die allermeisten Schweizer bereits ausser-

stande sind, an einem Kompromiss überhaupt noch zu leiden. Warum sollten sie! Wir haben so manches hehre Wort, um den Kompromiss zu vergötzen, ja, es geht ja soweit, dass das Bedürfnis nach Grösse schlechterdings verpönt ist; es gilt als unschweizerisch. Ist es aber nicht so, dass der gewohnheitsmässige Verzicht auf das Grosse (das Ganze, das Vollkommene, das Radikale) schliesslich zur Impotenz sogar der Phantasie führt? ... Die offensichtliche Armut an Begeisterung, die allgemeine Unlust, die uns in der Schweiz entgegenschlägt, sind das keine erschreckenden Symptome?
1953, Cum grano salis, GW 3, 231

105 Selbstannahme

Solange ja ein Mensch nicht sich selbst annimmt, wird er stets jene Angst haben, von der Umwelt missverstanden und missdeutet zu werden; es ist ihm viel zu wichtig, wie wir ihn sehen, und gerade mit seiner bornierten Angst, von uns zu einer falschen Rolle genötigt zu werden, macht er zwangsläufig auch uns borniert. Er möchte, dass wir ihn frei lassen; aber er selbst lässt uns nicht frei. Er gestattet uns nicht, ihn etwa zu verwechseln. Wer gewaltig wen? Darüber wäre viel zu sagen. Die Selbsterkenntnis, die einen Menschen langsam oder jählings seinem bisherigen Leben entfremdet, ist ja bloss der erste, unerlässliche, doch keineswegs genügende Schritt. Wie viele Menschen kennen wir, die eben auf dieser Stufe stehenbleiben, sich mit der Melancholie der blossen Selbsterkenntnis begnügen und ihr den Anschein der Reife geben! ... Er war im Begriff, den zweiten und noch viel schwereren Schritt zu tun, herauszutreten aus der Resignation darüber, dass man nicht ist, was man so gerne gewesen wäre, und zu werden, was man ist. Nichts ist schwieriger als sich selber anzunehmen.
1954, stiw 139, Stiller, 536

106 Und wenn die Russen nicht kommen?

Hat die Schweiz (...) irgendein Ziel in die Zukunft hinaus? Zu bewahren, was man besitzt oder besessen hat, ist eine notwendige Aufgabe, doch nicht genug; um lebendig zu sein, braucht man ja auch ein Ziel, dieses Unerreichte, was die Schweiz kühn macht, was sie beseelt, dieses Zukünftige, was sie gegenwärtig macht? Sie sind sich einig in dem Wunsch, dass die Russen nicht kommen; aber darüber

hinaus: Was ist, wenn ihnen die Russen erspart bleiben, ihr eigenes Ziel? Was wollen sie aus ihrem Land gestalten? Was soll entstehen aus dem Gewesenen? Was ist ihr Entwurf? Haben sie eine schöpferische Hoffnung? ... Das Heimweh nach dem Vorgesetzten, das die meisten Menschen hierzulande bestimmt, ist bedrückend ...
1954, Stiller, 326, stiw, 150



107 Als Schweizer nicht der Welt angehören

Wir haben uns damit begnügt, allenthalben einen möglichen vorteilhaften Handel zu treiben, und erleben ein heimliches Unbehagen, das durch keinen noch so ergötzlichen Wohlstand zu verschweigen ist. Es ist das Unbehagen, zwar die Welt bereisen zu können, aber als Schweizer nicht wirklich der Welt anzugehören.
1954, ADS, 5, stiw, 151

108 In der entscheidenden Auseinandersetzung unserer Zeit sind wir bis zum heutigen Tag beiseite gestanden, erfüllt von einem Gefühl, ohnmächtig zu sein im Streit der Grossen. ...
Unser Beiseitestehen kommt nicht zuletzt daher, dass wir von einem kalten Krieg reden, das heisst: wir haben das Problem nicht begriffen, sondern lediglich die Tagesereignisse verfolgt, die sich unserer Zuständigkeit entziehen. Ein wirkliches Eingreifen in die grosse Auseinandersetzung, die auch uns angeht, ein Eingreifen, das mehr als unverbindliche Stammtisch-Besserwisserie wäre, haben wir nicht gefunden. Haben wir es überhaupt gesucht? Die Konjunktur, die unser Land dominiert und deformiert, macht alles Suchen überflüssig, scheint es. Den allermeisten Schweizern geht es ja so grossartig; es besteht kein Anlass zu geistiger Besorgnis, scheint es. Höchste aller Besorgnisse: die Konjunktur könnte nicht ewig sein. ... So wacht man mit patriotischem Eifer, dem die Selbstkritik schon als Verrat erscheint.
1954, ADS, SAH, 137

109 Es gilt, das Feld zu finden, wo auch wir, als Kleinstaat, eingreifen können – nicht nach dem Mass unserer militärischen Macht, sondern nach dem Mass unseres Geistes, nach dem Wert unserer Lebensform, nach der Vitalität unserer Idee.

Daher die Frage: Hat die Schweiz, die heutige, eine Idee? Und wenn sie eine hat, wo finden wir die verbindliche Manifestation dieser Idee? 1954, ADS, SAH, 139

110 Es fehlt die Tat. Das heisst. Wir arbeiten, aber wir arbeiten im Zeichen der Resignation. Wir tun, was gerade möglich ist, aber wir verändern nichts. Wir fügen uns der gefährlichen Entwicklung, ohne eine Wandlung unseres Denkens auch nur einzuleiten. ... Wir arbeiten sogar übermässig, aber es ist mit Arbeit nicht zu machen. Es geht nicht ohne Tat, ohne eine Wandlung unseres Denkens. Und da die Tat fehlt, widmet man sich seiner persönlichen Karriere. Die Schweiz als Ganzes, so scheint es, ist keine Aufgabe mehr; die Schweiz begnügt sich mit Kompromissen, ... 1954, ADS, SAH, 145

111 Der Schweizer beginnt international als die Figur des Neureichen bekannt zu werden. Das ist nicht unbegründet. Unser Reichtum (als Nation) hat keine entsprechende Leistung hervorgebracht. Wir verlieren nur die Lebensform der Vorfahren, zwangsläufig, wir mumifizieren sie in Festen; das Schweizerium wird zum Kostüm, das als Kostüm gepflegt wird. 1954, ADS, SAH, 147

112 Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischer Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen die Schweiz als ein kleines, aber aktives Land, das zur Welt gehört. Wir wollen kein schweizerisches Minderwertigkeitsgefühl, keinen schweizerischen Grössenwahn; sondern wir wollen eine Schweiz, die sich selber ins Gesicht zu schauen wagt, eine Schweiz, die sich nicht vor der Wandlung scheut, eine Schweiz, die ihre Idee an den heutigen Problemen und mit den heutigen Mitteln zu verwirklichen sucht.

Was nicht ohne Streit gehen wird, selbstverständlich nicht; wir werden streiten müssen, was wir unter der eidgenössischen Idee eigentlich verstehen, was wir an unseren heutigen Verhältnissen als eidgenössisch anerkennen, was nicht. Dieser Streit wird uns nicht schwächen, sondern stärken; denn es wäre endlich wieder ein Streit um das Wesentliche, und es wird sich zeigen, wieviel lebendiger Geist noch

vorhanden ist. Wir wollen die Schweiz als eine Aufgabe.

Ich liebe die Schweiz so wie sie ist; aber weil sie so ist, wie sie ist, und weil ich sie liebe, geht es nicht ohne Kritik, ohne Selbstkritik. 1. Augustrede 1957

113 Etwas zu sagen haben ...

Plötzlich soll man etwas zu sagen haben, bloss weil man Schriftsteller ist. So rächt sich die Öffentlichkeit dafür, dass wir sie angesprochen haben. 1958, Öffentl. als Partner, GW 4, 244

114 Um zu schreiben! Um die Welt zu ertragen, um standzuhalten sich selbst, um am Leben zu bleiben. Beginnt es aber nicht mit einem lauterem und unbekümmerten Spieltrieb vorerst, mit einer Selbstverständlichkeit und Verwunderung zugleich, dass uns etwas einfällt, mit einer geradezu natürlichen Machlust, naiv und rücksichtslos, verantwortungslos? Man fängt einfach an. Genauer: Es hat schon angefangen. Insgeheim und weil man bei allen Kapriolen des Grössenwahns nicht an Veröffentlichung glaubt, ohne einen Schatten von Verantwortung.

Eines Tages erwacht man und sieht sich veröffentlicht, das ist alles; die heikle Frage, welche Verantwortung der Schriftsteller gegenüber der Gesellschaft habe, stellt sich anständigerweise ja erst von einer gewissen Wirkung an. Lange vorher aber, fast von Anfang an, tritt etwas andres ein, was die Keuschheit unseres Machens trübt: die Eitelkeit, die Versuchung, dass man schreibt, bloss um in der Öffentlichkeit zu sein. Wieso dies eine Ehre sein soll, bleibt rätselhaft; in der Öffentlichkeit zu sein gelingt auch jedem Radrennfahrer und jedem Minister. Sind nicht vielleicht manche Schriftsteller nur darum so kämpferisch gegen dies oder das, um es nicht als Eitelkeit zu erkennen, wenn sie immer und immer wieder in die Arena springen? ...

Wie aber steht es mit den wirklichen Ehrungen, nach denen wir lechzen, je unglücklicher wir mit unsrer Arbeit sind? Natürlich bringen sie nie eine Genesung, nur Linderung durch Selbstironie. Warum also, meine ich, veröffentlichten wir trotz solcher Erfahrungen? Es muss noch etwas anderes sein, was uns drängt, nicht nur jener Spieltrieb und der Drang, Dämonen

zu bannen, indem man sie an die Wand malt, nicht nur die naive Machlust, die ja auch hinter geschlossenen Türen sich austoben könnte, sondern etwas anderes, was über das Machen hinaus zur Veröffentlichung des Gemachten drängt, etwas ebenso Naives: Bedürfnis nach Kommunikation.. 1958, Öffentl. als Partner, GW 4, 245

115 Man möchte gehört werden, man möchte nicht so sehr gefallen als wissen, wer man ist. Bin ich ausgefallen, so wie ich meine Zeit erfahre, oder bin ich unter Geschwistern? Man gibt Zeichen von sich. Man ruft über jene Sprache hinaus, die Konvention ist und die Einsamkeit nicht aufhebt, sondern nur verbirgt, man schreit aus Angst, allein zu sein im Dschungel der Unsagbarkeiten. Man hat Durst nicht nach Ehre, aber nach Menschen, aber nach Menschen, die nicht im persönlichen Leben mit uns verstrickt sind. Man hebt das Schweigen, das öffentliche, auf im Bedürfnis nach Kommunikation. Man gibt sich preis, um einen Anfang zu machen. Man bekennt: Hier stehe ich und weiss nicht weiter. Und all dies ungefragt. 1958, Öffentl. als Partner, GW 4, 246

116 Verantwortung

Ich sage: Schreibend, um zu schreiben, um schreibend der Welt standzuhalten, schreibend aus Machlust und Drang, Dämonen zu bannen, aber auch aus Bedürfnis nach Kommunikation, was Veröffentlichung verlangt, gelangen wir über die Hürden der Eitelkeit (mehr oder minder strachelnd) in eine Verantwortung, die man eigentlich nicht vermutet hat, nicht gesucht, sie ist eine Folge des Erfolgs. 1958, Öffentl. als Partner, GW 4, 248

117 Spreche ich (nicht um mich wichtig zu machen, sondern um mich auf die Dinge zu beschränken, die ich weiss) von mir selbst, so müsste ich sagen, dass ich die gesellschaftliche Verantwortung des Schriftstellers nicht bloss angenommen, sondern mich, rückläufig sozusagen, sogar zum Irrtum verstiegen habe, dass ich überhaupt aus solcher Verantwortung heraus schreibe... 1958, Öffentl. als Partner, GW 4, 247

Vor die Wahl gestellt, ein Engagement auf die Dogmen des Ostens oder ein Engagement auf die Dogmen des Westens einzugehen, ent-

scheiden sich die meisten von uns (nach ihren Werken zu schliessen) für l'art pour l'art, was meistens Tarnung ist. Was bleibt uns anderes übrig, um wahrhaftig zu bleiben? Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen, je klarer wir als Schriftsteller werden, je konkreter nämlich, je absichtloser in jener bedingungslosen Aufrichtigkeit gegenüber dem Lebendigen, die aus dem Talent erst den Künstler macht. Alles Lebendige hat es in sich, Widerspruch zu sein, es zersetzt die Ideologie, und wir brauchen uns infolgedessen nicht zu schämen, wenn man uns vorwirft, unsere Schriftstellerei sei zersetzend. Wir brauchens nicht an die grosse Glocke zu hängen; aber das ist ja unser Engagement. 1958, Stiw 166, Öffentl. als Partner



118 Angst vor der Zukunft

Ich möchte die Angst vor der Zukunft geradezu als das Grundgefühl des Schweizer Zeitgenossen bezeichnen. Ist ihnen nie aufgefallen, dass das Wort 'Utopie' bei uns ausschliesslich im negativen Sinne verwendet wird? Eben hier liegt der Hase im Pfeffer, denn auch die Schweiz, und gerade die Schweiz, ist aus nichts anderem als einem utopischen Gedanken entstanden.

119 ... was den Schweizer Schriftsteller meinem Gefühl nach vor allem hemmt, ja oft geradezu lähmt, ist das Geschichtslose unserer Existenz. Ich meine damit weniger, dass wir von den grossen Entscheidungen ausgeschlossen sind – das liesse sich gerade heute allenfalls verschmerzen –, als vielmehr, dass wir keinen Entwurf von uns selber und damit keine Zukunft haben. 1960, Die Schweiz ist ein Land ohne Utopie, GW 4, 258

120 Warum schreibe ich?

Warum schreibe ich? Ich möchte antworten: aus Trieb, aus Spieltrieb, aus Lust. Ferner aus Eitelkeit; man ist ja auch eitel. Aber das reicht nicht für eine Lebensarbeit; das verbraucht sich an Misserfolgen, und wenn es zum Erfolg kommt, verbraucht es sich an der Einsicht, wie unzulänglich vieles ist. Warum schreibe ich dennoch weiter? Was sich nicht verbraucht,

ist das Bedürfnis (ebenso ursprünglich wie der Spieltrieb) nach Kommunikation.

RA 1964/1, *stiw*, 156

121 Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft

Ich gestehe: eine Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft war nicht vorgesehen; sie pflegt sich einzuschleichen von einem gewissen Erfolg an, und einige mögen sie rundweg ablehnen, anderen gelingt das nicht. Das spätere Selbstmissverständnis, dass dies ein Missverständnis gewesen ist, ändert wiederum nichts daran, dass eine Verantwortlichkeit, wenn auch eine nachträgliche, sich eingestellt hat als unlustiges Bewusstsein; es hat mit Auftrag nichts zu tun, wenn ein Schriftsteller sich die mögliche Wirkung überlegt von seiner Gesinnung her. Dabei ist Gesinnung kein Vorsatz beim Schreiben, sondern eine Konstitution, die beim Schreiben weitgehend unbewusst bleibt.

RA 1964/1, *stiw*, 156

122 Das Ich, nicht mein Ich, aber ein Ich, die Person, die die Welt erfährt als Ich ...

Manche Schriftsteller halten die Literatur gerade in politischen Dingen für untauglich und bevorzugen die direkte Aktion; ich denke: zu Recht. Das geht zugunsten der Politik und zugunsten der Literatur. Die Domäne der Literatur? das Einzelwesen, das Ich, nicht mein Ich, aber ein Ich, die Person, die die Welt erfährt als Ich, die stirbt als Ich, die Person in allen ihren biologischen und gesellschaftlichen Bedingtheiten ... – das ist es, was wenigstens mich interessiert, was mir darstellenswert erscheint: alles, was Menschen erfahren, Geschlecht, Technik, Politik als Realität und als Utopie, aber im Gegensatz zur Wissenschaft bezogen auf das Ich, das erfährt.

1969, *Dramaturgisches*, 33, *stiw*, 118

123 Fragebogen

Sind sie sicher, dass Sie die Erhaltung des Menschengeschlechts, wenn Sie und alle ihre Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert? Hätten Sie lieber einer anderen Nation (Kultur) angehört und welcher?

Wenn Sie Macht hätten zu befehlen, was Ihnen heute richtig scheint, würden sie es befehlen gegen den Widerspruch der Mehrheit?

Ja oder Nein?

Warum nicht, wenn es Ihnen richtig scheint?

Wenn Sie sich beiläufig vorstellen, Sie wären nicht geboren worden: beunruhigt sie diese Vorstellung?

Ta2, *GW* 6, 7

124 Überfremdung: Bedrohung, Verteidigung, Abwehr

Fast hat man den Eindruck, dass Zukunft überhaupt als Bedrohung empfunden wird. Daher immer und immer der Begriff der Verteidigung, der Abwehr. Eine andere Hoffnung als eben diese, dass wir trotz der geschichtlichen Entwicklung bleiben, was wir sind, kommt nicht zum Ausdruck;

GW 5, 381

125 Sind Literaten Politiker?

Zuständigkeit der Literatur? Die Erkenntnis-Vorstösse unseres Jahrhunderts verdanken wir nicht der Literatur. Wer von der Literatur erwartet, dass sie das Weltbild bestimme, wird also von einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl nicht verschont bleiben. Zwar spiegelt die Literatur, die ihren Namen verdient, die Verwandlungen unseres Bewusstseins, aber sie spiegelt sie nur; die Anstösse zur Verwandlung des Weltbildes kommen anderswoher. Erübrigt sich somit Literatur? Zuweilen kann man sich fragen, ob es nicht dieses Minderwertigkeitsgefühl ist, was zum sogenannten Engagement nötig. Keiner von uns lässt sich gerne sagen, er wohne im Elfenbeinturm. Das nötigt auch Schriftsteller, die im Grund kein politisches Temperament haben, zu dem Postulat, Literatur müsse eine gesellschaftliche Funktion haben. Das ist Selbstrechtfertigung. Auch wenn die Gesellschaft gar nicht überzeugt ist, dass sie unser Engagement braucht, wir brauchen's.

Manche Schriftsteller halten die Literatur gerade in politischen Dingen für untauglich und bevorzugen die direkte Aktion, wenn sie ein politisches Ziel verfolgen. Ich denke: zu Recht. Das geht zugunsten der Politik und zugunsten der Literatur. ... das literarische Werk gibt keine Autorität auf einem Gebiet, wo einer sich nicht ausgewiesen hat. Dass dieser oder jener Schriftsteller intelligenter ist als dieser oder jener Politiker halte ich für möglich, aber

das heisst noch nicht, dass er deswegen ein Politiker ist. Es gibt den politischen Schriftsteller, aber häufiger gibt es den politisierenden Schriftsteller ...

Domäne der Literatur? Fast wage ich zu sagen: das Private: Was die Soziologie nicht erfasst, was die Biologie nicht erfasst: das Einzelwesen, das Ich, nicht mein Ich, aber ein Ich: die Person, die diese Welt erfährt als Ich, die stirbt als Ich, die Person in allen ihren biologischen und gesellschaftlichen Bedingtheiten – das ist es, was mir darstellenswert scheint.

Ta 2, *GW* 6, 88-89

126 Dass die Schweiz sich jeder offiziellen Parteinahme in den internationalen Auseinandersetzungen enthält, ändert nichts daran, dass sie in die US-Herrschaft integriert ist. Ihre Neutralität (heute) ist das korrekte Schweigen eines Vasallen.

1968, *WW* Nr. 1796, 11.04.68, *stiw* 243

127 Bedürfnis nach Zugehörigkeit, ich bin hier und nicht anderswo geboren, das naive Gefühl von Zugehörigkeit und später das Bewusstsein von Zugehörigkeit, ein kritisches Bewusstsein, das die Zugehörigkeit keineswegs aufhebt.

stiw, 62, *DB*, 150

128 Und wie verhält es sich mit Heimat-Liebe? Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muss ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muss ich unterlassen? Sie scheint empfindlich zu sein; sie mag es nicht, die Heimat, wenn man den Leuten, die am meisten Heimat besitzen in Hektaren oder im Tresor, gelegentlich auf die Finger schaut, oder wer sonst, wenn nicht diese Leute und ihre honorierten Wortführer, hätte denn das schlichte Recht, uns die Heimatliebe abzusprechen?

GW 6, 511-512

129 Ausser Frage steht das Bedürfnis nach Heimat, und obschon ich nicht ohne weiteres definieren kann, was ich als Heimat empfinde, so darf ich ohne Zögern sagen: Ich habe eine Heimat, ich bin nicht heimatlos, ich bin froh, Heimat zu haben – aber kann ich sagen, es sei die Schweiz?

GW 6, 514

130 Man wählt sich die Heimat nicht aus. Trotzdem zögere ich zu sagen: MEINE HEIMAT IST DIE SCHWEIZ. Andere sagen SCHWEIZ und meinen etwas anderes. Unsere Verfassung bestimmt nicht, wer eigentlich zu bestimmen hat, was SCHWEIZERISCH oder UNSCHWEIZERISCH ist – wer: die Bundesanwaltschaft? der Stammtisch? der Hochschulrat? die Finanz- und ihre gediegene Presse? die Schweizerische Offiziersgesellschaft?

GW 6, 515

131 Wage ich es dennoch, mein naives Bedürfnis nach Heimat zu verbinden mit meiner Staatsbürgerschaft, nämlich zu sagen: ICH BIN SCHWEIZER, so kann ich mich allerdings, wenn ich HEIMAT sage, nicht mehr begnügen mit Pfannenstiel und Greifensee und Lindenhof und Mundart, nicht einmal mit Gottfried Keller; dann gehört zu meiner Heimat auch die Schande, zum Beispiel die Schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg und anderes, was zu unserer Zeit geschieht oder nicht geschieht. ... Heimat ist nicht durch Behaglichkeit definiert. Wer HEIMAT sagt, nimmt mehr auf sich.

GW 6, 516

132 Utopie

Ob es die Utopie ist von einer brüderlichen Gesellschaft ohne Herrschaft von Menschen über Menschen oder die Utopie einer Ehe ohne Unterwerfungen, die Utopie einer Emanzipation beider Geschlechter; die Utopie einer Menschenliebe, die sich kein Bildnis macht vom andern, oder die Utopie einer Seligkeit im Kierkegaardschen Sinn, indem uns das Allerschwerste gelänge, nämlich, dass wir uns selbst wählen und dadurch in den Zustand der Freiheit kommen; die Utopie einer permanenten Spontaneität und Bereitschaft zu Gestaltungs-Umgestaltung (nach Johann Wolfgang Goethe: DES EWIGEN SINNES EWIGE UNTERHALTUNG), alles in allem: die Utopie eines kreativen und also verwirklichten Daseins zwischen Geburt und Tod – eine Utopie ist dadurch nicht entwertet, dass wir vor ihr nicht bestehen. Sie ist es, was uns im Scheitern noch Wert gibt. Sie ist unerlässlich, der Magnet, der uns zwar nicht von diesem Boden hebt, aber unserem Wesen eine Richtung gibt in schätzungsweise 25000 Alltagen. Ohne Utopie wären wir Lebewesen



ohne Transzendenz.
Wir hoffen, GW 7, 12

133 Wenn wir von Frieden reden, und gesetzt den Fall, wir glauben an seine Möglichkeit: wie stellen wir uns Frieden vor?
GW 7, 17

134 Nun wissen wir: Der neue Mensch ist nicht angetreten. Unsere vernunftmässige Ablehnung des Krieges als Mittel der Politik besagt noch nicht, dass wir friedensfähig sind. Gesellschaften mit Gewaltstruktur mögen sich den Nicht-Krieg wünschen; der Friede widerspräche ihrem Wesen.
GW 7, 17

135 Wir hoffen. Es ist dringlich. Das Gebet für den Frieden entbindet nicht von der Frage nach unserem politischen Umgang mit dieser Hoffnung, die eine radikale ist. Der Glaube an eine Möglichkeit des Friedens (und also an das Überleben der Menschen) ist eine revolutionärer Glaube.
Wir hoffen, GW 7, 18

136 Die Zukunft, so scheint es im Augenblick, gehört der Angst und nicht der Hoffnung auf Mehr-Demokratie. Diese unsere Hoffnung, die wir nicht aufgeben, gilt zur Zeit als Verharmlosung des Terrorismus, Angst als des Bürgers erste Pflicht. Was damit zu betreiben ist: Abbau der Demokratie (wie es heisst: zur Rettung der Demokratie) ...
GW 7, 34

137 Die Intellektuellen, die wieder einmal dran sind ...
Die Skepsis der Arbeiterschaft gegenüber den Intellektuellen hat viele Gründe, darunter auch gute, und Mangel an Skepsis gegenüber den Intellektuellen wird auch Bundeskanzler Schmidt sich nicht vorwerfen müssen ... Was versteht man denn eigentlich unter einem Intellektuellen? ...
Der Intellektuelle ist jemand, der vor allem besessen ist von einem Verlangen nach Erkenntnis der Wahrheit, auch wenn die Wahrheit möglicherweise nicht schmeichelhaft ist und seinem Privatinteresse nicht dienlich. ...
Dass das Interesse des Intellektuellen, sofern er diesen Namen verdient, der Wahrheit gilt, besagt noch nicht, dass er sie allemal erkenne;

schon dieses Interesse aber ist ein Ärgernis – begreiflicherweise; es irritiert den Bürger, der als Wahrheit ausruft, was im Augenblick zu seinem Vorteil ist. Ich betone: im Augenblick. ... Ich kann mir nicht denken, dass Politik ohne die lästige Assistenz der Intellektuellen eine geschichtliche Chance hat.
GW 7, 36

138 Nervös macht mich die Frage, die Euch noch nicht betrifft: Wie steht ein Schriftsteller, wenn er lange lebt, zu seinen veröffentlichten Hoffnungen? Enttäuschung über den Lauf der Welt ist eins, Preisgabe oder Widerruf der Hoffnungen wäre schon etwas anderes – Und was ist es nun?
Wenn ich zum Frühstück in den bürgerlichen Zeitungen blättere (andere gibt's in dem Café nicht, auch nicht am nächsten oder übernächsten Kiosk) und wenn ich zum Feierabend auch noch fernsehe von Kanal zu Kanal, so bleibt kein Zweifel daran, dass die Aufklärung, das abendländische Wagnis der Moderne, weiterherum gescheitert ist.
Mein Eindruck: man möchte nicht wissen, sondern glauben. ...
1986 Ende der Aufklärung, SAH 461

139 Solidarität also mit wem? Wohin richtet sich die Hoffnung? Ich weiss mich solidarisch mit allen, die, wo immer in der Welt und somit auch hier Widerstand leisten, auch Widerstand gegen Rechtsstaatlichkeit als Kniff – ich meine Widerstand auf allen Etagen dieser profitmanischen Gesellschaft, Widerstand mit dem Ziel, dass der Geist der Aufklärung sich durchsetzt und zwar zeitig genug: nicht als historische Reprise, sondern durch historische Erfahrung erweckt zu neuen und anderen Versuchen eines Zusammenlebens von mündigen Menschen. Und Ansätze dazu gibt es.
1986 Ende der Aufklärung, SAH 468

140 Eine friedensfähige Gesellschaft wäre eine Gesellschaft, die ohne Feindbilder auskommt. Es gibt Phasen, wo wir nicht ohne Auseinandersetzung auskommen, nicht ohne Zorn, aber ohne Hass, ohne Feindbild: wenn wir (einfach gesprochen) glücklich sind oder zumindest lebendig – zum Beispiel durch eine Art von Arbeit, die nicht nur Lohn einbringt, sondern Befriedigung (die nichtentfremdete Arbeit), und durch eine Art des Zusammenle-

bens von Menschen, das Selbstverwirklichung zulässt. Was meint Freiheit, ein so missbrauchbares Wort, im Grunde anderes? Freiheit nicht als Faustrecht für den Starken, Freiheit nicht durch Macht über andere. Selbstverwirklichung; sagen wir: wenn es möglich ist, kreativ zu leben. Wie viele Menschen haben in den vorhandenen Gesellschaften aber die Möglichkeit kreativ zu leben? Das ist durch Wohlstand allein noch nicht gegeben ... Ob der Überlebenswille der Gattung ausreichen wird zum Umbau unserer Gesellschaften in eine friedensfähige, weiss ich nicht.
Wir hoffen, GW 7, 18

141 Also wir hoffen, ja, aber das ist eine mühsame Hoffnung; das Gebet für den Frieden (ob mit oder ohne Papst) entbindet nicht von der Frage nach unserem politischen Umgang mit dieser Hoffnung, die eine radikale ist. Ein Abschied vom militärischen Denken ist nicht leicht; das militärische Denken hat Jahrtausende der Geschichte geprägt und zur heutigen Lage geführt, die diesen Abend erzwingt. Der Glaube an eine Möglichkeit des Friedens – als einzige Möglichkeit für ein Überleben des Menschengeschlechts – ist eine revolutionärer Glaube.

142 Um zum Schluss keinen Zweifel übrig zu lassen, wo der Schreiber selber steht, möchte ich als einer von den Begünstigten, die nicht zu schweigen haben, um nicht ihre Stellung zu verlieren, in Kürze sagen: unsere Gesellschaftsform ist in Frage zu stellen. Eine fundamentale Kritik halte ich nicht nur für berechtigt, sondern für unumgänglich, wenn unser Land bestehen soll, also nicht nur eine Kritik, die die Praxis misst an der Ideologie, sondern eine Kritik an der Ideologie selbst. Die Schweiz befindet sich in einer Welt, die umzudenken ist; infolgedessen ist auch die Schweiz umzudenken. Sie funktioniert nur noch scheinbar. Der Begriff der Demokratie, die wir als die direkte Demokratie bezeichnen, ist kein Tabu. Eine Regierung, die auf die Unruhe lediglich mit polizeilichen Massnahmen zu antworten vermag, hat zwar die Macht, aber sie ist kein Gesprächspartner. Es erübrigt sich, dass man sich mit Männern dieser Behörden freiwillig an einen Tisch setzt, solange die Unruhigen als die Schuldigen gerichtet werden, um das Versagen des Staates, der diese Unruhe verursacht, nicht

untersuchen zu müssen und zu Erkenntnissen zu kommen, die Veränderung bedeuten. Dieser Staat ist nicht mein Vaterland, er ist ein Apparat und einer, der leerläuft, um zu funktionieren. Die Schweiz als Inhalt in unserer Zeit ist neu zu konzipieren. Das ist nicht die Aufgabe der Behörde, sondern unsere Aufgabe, nicht zuletzt die Aufgabe der Jugend, die sich mit Recht gegen die Behörden stellt, wenn auch mit Ungeschick, destruktiv, solange die Männer der Behörde und der Parteien, nur weil sie älter sind, nicht bereit sind, mitzulernen. Die Besänftigung durch gönnerhafte Angebote, um auch junge Wähler zu bekommen, genügt nicht. Unser Land braucht eine Jugend nicht als Nachbeter, sondern als Gründer.
1968, FdT, S 238-24



ZITATE AUS ACHTUNG: DIE SCHWEIZ

143 Als Schweizer stehen wir vor einer ungewohnten Situation: In der Auseinandersetzung um die Lebensform gibt es keinen Neutralismus. Denn gelebt und gewirtschaftet wird überall, auch bei uns, und was immer wir tun oder lassen, ist Leistung der Versagen in dieser Auseinandersetzung. Ob wir mögen oder nicht, wir sind beteiligt.

144 Den allermeisten Schweizern geht es ja so grossartig; es besteht kein Anlass zu geistiger Besorgnis, scheint es. Höchste aller Besorgnisse: die Konjunktur könnte nicht ewig sein. Ein Störenfried könnte kommen, jemand, der Uhrenzölle heraufsetzt, oder gar ein Russe. So wacht man mit patriotischem Eifer, dem die Selbstkritik schon als Verrat erscheint. Diese Situation ist unerquicklich, ungesund, gefährlich im höchsten Grad - sie ist geisttötend.

145 Man hat uns gelehrt: Die Grösse unseres Landes ist die Grösse seines Geistes! Man könnte auch sagen.- Wir sind zu klein, um nicht denken zu dürfen. Denn womit könnten wir sonst bestehen?

146 Leider fehlt es nicht am Geld. Leider, denn es wäre die beste Ausrede. Wir befinden uns sogar in einem Zustand, den die Financiers als Kapitalschwemme bezeichnen. Vorhandenes Kapital wird nicht zu Gründungen verwendet, sondern gespeichert; vorhandene Energie wird nicht in Leistung umgesetzt, sondern in Angst vor dem Verlust; vorhandenes Wissen findet keine Anwendung, keine Möglichkeiten.

147 Woran es fehlt: nicht an grossen Aufgaben, nicht an Geld, nicht an Männern (Schweizern) mit Köpfen, die lange schon über diese Dinge gedacht haben und Vorschläge wissen... Es fehlt nur die Tat.

148 Wir leben provisorisch, das heisst: ohne Plan in die Zukunft. Unsere politischen Parteien sind passiv. Sie kümmern sich gerade noch um die Gegenwart, um Amtsperioden und

die nächsten Wahlen; dabei nehmen sie die Gegenwart ganz und gar als Gegebenheit, und es geht nur darum, innerhalb dieser Gegebenheiten möglichst vorteilhaft abzuschneiden. Es fehlt ihnen jede Grösse eines gestalterischen Willens, und darum sind sie so langweilig, dass die jungen Menschen nicht von ihnen sprechen. Unsere Politik ist nicht Gestaltung, sondern Verwaltung, weit davon entfernt, aus den Gegebenheiten der Gegenwart eine andere Zukunft zu planen. Wozu soll die Zukunft anders sein? Sie wird aber anders sein, ohne unser Zutun, gegen uns. Es ist, wie gesagt, kein Zufall, dass die Schweiz immer eine heimliche Angst vor der Zukunft hat; wir leben ohne Plan, ohne Entwurf einer schweizerischen Zukunft.

149 Fangen wir an - wir, das heisst: alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten - zum Beispiel: Irgendwo in der Schweiz, wo heute noch kein Haus steht oder nur eine alte Scheune, aber keine Siedlung, die den trügerischen Anschein erweckt, dass hier bereits etwas Städtebauliches geschehen sei, irgendwo in einem nicht allzu nassen Ried oder in einem nicht allzu engen Tal, irgendwo jedenfalls, wo es keine historischen Heiligtümer hat und wennmöglich auch keine Gletscher, irgendwo in unserem lieben Land der Freiheit stecken wir vier Stecken, die etwa drei oder vier Quadratkilometer umzirken, und bauen endlich die Stadt, die der Schweizer braucht, um sich in diesem Jahrhundert einzurichten.

Im Ernst: gründen wir eine Stadt.

150 Genauer gesagt: Versuchen wir es. Denn darin besteht das Wesentliche: dass es ein Experiment ist. Es soll uns zeigen, ob wir noch eine lebendige Idee haben, eine Idee, die eine Wirklichkeit zu zeugen vermag, eine schöpferische Vorstellung von unsrer Lebensform in dieser Zeit.

151 Wieviele wertvolle, ernsthafte, von klugen Männern durchdachte Erkenntnisse liegen in den Schubladen oder in Büchern verwahrt: nicht widersprochen, aber nicht ausgeführt - und dadurch wertlos, denn die Ausführung erst würde sie prüfen, ihren Wert bestätigen und ihre Fragwürdigkeit offenbaren, und beides ist nötig, damit Entwicklung stattfindet.

152 Die Stadt, die es zu gründen gilt, soll eine Musterstadt sein in dem Sinne, dass sie eine Entwicklung einleitet, die natürlicherweise auch sie überholen wird, also nicht eine Endstation, nicht ein Diktat, dem die Standardisierung aller Schweizerstädte folgt. Wir meinen keinen Unsinn, sondern einen Versuch, der uns in jedem Fall, ob er glücklicher oder etwas weniger glücklich gelingt, zeigen wird, wo wir mit unseren Problemen stehen. Und vor allem wird er zeigen, uns selber zeigen, dass wir leben, dass wir unseren dringenden Problemen nicht ausweichen mit müder Saniererei. Wir haben heute keine Stadt im ganzen Land, die, zum Beispiel, auch nur das triviale Problem des modernen Verkehrs wirklich zu lösen vermag, geschweige denn die Probleme des Stils, die ja keine ästhetischen Schrullen sind, sondern alle angehen: eben als menschliches Problem, als Problem der Lebensform in unserem Zeitalter, das wir mit keinem historischen Heimweh abschaffen können. Jahr für Jahr werden in unserem Land, einem materiellen Bedürfnis entsprechend, Tausende von neuen Bauten, Siedlungen und Fabriken und Kindergärten und Schulen und Geschäftshäuser in einer planlosen, geistlosen und für den Kampf um die beste Lebensform durchaus wertlosen Art erstellt. Die Stadt, die wir wollen, ist nicht grösser als dieses Bauvolumen, das jährlich vertan wird, ohne dass es den Wert einer Manifestation haben kann und zu einer geistigen Leistung kommt; denn es kann (wer immer da als einzelner Architekt oder Bauherr wirken mag) nicht diesen Wert haben, weil es unter dem Zwang von Gesetzen und unter dem Zwang der

QUELLE

Lucius Burckhardt, Max Frisch,
Markus Kutter:

ACHTUNG: DIE SCHWEIZ.
Ein Gespräch über unsere Lage
und ein Vorschlag zur Tat

Zuerst erschienen als Broschüre im Januar
1955, Verlag Felix Handschin, Basel. Auch in
GW III 291ff.

ZITATE AUS ACHTUNG: DIE SCHWEIZ

Gewöhnung verbaut wird, die von vornherein ausschliessen, dass die dringendsten Probleme einmal grundsätzlich gestellt und einer verbindlichen Lösung entgegengeführt werden. Wie soll man die Baugesetze, die den Kitsch nicht verhindern, aber die Entwicklung, ändern können, ohne eine Musterstadt zu haben, die einmal ohne diese Bindungen erstellt worden ist und die neuen Gesetze ergibt? Es werden Millionen um Millionen, wobei wir jetzt lediglich an die öffentlichen Gelder denken, Jahr für Jahr verbaut: für eine provisorische Schweiz, eine bereits überholte Schweiz, die uns über den Kopf wächst und immer fremder wird und mit unseren Problemen nicht fertig wird, eine Schweiz, die nicht einmal weiss, wie sie in Zukunft aussehen möchte, eine lächerliche Schweiz, eine Schweiz mit der blinden Emsigkeit der Schildbürger.

153 Wir sind vor einem Punkt, wo die Freiheit nur noch durch Planung zu retten ist. Das ist ein Paradox, das von ganz verschiedenen Köpfen ermittelt worden ist, von Wirtschaftlern und von Philosophen. Es ist mit einem hysterischen Nein nicht widerlegt. Planung heisst dann: wir entwerfen den Rahmen, innerhalb dessen die Freiheit noch tatsächlich ausgeübt werden kann, und nur so können wir sie unseren Kindern weitergeben. Wir hoffen ja, nicht die letzten Schweizer zu sein ...

154 Man kann aber ein Vorbild nicht geben, indem man es nur an die Wand malt, oder dann ist es eben das leblose, unwirkliche, verhängnisvolle Vorbild, wie es Hollywood und die Magazine liefern. Das Vorbild, wenn es verantwortlich gemeint sein soll, muss selber in der Realität des Lebens stehen. Dabei muss es nicht einmal unanfechtbar sein; noch seine Fehler sind Anregung. Aber es muss selbst eine Realität sein, es wirkt nicht, so lange es Postulat bleibt.

155 Abgesehen davon, dass noch keine Stadt auf dieser Erde von selbst entstanden ist - alle sind gegründet worden, und eine Stadt zu gründen ist insofern kein Wagnis, das noch nie vollbracht worden wäre! - und abgesehen davon, dass noch nichts Schöpferisches geworden ist, wenn man es nicht will, und nichts Grosses, das nicht als Idee vorerst eine Utopie gewesen wäre: es ist nicht einzusehen, warum die schweizerische Finanz nur bereit sein sollte, Wagnisse in der Fremde zu finanzieren. Warum nicht unser eigenes? Jeder Kaufmann weiss, dass man nicht vor Verlust gefeit ist, indem man überhaupt nichts unternimmt. Oder wie wir es zu Anfang sagten, über den Rahmen des Wirtschaftlichen hinaus gedacht: Man ist nicht realistisch, indem man einfach keine Idee hat.

156 Unsere Schwäche ist nicht die Kleinheit des Landes, die beschränkte Zahl der Divisionen. Das ist so wenig unsere Schwäche, wie die Berge etwa unsere Stärke sind. Das sind Gegebenheiten. Unsere Schwäche (in der Auseinandersetzung dieses Jahrhunderts) ist die grausliche Tatsache, dass wir, als Land, seit Jahren aufgehört haben zu denken, zu entwerfen; wir sind die Erben und Nutzniesser einer grossen Idee - ohne aus einer eigenen Idee zu leben.

157 Heute, im Gegensatz zu damals, dominiert in der schweizerischen Politik durchaus das Sachgeschäft, die blosse Verwaltung. Die Politik ist nicht Anliegen des Volkes, sondern ein Beruf für Sachverständige, die meistens mit den Interessierten identisch sind oder von ihnen gelenkt. Politik zum blossen Geschäft geworden, zum getarnten Geschäft. Und wer einmal auf die grundsätzlichen Probleme hinzuweisen wagt, die dahinterliegen, wer auf eine wirkliche Auseinandersetzung drängt, der läuft Gefahr, als politischer Scharfmacher und als Spielverderber angeprangert zu werden, als Wirrkopf, als Träumer, als Störefried - als Nihilist!

158 Unsere Parteien glauben selbst nicht mehr an die Zeugungskraft ihrer Ideen, weder an die eigene Ideologie noch an die Ideologie ihres parlamentarischen Gegners. Man «versteht» sich zu gut, nämlich so wie zwei Händler sich verstehen. Die Unterschiede zwischen einem Konservativen und einem Sozialdemokraten sind bald nur noch scheinbar; es geht nur noch darum, wieviel sich jeder vom Reichtum dieses Landes abschneiden kann, aber nicht mehr um die Gestaltung dieses Landes. Damit ist die utopische, die staatsbildende Kraft unserer Parteien zusehends im Erlöschen. Sie werden belanglos, überflüssig, sie sind demnächst durch Verwaltungsräte und Reklameberater zu ersetzen. Es ist kein Zufall, dass die jüngste, die neueste und lebhafteste Partei unverhohlenermassen von einem Geschäftsmann gemacht wird, ein Unternehmen, das unabhängig ist von jeder Ideologie. Die Demokratie ist aber, ihrem Wesen nach, eine Demokratie der grundsätzlichen Alternativen, oder sie ist nicht, und was uns bleibt, ist der demokratische Apparat mit seiner ganzen Umständlichkeit. Genügt der Gruppenegoismus, um das Parteiensystem zu rechtfertigen? Er genügt nicht einmal, um den demokratischen Anschein endlos aufrecht zu halten. In der Tat, aller Phraseologie zum Trotz, sind wir nicht mehr weit von dem reinen Wirtschaftsstaat entfernt, von der Diktatur der öffentlichen Wohlfahrt.

159 Politik ist die Kunst des Möglichen in dem Sinn, dass sie die hohe Kunst ist, nicht mehr nur das Nächste und Allernotwendigste zu tun (als permanente Flickerei und Puscherei mit der Ausrede, dass die Gegebenheiten eben nichts anderes zulassen), sondern die Möglichkeiten zu erkennen und unter ihnen zu wählen, durch ideologische Entscheidung zu wählen, also nicht einfach nach dem Mass des geringsten Widerstandes. Wer diese Kunst des Möglichen beherrscht, hat den Schlüssel zur Freiheit, soweit sie auf dieser Erde überhaupt möglich ist.

ZITATE AUS WEITEREN WERKEN

TAGEBUCH 1946-1949

160 Das allgemeine Verlangen nach einer Antwort, einer allgemeinen, das oft so vorwurfsvoll, oft so rührend ertönt, vielleicht ist es doch nicht so ehrlich wie der Verlangende selber meint. Jede menschliche Antwort, sobald sie über die persönliche Antwort hinausgeht und sich eine allgemeine Gültigkeit anmasst, wird anfechtbar sein, das wissen wir, und die Befriedigung, die wir im Widerlegen fremder Antworten finden, besteht dann darin, dass wir darüber wenigstens die Frage vergessen, die uns belästigt – das würde heissen: wir wollen gar keine Antwort, sondern wir wollen die Frage vergessen.

Um nicht verantwortlich zu werden.

Suhrkamp Taschenbuch 1148, S. 125/126

161 Man kann darauf bedacht sein, das Gute durchzusetzen und zu verwirklichen, oder man kann darauf bedacht sein ein guter Mensch zu werden – das ist zweierlei, es schliesst sich gegenseitig aus.

Die meisten wollen gute Menschen sein.

Niemand hat grössere Freude daran, wenn wir gute Menschen werden, als der Böse. Solange die Menschen, die das Gute wollen, ihrerseits nicht böse werden, hat der Böse es herrlich! (Solange die Armen nicht „stehlen“.)

Suhrkamp Taschenbuch 1148, S. 223

SCHWEIZ OHNE ARMEE? EIN PALAVER

162

- Die Schweizer Armee gefährdet den Frieden nicht. Warum sollten wir keine deutschen Leopard-Panzer kaufen oder in Lizenz herstellen? Das schafft Arbeitsplätze. Das musst du zugeben. Und warum nicht amerikanische Abfangjäger? Dafür darf ja unsere Industrie etwas anderes exportieren und das schafft nochmals Arbeitsplätze. Musst du das nicht zugeben? Arbeitsplätze auch für Gastarbeiter. Ohne den Frieden zu gefährden, wie gesagt –
- Ohne etwas für den Frieden zu tun.
- Ich will dir etwas sagen: Wenn es zu einem richtigen Frieden käme, das wäre eher wieder gefährlich. Warum braucht es den Kalten Krieg? Ein verblassen der erprobten Feindbilder, wie das so ein richtiger Friede mit sich brächte, das könnte die Bewilligung der Rüstungsmilliarden plötzlich gefährden. Und darum halten unsere Armeespitzen auch nichts von sogenannter Friedensforschung, ihr Denken ist realistisch: nicht ein Weltfrieden, nur der Nicht-Krieg bewahrt die schweizerische Armee vor ihrer Abschaffung.

Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 10

163

Der Enkel liest vor:

Der Widerspruch, dass die Armee zur Verteidigung der Demokratie in ihrer ganzen Struktur antidemokratisch ist, erscheint nur als Widerspruch, solange man die Beteuerung glaubt, sie verteidige Demokratie, und das glaubte ich allerdings in diesen Jahren.

Der Enkel zeigt den Buchtitel:

- Das hast du geschrieben, Grossvater.

Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 12

164

- Warum sollte man die Armee abschaffen?
 - Warum sollte man sie nicht abschaffen?
 - Sie lässt sich nicht abschaffen, Jonas.
 - Das bestärkt uns im Gefühl, es sei eine Demokratie, was die Armee verteidigt ... Jonas, überleg dir einmal, was unsere liebe Schweiz zusammenhält. Als Sonderfall. Die Welschen und Zürich, die Tessiner und Bern, ganz zu schweigen vom Jura. Eine Schweizerische Bundesbahn, wie zuverlässig auch immer, und die gemeinsamen Briefmarken in allen Landesteilen, das macht ja noch nicht eine Nation. Und der Wohlstand macht es offenbar auch nicht. Reich werden kannst du auch als Deutscher oder als Amerikaner und so weiter. Wir haben eine Flagge, ja, und die siehst du überall: auf Wirtschaftshäusern und auf der Kaserne und auf Dampfschiffen am Sonntag und an allen Banken, wenn in Zürich das Knabenschieszen stattfindet und bei Turnfesten und an der Olympiade unter vielen anderen Flaggen. Das schon. Ein grosser Glaube weht nicht um diese schmucke Flagge. Wenn's hochkommt, sind wir eine Ski-Nation. Im Winter. Glaube an eine geschichtliche Aufgabe, die uns zur Nation verbindet, davon sehe ich keine Spur. Alles was ihnen zur Zukunft einfällt: – Verteidigung! Landesverteidigung! Gesamtverteidigung!
 - Was also hält diese Schweiz zusammen?
 - Eben die Armee: Als Brauchtum.
- Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 36/37*

165

- (...) Und das kann schwierig werden für die Schweizer Armee. Das ahnen unsere Fachmänner. Eine Armee ohne einen fixen Feind wird nervös. Wenn ihr im Manöver steht und es kommt die Meldung. Feind im An-

griff! sicher denkt niemand an Eskimos – Nein.
- Du lachst, Jonas, aber je vernünftiger die Russen werden, die Sowjetunion, meine ich, umso dringlicher wird die Suche nach dem inneren Feind. Und das wird ernst. (...) Niemand will zugeben, wozu diese schweizerische Armee tatsächlich da ist.

Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 51

166

- Langsam kenne ich unser Land.
 - Was meinst du damit?
 - Friedenspolitik? Eine schweizerische?
 - Will jemand hier Krieg?
 - Krieg hier, nein.
 - Krieg anderswo?
 - Nein, aber Profit wo und wie immer.
- Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 57*

ACHTUNG: DIE SCHWEIZ

ACHTUNG: DIE SCHWEIZ EIN GESPRÄCH ÜBER UNSERE LAGE UND EIN VORSCHLAG ZUR TAT. 1955

Die Schweiz präsentiert sich rund alle 25 Jahre in einer Ausstellung. Im Jahr 2002 ging die 6. Schweizer Landesausstellung, die Expo 02, über die Bühne. Es wurden riesige Arteplagen gebaut, um nach der Ausstellung mehrheitlich wieder abgerissen zu werden.

Gezeigt wurde, wie bereits bei den fünf vorherigen Ausstellungen, mehrheitlich die Schweiz, wie sie ist. Motivierende Gedankenanstösse und Ideen für eine gemeinsame und innovative Zukunftsplanung mit nachhaltiger Wirkung haben weitgehend gefehlt.

*Genau das kritisierte Max Frisch bereits vor über 50 Jahren. Mit **achtung: die Schweiz** hat er darum 1955, zusammen mit Lucius Burchhardt und Markus Kutter unter Zuzug der Architekten Rolf Gutmann und Theo Manz sowie Vertretern aus Wirtschaft und Politik eine Idee für die Expo 1964 formuliert.*

Nachfolgend einige zusammenfassende Zitate aus diesem Pamphlet, das nach Erscheinen landesweit heftige Diskussionen und in der Schweizerpresse über 1'000 Kommentare und Berichte ausgelöst hat.

« Die Schweiz plant nicht in die Zukunft. Ein Gebiet wo sich das zeigen könnte ist beispielsweise der schweizerische Städtebau, und es wird niemand behaupten, dass die vitale Frage, wie die Schweiz von morgen oder auch nur von heute aussehen soll, gelöst wäre. Im Gegenteil, wir stehen vor dieser Frage beinahe hilflos. Städtebau ist nicht das einzige Problem, gewiss nicht, aber bleiben wir dabei. Es ist anschaulicher als andere. Und es ist ein allgemeines Problem; jeder Schweizer muss wohnen, jeder Schweizer muss zur Arbeit gehen oder fahren, jeder Schweizer ist sterblich und hat somit den Wunsch, nicht überfahren zu werden, und er möchte auch nicht täglich eine Stunde in Verkehrsstockungen verbringen. Er möchte leben, und zwar so, wie es ihm gefällt, ein Leben, wie es ihm lebenswert erscheint. Mit andern Worten: er möchte eine Stadt, die seiner Lebensform entspricht – und diese Stadt hat er immer weniger.

« In den zehn Nachkriegsjahren hat sich die Anzahl unserer Fahrzeuge vervielfacht; das Strassensystem aber, als System, ist das alte geblieben. Da und dort entsteht eine neue Überlandstrasse, die einigermaßen entlastet, und mit einer Unsumme von Geld wird allenthalben erweitert, verbessert, geflickt. Das ist es: geflickt, denn es bleibt das alte System, bedingt durch unsere historischen Städte. (...)

Noch jede Epoche, angefangen bei den Pfahlbauern, hat sich das Haus und die Stadt gebaut, die ihren Mitteln und ihren Erfordernissen entsprachen; nur wir nicht. Wieso nicht? Unsere Mittel sind grösser denn je, das ist unbestreitbar. (...)
Das gilt auch für die heutigen Wohnung, denn sie ist zwar heute gebaut, aber nicht heutig; sie gibt dem Heutigen keine Lebensform. Sie ist im Ausdrucksmässigen so tot, dass dagegen sogar das Antiquarische noch lebendiger wirkt.

« Leider fehlt es nicht am Geld. Leider, denn es wäre die beste Ausrede. Wir befinden uns sogar in einem Zustand, den die Financiers als Kapitalschwemme bezeichnen. Vorhandenes Kapital wird nicht zu Gründungen verwendet, sondern gespeichert; vorhandene Energie wird nicht in Leistung umgesetzt, sondern in Angst vor dem Verlust; vorhandenes Wissen findet keine Anwendung, keine Möglichkeiten.
Es fehlt nur die Tat.

« Es geht nicht ohne die Tat, ohne eine Wandlung unseres Denkens. Und da die Tat fehlt, widmet man sich seiner persönlichen Karriere. Die Schweiz als Ganzes, so scheint es, ist keine Aufgabe mehr; die Schweiz begnügt sich mit Kompromissen, mit halbhatzigen Provisorien, Mit zukunftsloser Improvisation von Misere zu Misere.

« Die Resignation gilt als demokratische Weisheit. Und also wuchern unsere Städte, wie's halt kommt, geschwürartig, dabei sehr hygienisch; man fährt eine halbe Stunde lang mit einem blanken Trolleybus und sieht das Erstaunliche, dass die Vergrößerung unserer Städte zwar unaufhaltsam stattfindet, aber keineswegs zum Ausdruck kommt. (...)

« Wir leben provisorisch, das heisst: ohne Plan in die Zukunft. Unsere politischen Parteien sind passiv. Sie kümmern sich gerade noch um die Gegenwart, um Amtsperioden und die nächsten Wahlen; (...)
Es fehlt ihnen jede Grösse eines gestalterischen Willens, und darum sind sie so langweilig, dass die jungen Menschen nicht von ihnen sprechen. Unsere Politik ist nicht Gestaltung, sondern Verwaltung, weit davon entfernt, aus den Gegebenheiten der Gegenwart eine andere Zukunft zu planen. Wozu soll die Zukunft anders sein? Sie wird aber anders sein, ohne unser Zutun, gegen uns. (...)

« Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischer Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen die Schweiz als ein kleines, aber aktives Land, das zur Welt gehört. (...)

« Was nicht ohne Streit gehen wird, selbstverständlich nicht; wir werden streiten müssen. Aber er wird uns nicht schwächen, sondern stärken; denn es wäre endlich wieder ein Streit um das Wesentliche, und es wird sich zeigen, wieviel lebendiger Geist noch vorhanden ist. Oder sind wir bereits eine Mumie, die man besser nicht mehr berührt?

« Wir wollen die Schweiz als eine Aufgabe. Fangen wir an -

Wir, das heisst: alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten - zum Beispiel: Irgendwo im Seeland, im Dreieck zwischen Bieler-, Murten- und Neuenburgersee, nahe der Sprachgrenze, an einem Wasser gelegen, eingebettet in eine der reichsten Bauerngegenden der Schweiz, in Nachbarschaft zur mittelgrossen und kleinen Industrie. Oder wir dachten an das Rhonedelta, eine ausgesprochen schweizerische Landschaft, bestimmt durch See und Gebirge. (...)

« Im Ernst: gründen wir eine Stadt. Die Stadt, die es zu gründen gilt, soll eine Musterstadt sein in dem Sinne, dass sie eine Entwicklung einleitet, die natürlicherweise auch sie überholen wird, also nicht eine Endstation, nicht ein Diktat, dem die Standardisierung aller Schweizerstädte folgt. Wir meinen keinen Unsinn, sondern einen Versuch, der uns in jedem Fall, ob er glücklicher oder etwas weniger glücklich gelingt, zeigen wird, wo wir mit unseren Problemen stehen. (...)

« Es werden Millionen um Millionen, (...) Jahr für Jahr verbaut: für eine provisorische Schweiz, eine bereits überholte Schweiz, (...) eine lächerliche Schweiz, eine Schweiz mit der blinden Emsigkeit der Schildbürger.

« Die Frage ist brennend, und zwar für alle, nicht für die Fachleute allein; die Stadt, die wir gründen wollen, gründen wir nicht für die Architekten und Ingenieure und Verkehrspolizisten, sondern für uns, für die Schweiz: als Prüfung, ob wir wissen, was für eine Zukunft wir wollen, und ob die schweizerische Idee noch die vitale Kraft hat, ihre Manifestation zu wagen.

« (...) Das ist aber der Punkt: die Schweiz scheint nicht zu wissen, was sie will, und überlässt ihre Zukunft der glücklichen oder unglücklichen Hand ihrer Beamten. Das Ergebnis ist nicht verwunderlich, aber erschreckend. (...)

« Die Stadt, die es zu gründen gilt, muss mindestens 10 000 bis 15 000 Einwohner haben. Dieses Minimum ergibt sich nicht aus einem pathetischen Bedürfnis, sondern aus der Rechnung, denn sobald die Einwohnerzahl kleiner wäre, kommen wir nicht zu den Anlagen, die zum Gesicht einer Stadt gehören. Und der Vorschlag verliert seinen Sinn, wenn es nicht zu einem Gesicht kommt; es geht darum, eine Musterstadt oder Versuchsstadt aufzustellen, die Gelegenheit bietet, alle lebenswichtigen Probleme unserer Existenz gemäss den neuesten Erkenntnissen in Angriff zu nehmen, und selbstverständlich muss sie leben können als Einheit. Sie kann nicht das Anhängsel einer bestehenden Stadt sein. Sie soll Anspruch erheben können, Ausdruck der schweizerischen Demokratie im 20. Jahrhundert zu sein, nicht mehr und nicht weniger.

« (...) Wer je erlebt hat, welche Kräfte zum Vorschein kommen, wenn eine Generation von dem kühnen Bewusstsein getragen wird, für das Gesicht ihres Landes verantwortlich zu sein, der weiss, wieviel mehr Glücklichkeit möglich ist, als wir sie in der heutigen Schweiz finden, und zwar in unserer Zeit.

« Unser Vorschlag, eine schweizerische Stadt zu bauen, ist freilich nicht aus der Sorge geboren, wie man die nächste Landesausstellung machen soll; der Hase läuft umgekehrt: wir wollen eine Stadt gründen und eine Manifestation wagen, die nur gelingen kann, wenn sie von Anfang an und bis zum Aufrichtefest und darüber hinaus als eine Angelegenheit des ganzen Volkes verstanden und empfunden wird.

« Man sehe sich die Budgets unsrer Städte an, man rechne zusammen, was allein das beliebte Strassenaufreissen mit anschliessendem Zuschütten kostet, das stete Ein-wenig-verbreitern, das immerwährende Korrigieren und Umlegen und Leider-wieder-aufreissen-müssen. All dies kann unsere Stadt sich auf Jahrzehnte hinaus ersparen, weil sie nicht das Heute flickt, sondern ihre Zukunft plant. Und es wird trotzdem nicht langweilig sein, auch wenn man in unsrer Stadt nicht jahrein und jahraus die Pressluftbohrer hört, es wird nur etwas stiller sein. Unsere Stadt wird billiger sein. Sie kann sich leisten, was man sich in

unseren bisherigen Städten nicht leisten kann. Sie kann beispielsweise ihre Strassen so breit machen, dass es für Fahrer wie Fussgänger eine alltägliche Freude ist, die Stadt zu durchqueren. Sie kann es sich leisten, eine Gartenstadt zu sein.

« (...) Die Stadt, die wir gründen, finanziert sich aus der Aufwertung. Sie erschliesst ein Gebiet, das sich bisher auf einem geringen Nutzungsgrad befunden hat, und erzeugt eine wirtschaftliche Intensivierung, dadurch dass sie gebaut wird. (...)

Wenn es gelingt, eine schweizerische Stadt zu gründen, die nachher lebt, ist die Finanzierung grundsätzlich gelöst. Die Häuser in dieser Stadt werden genau so viel wert sein wie in anderen Städten, vielleicht sogar mehr. Die Industrien, die sich in der neuen Stadt niederlassen, finden einige Probleme gelöst, die anderswo fast nie wirklich gelöst werden können: sie wissen, wo ihre Belegschaften wohnen können, und zwar wohnen diese Menschen nicht irgendwo im leeren Land, wo sie nur ihre Fabrik und die Villa ihres Direktors sehen, sondern sie wohnen in einer kleinen, lebendigen, nach den Bedürfnissen heutiger Menschen angelegten Stadt, wo auch endlich einmal (im Gegensatz zu den alten Städten, wo es nicht zu machen ist) der Weg von der Arbeit zur Wohnung ein vernünftiger ist. Was die öffentlichen Bauten betrifft, so finanzieren sie sich teils aus der Landesausstellung, das heisst es kommt ihnen die Summe zugute, die sonst für eine temporäre Ausstellung verschwendet wird, zum andern Teil wird es kein Schaden sein, wenn die neue Stadt mit einer angemessenen öffentlichen Schuld beginnt - das gibt ihr die eidgenössische Realität!

« Unsere Schwäche (in der Auseinandersetzung dieses Jahrhunderts) ist die grausliche Tatsache, dass wir, als Land, seit Jahren aufgehört haben zu denken, zu entwerfen; wir sind die Erben und Nutzniesser einer grossen Idee - ohne aus einer eigenen Idee zu leben.

« Unsere Hoffnung: Dass man durch ein Unternehmen, das vom Volk gewollt wird, zur grundsätzlichen Auseinandersetzung kommt, was wir uns unter unseren schweizerischen Schlagworten vorstellen, und dass die Schweiz sich besinnen muss, wo sie steht,

woher sie kommt und wohin sie will; - dass es zur Wiedergeburt der lebendigen Idee kommt, zu einem Plan, der uns gegenwärtig macht, indem wir etwas Zukünftiges haben -; dass es nicht nur angenehm und bequem ist, Schweizer zu sein, sondern eine Freude ...

QUELLE

Lucius Burckhardt, Max Frisch, Markus Kutter:
achtung: die Schweiz. Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat
Zuerst erschienen als Broschüre im Januar 1955,
Verlag Felix Handschin, Basel. Auch in GW III 291ff.

Text zur Verfügung gestellt vom
Max Frisch - Archiv
ETH-Bibliothek
Lesesaal Spezialsammlungen
ETH Zentrum HG H 27.1
Rämistrasse 101
8092 Zürich
Tel: +41 (0)44 632 40 35
Fax: +41 (0)44 632 10 41
E-Mail: mfa@library.ethz.ch
website: www.mfa.ethz.ch

Mit freundlicher Genehmigung des
Suhrkamp Verlags Frankfurt am Main

REZENSIONEN ACHTUNG: DIE SCHWEIZ

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG • 29. JANUAR 1955

Ein fragwürdiges

Pamphlet

Neue Zürcher
Zeitung

29 Jan. 1955

Nr. 255

X
In den still gewordenen Jannartreich des innenpolitischen Gesprächs ist ein Stein geworfen worden — und fast möchte man den mutwilligen Knaben ihren lustigen Streich nachsehen, wenn sie selber nicht den vollen Kriegsschmuck des würdevollen Ernstes angelegt hätten und mit gespannter Miene einen erregenden Wellengang erwarten würden. Der kühn gemeinte Wurf dürfte aber trotz der sorgfältig konzertierten Pressevorbereitung kaum die Hoffnungen und Aspirationen seiner Urheber erfüllen, und sie sind freundlich und ein-sichtig genug, ihrer Enttäuschung über die ausbleibende Grundwelle durch ein ausgiebiges und ärgerliches Klagen über den «stillen Teich» zuvorzukommen.

Die Broschüre, die wir vor uns haben, kündigt sich anspruchsvoll an: «achtung: die Schweiz. Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat.» Es handelt sich um die schriftliche Fixierung der Ergebnisse einer Diskussion zwischen Lucius Burckhardt, Max Frisch, Markus Kutter «unter Zuzug der Architekten Rolf Gutmann und Theo Manz sowie zweier Vertreter der Wirtschaft, eines Staatsbeamten und eines kantonalen Parlamentariers». (Basler politische Schriften 2, Verlag F. Handschin.) Diese ehrenwerte Gruppe besorgter Zeitgenossen hat sich also mit «unserer Lage» befaßt und einen «Vorschlag zur Tat» herausgefunden. Nehmen wir die positive, konkrete Seite vorweg! Die Leute wollen im Jahre 1964 eine neue schweizerische Landesausstellung veranstalten, die sich aber in wesentlichen Dingen vom üblichen «Ausstellungsrummel» und von einem «Propaganda-Schweizchen» unterscheiden soll: Eine Stadt, eine völlig neue und dauerhafte Stadt soll gebaut werden, die in ihrer ersten (und vielleicht auch letzten) Phase zum Wallfahrtsort des Volkes wird wie «die bisher letzte schweizerische Manifestation», die Landesausstellung 1939, aber primär den noch fehlenden Lebensstil unserer Generation demonstrieren und entwickeln soll:

«Fangen wir an — wir, das heißt: alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten — zum Beispiel: Irgendwo in der Schweiz, wo heute noch kein Haus steht oder nur eine alte Scheune, aber keine Siedlung, die den trügerischen Anschein erweckt, daß hier bereits etwas Städtebauliches geschehen sei, irgendwo in einem nicht allzu nassen Ried oder in einem nicht allzu engen Tal, irgendwo jedenfalls, wo es keine historischen Heiligtümer hat und wenn möglich auch keine Gletscher, irgendwo in unserem lieben Land der Freiheit stecken wir vier Stecken, die etwa drei oder vier Quadrat-kilometer umzirken, und bauen endlich die Stadt, die der Schweizer braucht, um sich in diesem Jahrhundert einzurichten.»

Die Stadt soll natürlich nach allen modernen Schikanen eingerichtet werden: Musterschlachthaus, Musterbäckerei, Mustergaragen, Musterbäder, Musterschulen — die *Mustermenschen*, die uns vormachen, «wie man sich in diesem Jahrhundert einrichtet», müssen ja in dieser Musterstadt mit ihrer vollkommenen Harmonie von Verkehr und Wohnen, von Industrie, Gewerbe und öffentlicher Verwaltung, von Arbeit und Erholung wie Pilze nach einem warmem Sommerregen aus dem Boden sprießen. Doch lassen wir den Spaß beiseite: Auf den ersten Blick hat die Idee einer Städtegründung, einer «creatio ex nihilo», etwas Verlockendes, besonders in ihrer Verbindung mit einer Landesausstellung. Warum soll der nüchterne Schweizer nicht auf den Vorschlag ansprechen, die in einer nationalen Ausstellung zu investierenden Gelder für bleibende Werte anzulegen? Warum soll nicht an die Stelle der «Schaus» das «Werk» treten, die konstruktive Tätigkeit, die sich die letzten Erkenntnisse und Errungenschaften der Planung, der Architektur und der Technik zunutze macht? So wird man, selbst nach den notwendigen Abstrichen an den hochfliegenden Musterskizzen, den «Vorschlag zur Tat», soweit er sich auf die Gründung einer exemplarischen Stadt (für 10 000 bis 15 000 Einwohner) bezieht, *sympathisch* und *prüfenswert* finden.

Im Vordergrund steht aber nicht eine neuartige Substitution der Ausstellung, ein Land-Ersatz, sondern die geplante Mittelstadt als *Ausdrucksform und Vorbild* unserer Epoche. In diesem Anspruch liegt Kritik und Absage. Man will die Stadt nicht an eine bestehende, vielleicht noch schlafende

Siedlung anknüpfen; die Energien, das Kapital die Architekten und die Bewohner sollen in ein «terra incognita» hineingepumpt werden. Das Motiv der Städtegründung ist auch kein wirtschaftliches oder verkehrstechnisches. Von solchen niedrigen Beimischungen der Realität halten sich die Planer fern. Die Stadt kann ihre architektonische soziologische und politische Mission offenbar nur erfüllen, wenn sie als helvetische Heliopolis *frisci aus dem Boden gestampft* wird.

Liegt hier nicht eine böse Verwechslung australischer Wüsten mit schweizerischem Siedlungsraum vor? Wir haben Hunderte und Tausende von Ortschaften, vom kleinen Weiler bis zur großen Stadt. Sie alle sind irgendwie entstanden und *gewachsen*. Weder Großhöchstetten noch Zürich sind an einen Tag geplant worden, und immer waren handfest Bedürfnisse der treibende Motor zur Gründung und zum Ausbau von Siedlungen. Sind diese langsam gewordenen und gewachsenen Ortschaften etwa kein Ausdruck unseres Lebensgefühls? Kann nur eine aus dem Kopf des Planungszeus entsprungene Stadt uns Vorbild sein? Die Anreger meinen es so. Alle bestehenden Siedlungen sind für sie keine «Tat» mehr, sondern nur noch Museum. Die heutige Schweiz ist saft- und kraftlos: Also muß sie *kolonisiert* werden. Von denen, «welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten».

*

Die «Mumie Schweiz» schüttelt die Pamphletisten bis aufs Mark. Ihr «Vorschlag zur Tat» ist deshalb kein unverbildetes und freudvolles Wagen sondern ein gezwungenes und mühsam hervor-gekeuchtes Fordern, mit dem sie sich und den Land den Ballast einer «bereits überholter Schweiz», einer «lächerlichen Schweiz», einer «Schweiz mit der blinden Emsigkeit der Schildbürger» vom Halse zu schaffen hoffen. Sie wollten keine Broschüre über Städtebau schreiben; sie wollen vielmehr durch ihre Muster- und Schaufensterstadt das Land «zwingen, daß es sich auf seine ideelle und politische Substanz besinnt». Sie entsetzen sich ob der «grauslichen Tatsache, daß wir als Land, seit Jahren aufgehört haben zu denken zu entwerfen». Und darum heißt es richtig: «Unser Ziel ist ein politisches», und bis: «wobei wir unter Politik eben etwas anderes verstehen als die derzeitige Geistlosigkeit.» Die Städtegründung ist mit andern Worten nur das *Reagenzglas*, in dem die drei Broschürenschriftsteller vor den Augen einer lethargischen Gegenwart das Wunderelixier der «Lebensform in unserem Zeitalter» schwenken.

Warum ist die Schweiz «lächerlich» und «überholt»? Mit umwölkter Stirne und gesenkter Lanze reiten die Kritiker einmal *gegen die heutige Architektur* zu Felde. Was in diesen Jahren gebaut wurde und wird, ist «Unfug». Wir bauen ein dörfliches Maßstab. Unsere Städte wuchern, und rings um sie herrscht ein «unseliges Dyrghainander». Es wird geflickt statt großzügig gebaut. Der liberale Staat kann nur mit Verboten eingreifen, er ist im Bauen ein «Polizeistaat». Die Tausende und aber Tausende von Wohnhäusern, Fabriker Schulen und Geschäftshäusern werden *in einer planlosen, geistlosen und für den Kampf um die beste Lebensform durchaus wertlosen Art* erstellt. Dem «Pelz von Kleinhäuser-Siedlungen», mit dem sich die Schweiz überzieht, soll darum die «Musterstadt» als Initialzündung den Garaus machen.

Man weiß, daß die Beurteilung der Architektur zu einem großen Teil eine Geschmacksfrage ist, und die Maßstäbe und Stimmungen des Geschmacks wechseln dauernd. Die Behauptung aber, daß «plan- und geistlos» gebaut werde, daß seit 1939 keine neuen Impulse in der Baukunst sichtbar geworden seien, ist einfach falsch. Wer als Laie in Behörden und Kommissionen den Entstehungsweg eines neuen Schulhauses, eines neuen Quartiers verfolgt, wer die verantwortlichen Instanzen einer Gemeinde an der Arbeit gesehen hat, muß die Vorwürfe über ein planloses Wuchern der Städte als absurd zurückweisen. Die neuen Quartiere in den Städten sind sinnvoll gegliedert; die Schulhäuser werden nicht nach einer blutleeren Schablone gebaut; die Bauordnungen zielen auf eine sinnvolle Gliederung der Ortschaften. Ueber das Detail werden die Meinungen immer auseinandergelassen; der eine liebt die «Idyllik» der Einfamilienhauskolonie,

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG • 29. JANUAR 1955 • FORTSETZUNG

der andere ist von den städtebaulichen Schwerpunkten der Hochhäuser begeistert. Eine ernsthafte Kritik sollte aber konkret sagen, welche Richtung und welchen Stil sie für den einzig richtigen hält (worauf andere die Gegenposition ebenso schlagend rechtfertigen werden), und nicht in Bausch und Bogen das Bauen der letzten Jahre als wertlos verdammen. Wo sind denn die Planskizzen und Projekte der über ihre Kollegen so lieblos herfahrenden Manifest-Architekten für die «richtigen» Quartiergestaltung, die «richtigen» Wohnkolonien und die «richtigen» Schulhäuser? Die ziemlich billigen Sprüche über die totale Unfähigkeit der heutigen Bauherren, Stadtplaner und Baubehörden sind noch lange kein Nachweis der konstruktiven Fähigkeiten der aufgebrauchten Kritiker.

*

Aber weder die Stadtgründung noch die Unzufriedenheit mit der herrschenden Baumode machen die Seelenfreude und die Seelenpein der Broschürenschriftsteller aus. Ihr zentrales Anliegen ist ein politisches, und so darf und muß es auch der politischen Kritik und dem politischen Urteil unterstellt werden. Sie gehen von der Negation des Bestehenden aus und scheinen ein mächtiges Vergnügen an «radikaler Kritik» zu haben. Die heutige Schweiz gefällt ihnen nicht. Es ist eine «lächerliche Schweiz», ein Land ohne Auseinandersetzung, ohne Leitbilder, ohne klare Lebensform, ohne bewegende Idee, «ohne Entwurf einer schweizerischen Zukunft». Wir gehören als Schweizer «nicht wirklich der Welt an». Die Konjunktur dominiert und deformiert das Land. Man betrachtet den Kommunismus «irrtümlicherweise» als einzigen Gegner einer schweizerischen Lebensform und übersieht, daß «der amerikanische Antikommunismus, der sich immer unverhohlener der Fascismen bedient», unsere Lebensform nicht schützen wird. Die «amerikanische» Hoffnung (!) auf die Wasserstoffbombe kann nicht unsere Hoffnung sein. Die Blütenlese wird immer aufschlußreicher:

«Wir leben provisorisch»... «Vorhandene Energie wird nicht in Leistung umgesetzt, sondern in Angst vor dem Verlust; vorhandenes Wissen findet keine Anwendung, keine Möglichkeiten»...

«Es fehlt nur die Tat»... «In Wahrheit, nämlich in Hinsicht auf die grundsätzliche Lösung geschieht nichts»... «Wir arbeiten im Zeichen der Resignation»... «Die Schweiz als Ganzes, so scheint es, ist keine Aufgabe mehr; die Schweiz begnügt sich mit Kompromissen, mit halbhatzigen Provisorien, mit zukunftsloser Improvisation von Misere zu Misere»...

Und so plätschert das Plaudermäulchen, das sich — und nur sich — für unerhört originell und geistgetrieben hält, über 54 Seiten seine Philippika gegen die «lächerliche Schweiz» fort und — macht sich selber lächerlich. Denn es bedarf weder des Mutes noch besonderer Kenntnisse, um sich in zumeist hohlen und nichtssagenden Worten und Wortspielen gegen das Bestehende auszutoben, wohl aber einer guten Dosis Kritiklosigkeit, dieses zügellose Treiben mit «Kühnheit» und «Tatensfreudigkeit» zu verwechseln.

1. Phrasierung der Neuen Zürcher Zeitung

Vom leichtfüßigen Verspotten der Gegenwart zur ersten Umkehrung der Werte ist es immerhin nur einen Schritt, und rasch schlägt eine bewußt pointierte Kritik in eigentliche Verachtung des attackierten Gegenstandes — in diesem Falle der Schweiz — von heute — um. Daß die politischen Parteien der Passivität und Langeweile geziehen werden und man bei ihnen «jede Größe eines gestalterischen Willens» vermißt, hat zwar weniger mit Verachtung als mit Aufwärmung eines alten, von den Politikern selber immer wieder erwogenen Vorwurfes zu tun. Zur bescheidenen Ehrenrettung der beliebten Prügelnaben könnte man anführen, daß die Völker im allgemeinen mit langweiligen und «ideenlosen» Parteien besser fahren als mit den Pulverfässern dynamischer Bewegungen; manche von ihnen haben die «Größe eines gestalterischen Willens» mit viel Blut und Tränen bezahlen müssen. Aber wenn die Pamphletisten giftig erklären, daß sie die Schweiz «nicht als Museum, als europäischen Kurort, als Altersasyl, als Paßbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle» wollen, daß wir, sofern wir den weisen Rat der einzigen Kenner und Hüter der «geistigen Schweiz» in den Wind schlagen, zu «Herstellern von Käse, Uhren, Maschinengewehren und Schokolade» herabsinken, daß die Schweiz «das freudloseste Land weitherum» sei, dann stellt sich die Frage, aus welchem geistigen Urschlamm solche Blasen aufsteigen. Die wahre Mentalität der Bilderstürmer enthüllt sich: «Wir wollen», so rufen sie pathetisch aus, «nicht verwaltet werden von der Unbeweglichkeit derer, die alles, was noch nicht realisiert ist, als Utopie abweisen und zu behaupten wagen, das sei die schweizerische Denkart. Wenn sie recht haben, dann hätte dieses Land von uns keine Liebe, keine Leistung und keine Verteidigung zu erwarten.» Und wer sich ihrer «eidgenössischen Ideen», ihrem Verständnis der Demokratie, ihrer Auffassung vom modernen Lebensstil nicht beugt und nicht in den Jammerechor über die «schweizerischen Schlagworte» einstimmt, dem wird das Messer der Drohung auf die Brust gesetzt: «Wer überhaupt nicht einsieht, daß etwas getan werden muß, der soll sich nicht wundern, wenn er eines bitteren Morgens überhaupt nicht mehr befragt wird, was er will.» Eine Handvoll Leute, die ihren Aerger über die konservative und bedächtige Wesensart der Schweiz durch einen kräftigen Schluck aus dem prickelnden Becher der «großen Auseinandersetzung» hinunterzuspülen sucht, hält also die Heimat nicht mehr für lebens- und verteidigungswert, wenn sie sich nicht ihrem Erneuerungsdiktat fügt: Zur Maßlosigkeit der Kritik tritt die Arroganz der Gesinnung.

*

Der rechthaberische und imperative Ton des Pamphlets darf trotz den Entgleisungen nicht auf die Goldwaage gelegt werden. Seine Verfasser hatten wohl mehr im Sinn, «Leben in die Bude» zu bringen, und ihr privates Wohlgefallen an scharfen Formulierungen trägt deutliche Züge einer masochistischen Stilbefriedigung. Der Grundfehler ihres «Programms» ist mit der These gesetzt, daß eine Demokratie ihrem Wesen nach eine «Demokratie der grundsätzlichen Alternativen» sein müsse «oder sie ist nicht». Und weil solche grundsätzliche Alternativen heute in der Tat fehlen oder nur am Rande spürbar sind, laufen die Kritiker händierend in einer zufriedenen Schweiz herum und halten nach neuen Ufern sehnsüchtig Ausschau. Gesund ist aber jener Staat, in dem die Bürger nicht ständig von «grundsätzlichen Alternativen» gepeitscht werden, sondern ein ruhiges und anständiges Leben als Menschen führen können. Wir betrachten diese Form der Existenz als die normale und humane; stilwidrig, geistlos und unproduktiv ist nicht die Erhaltung und Weiterführung unserer heutigen schweizerischen Lebensform, sondern die künstliche Beschwörung von Alternativen, mit denen einige Unzufriedene ihr exzentrisches Gelüste stillen möchten.

234
X
29. Jan. 1955
N: 255

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG • 29. JANUAR 1955 • FORTSETZUNG

Fortsetzung: Neue Zürcher Zeitung

29. Jan. 1955

Nr. 255

Die «Idee der Schweiz» braucht nicht neu erfunden zu werden. Sie ist da und manifestiert sich in der treuen und fleißigen Arbeit des wirtschaftlichen und politischen Alltags, in unseren Institutionen und Strebungen. Die Städtegründer bestreiten den Sinn und die Schönheit dieses Alltags und seiner ethischen und politischen Voraussetzungen. Aber was haben denn sie den zahllosen Leistungen der «lächerlichen Schweiz» entgegenzuhalten? «Es ging darum, durch eine Tat uns selber tatfähig zu machen» — die «Tat» besteht in einem Pamphlet und in einem siedlungspolitischen Vorschlag. Ihr Mut, eine polemische Stilübung als Beginn der geistigen Wende der Nation zu deklarieren, ist ebenso zu bewundern wie ihr Talent, mit gerissenen Unverbindlichkeiten einer sachlichen Diskussion auszuweichen.

Das *psychologische Phänomen* — und nur als solches ist der «Wurf» ernst zu nehmen — ist in der Schrift selbst treffend angedeutet: «Endlich ist es auch dem Schweizer wieder möglich, Pionier zu sein, ohne daß er aus der Heimat auswandern muß!» Hätten die Broschürensreiber ihren Drang nach dem Neuen, Großen, Monumentalen nicht an dem denkbar ungeeigneten Beispiel eines soliden und dem Gesetz der Evolution verpflichteten Staatswesens zu erproben gesucht und wären sie die Pioniere der Tat, für die sie sich halten, so hätten sie sich nicht als *verhinderte Auswanderer* in die artistische Erregung eines fragwürdigen Pamphlets flüchten müssen und wären der Versuchung entronnen, ihre Gedankengärung in der Form maßloser und anmaßlicher «Urteile» ungeklärt auf eine tüchtige und tüchtigere Umwelt loszulassen.

BASLER NACHRICHTEN • 2. FEBRUAR 1955

Guter Vorschlag — schlechtes Manifest

Max Frisch, einer unserer lebendigsten Schriftsteller und Dramatiker, dessen Gesamtwerk freilich mehr vom Analytisch-Kritischen als vom rein Schöpferischen her bestimmt erscheint, von Beruf Architekt, legt als Sprecher einer kleinen Gruppe in der im Verlag F. Handschin, Basel, erschienenen Broschüre «Achtung: die Schweiz» das Ergebnis einer Diskussion zwischen ihm, Lucius Burckhardt, Markus Kutter und einigen Zuzögern vor. Die Broschüre trägt den Untertitel: «Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag». Es handelt sich um den Vorschlag zu einer Tat, in der sich die Schweiz als Ganzes zu manifestieren hätte: Statt einer Landesausstellung im üblichen Sinn soll auf das Jahr 1964 eine Musterstadt für 10 000 bis 15 000 Einwohner — «die schweizerische Stadt unseres Jahrhunderts» — gebaut werden, «die Gelegenheit bietet, alle lebenswichtigen Probleme unserer Existenz gemäss den neuesten Erkenntnissen in Angriff zu nehmen».

Ein mutiger, ein kühner Vorschlag, ein Aufruf zum grossen «Abenteuer» wie zur nationalen Besinnung und Bewährung — so will es von weitem scheinen. Sobald man sich aber den Vorschlag und die Begründung, in die er eingebettet ist, näher besieht, ergeben sich Fragen über Fragen. Und auch schwere Bedenken bleiben nicht aus. Sie sind grundsätzlicher und sachlich-konkreter Natur. Für wen und zu wem spricht das hinter der Broschüre stehende Arbeitskollektiv? Doch wohl in erster Linie zur jüngeren Generation, deren Begeisterungsfähigkeit und Tatwille noch nicht in der Routine des Alltags erstickt sind. Zu der Generation also, welcher die Landesausstellung von 1939 lediglich eine historische Tatsache bedeutet. (War sie übrigens wirklich «die letzte schweizerische Manifestation»? Ich glaube nicht. Im Gemeinschaftserlebnis des Aktivistendienstes hat sich die Schweiz viel eindringlicher — wenn auch weniger festlich — manifestiert.)

Der Vorschlag und seine programmatische Begründung müssten, wäre die Prämisse der Initianten richtig, bei eben dieser Generation eine Grundwelle der begeisterten Zustimmung auslösen. Dies ist bis heute nicht der Fall. Unterhält man sich mit jüngeren Schweizern, die unkonformistisch zu denken gewohnt sind, vor allem mit schöpferischen Künstlern, dann stellt man fest, dass die anfängliche Begeisterung bald einem gewissen Unbehagen Platz gemacht hat. Eine Tat — jawohl. Aber diese Tat, mit dieser «Begründung»? Warum nicht? Weil der Vorschlag zu wenig durchdacht, sachlich ungenügend untermauert und nicht überzeugend begründet ist; weil es sich die Gruppe und Frisch als ihr verantwortlicher Wortführer zu leicht gemacht haben; weil es nicht genügt, das Bestehende um der blossen Kritik und der snobistischen Freude an steriler Gehirnakrobatik willen anzugreifen (wobei gerne zugegeben sei, dass manche Aussetzungen an der heutigen schweizerischen Lebensform ins Schwarze treffen).

Dass das Schweizertum leicht «zum Kostüm wird, das als Kostüm gepflegt wird», ist kaum zu bestreiten. Aber die Wirklichkeit «Schweiz» ist zu vielschichtig und zu komplex, als dass sie mit bestechenden Slogans, die ihrer Natur nach aphoristisch-verallgemeinernd sein müssen, zu umschreiben wäre. Die von Frisch geprägte Formel ist zu einfach. Daher überzeugt die Kritik, die in seiner gewandten Formulierung im einzelnen noch so «begründet» erscheinen mag, gerade die kritischen Geister der jüngeren Generation nicht. Sagen wir es konkreter anhand von zwei Beispielen: Auch die «hilflose, resignierte» heutige Schweiz, die «provisorisch» und «ohne Plan» in einer «heimlichen Angst vor der Zukunft» lebt, kann sich der geistigen Auseinandersetzung zwischen Ost und West nicht entziehen. Und sie tut es auch nicht.

Aber für diese «lächerliche» Schweiz «mit der blinden Emsigkeit der Schildbürger» entbehrt der Kommunismus als «Entwurf» jener «Faszination», von der in dieser generellen Kritik unserer heutigen Lebensform, die in diesem wie in andern Punkten das Merkmal der Unverantwortlichkeit trägt, die Rede ist. Mit der «Faszination» ist es für jeden Schweizer, der die kommunistische Wirklichkeit an einem der Brennpunkte der Auseinandersetzung miterlebt hat, vorbei. Für eine Handvoll Leute mag sie als Versuchung weiterbestehen, zum Beispiel für ein paar Intellektuelle, die sich von den Annehmlichkeiten

des «volksdemokratischen» Kulturfirnis (das gibt es, in anderer Form, auch bei uns!) über die «fortschrittliche» Lebensform hinter dem «Eisernen Vorhang» — in Ostasien spricht man von einem «Bambusvorhang» — hinwegtäuschen lassen.

Wenn an anderer Stelle der Broschüre mit den schweizerischen Parteien, die ich hier nicht zu verteidigen habe, ebenso scharf wie einseitig-ungerecht abgerechnet wird, so ist dazu zu bemerken, dass sich der Vorschlag, wäre er als Idee nicht nur zündend, stark und tragfähig, sondern überdies auch überzeugend begründet, von der jüngeren Generation auch durchsetzen lassen müsste. Vielleicht liegt aber paradoxerweise die Erstarrung und Resignation, welche unter anderem den Parteien vorgeworfen wird, viel eher auf Seiten der Initianten. Man kennt die Politik der Sündenböcke aus jüngster Erfahrung. Ebenso die Flucht ins Kolossale, mit der sich stets die Gefahr eines konformistischen Kollektivismus verbindet: Sie ist viel weniger ein ernsthafter Versuch zur Ueberwindung der modernen Einsamkeit, beziehungsweise der Atomisierung der Gesellschaft, als Ausdruck einer ausgesprochen nihilistischen Grundhaltung.

So oder so fehlt dem Manifest, das mit so viel propagandistischem Aufwand in die Öffentlichkeit getragen wird, die Kraft der Ueberzeugung, die nötig wäre, sollte der Vorschlag tatsächlich zum Kristallisationspunkt einer nationalen Selbstbesinnung — wie sie jeder Generation als Aufgabe

gestellt ist — im Hinblick auf die geforderte Tat werden. Was uns vorgesetzt wird, ist eine mit dem Pathos moderner Pseudosachlichkeit vorgetragene 1.-August-Rede (mit negativem Vorzeichen) — wie sie der zu Recht vergessene «prophetische» Dramatiker Max Eduard Liehburg vor dem Krieg, auf der Höhe seines kurzen Ruhmes, besser gehalten hätte! Es ist kein Kunststück, einen Katalog von Behauptungen aufzustellen, für die man jeden Beweis schuldig bleibt. Für eine vage Zukunftsgläubigkeit aber, die von einem behaupteten Nichts in ein wirkliches Nichts führt, gibt es keinen zwingenden Formausdruck.

In ihrer allgemeinen Formulierung entbehrt vielleicht die Kritik an der heutigen schweizerischen Architektur nicht einer gewissen Berechtigung. Ein neuer Stil aber würde zunächst die Erarbeitung der geistigen und materiellen Grundlagen verlangen, ohne welche jeder Vorschlag blosser Schöngesterei bleibt. In diesem entscheidenden Punkt geht die Broschüre nicht über ein paar unzulängliche Andeutungen hinaus. Warum nehmen die Initianten nicht zuallererst diese Arbeit in Angriff? Ihr Vorschlag könnte nur auf diesem Weg aus der Irrealität befreit werden. Ohne diese Grundlage bleibt das Ganze ein höchst fragwürdiger Ueberbau über einem erst noch zu schaffenden realen Fundament. Der Vorschlag ist somit vorerst ein Schlag ins Wasser — und die postulierte Tat wird kaum über die Publikation der typographisch gut gestalteten Broschüre hinausgedeihen. — Die künftige Lebensform der Schweiz ist aber ohnehin nicht an die Verwirklichung eines solchen Vorschlages gebunden.

Max Altorfer

X 3d
Basler
Nachrichten

2. Feb. 1955

Nº 50

LUZERNER NEUSTE NACHRICHTEN • 5. FEBRUAR 1955

Inlandschau

8055 Spießertum, Arroganz und Wirklichkeit

*Luerner Neueste Nachrichten
5. Febr. 1955*

Rst. Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter mit ihren Freunden können sich nicht darüber beklagen, daß ihre Broschüre, die sie als Neujahrsgruß im Lande verbreitet haben, nicht beachtet worden sei. Ihr knallrot eingebundenes Büchlein «achtung: die Schweiz» wird von Tageszeitungen und Wochenblättern in seitenlangen Artikeln mehr oder weniger freundlich gewürdigt.

Die genannte Gruppe, ärgerlich über die Satttheit und Verhocktheit des schweizerischen Alltagslebens, macht den Vorschlag, auf das Jahr 1965 hin, statt einer Landesausstellung im herkömmlichen Sinne eine Musterstadt irgendwo in der Schweiz zu bauen. Statt eines Pavillons für den Verkehr wird eine Zufahrt vorgeschlagen, «die dem Besucher am praktischen Beispiel zeigt, wie man den modernen Verkehr zu lösen gedenkt, dazu Parkkeller, Parktürme und Parkplätze für 20 000 Wagen. Wozu ein Pavillon für Landesverteidigung? Wir bauen eine moderne Kaserne für Rekrutenschule und Wiederholungskurse. Wozu ein Pavillon für Landwirtschaft? Wir zeigen einen lebendigen Markt, keinen Milchpavillon, sondern eine Stadt, die auf beispielhafte Art mit Milch versorgt wird — und so weiter! ... Musterschlachthaus, Musterbäckerei, Mustergaragen, Musterbäder, Muster-schulen ..., denke jedermann an seinen eigenen Beruf!»

Die munter geschriebene Broschüre endet mit dem Aufruf: «Wer einen besseren Vorschlag hat, soll ihn anmelden. Wer den unseren unsinnig findet, mag uns belehren. Wer ihn verbesserungswürdig findet, mag ihn verbessern. Wer von ihm begeistert ist, soll ihn weitergeben. Wer aber überhaupt keinen Vorschlag haben will, überhaupt nicht einsieht, daß etwas getan werden muß, der soll sich nicht wundern, wenn er eines bitteren Morgens überhaupt nicht mehr gefragt wird, was er will.» Am Echo hat es, wie gesagt, nicht gefehlt: Illustrierte Zeitungen benützten die Gelegenheit zu willkommenen, mit Phantasie ausgestatteten Zukunftsreportagen. Ernsthafte Kritiker, wie der Chefredaktor der «Tat», zeigten sich dankbar dafür, daß eine Gruppe überhaupt sich einmal die Mühe nimmt, über die Existenzberechtigung der heutigen Schweiz nachzudenken. Die «Neue Zürcher Zeitung» dagegen sieht in der Broschüre durch die scharfe Lupe ergrimmt Humorlosigkeit lauter knabenhafte Arroganz und verwahrt sich gegen derartige bodenlose Luftschlösser. Die «Basler Nachrichten» bezeichnen die Idee von der Ausstellungsstadt 1965 als «Guten Vorschlag — schlechtes Manifest», und das «Vaterland» überschreibt die Besprechung, nicht ohne zustimmende Hochachtung, als «Utopia Helvetica». «Utopia» heißt aber übersetzt «Nirgendheim»; das Wort wurde vom englischen Humanisten Morus für eine Insel mit idealen, aber leider nicht zu verwirklichenden Lebensbedingungen erfunden, und seither nennt man Leute mit phantastischen Weltverbesserungsplänen eben Utopisten.

Nun, wir nehmen an, unsere Utopistengruppe wüßte selbst am besten, daß sich ihr Plan nicht durchführen läßt. Es macht ihr jedoch intellektuellen Spaß, einen pfundigen Stein in den stillen helvetischen Teich zu werfen, und die Wellen sind nicht ausgeblieben. Die Steinschleuderer begnügen sich übrigens nicht mit ihrem positiven Vorschlag. Sie benützen ihre Schrift, um unserem Lande, das auch das ihre ist, Langweiligkeit und Satttheit in stärksten Worten vorzuwerfen. «Wir leben ohne Plan in die Zukunft», kritisieren sie. «Unsere politischen Parteien sind passiv. Sie kümmern sich gerade noch um die Gegenwart, um Amtsperioden und um die nächsten Wahlen... Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischen Kurort, als Altersasyl, als Paßbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; wir wollen die Schweiz als eine Aufgabe.

Es versteht sich, daß die Aneinanderreihung solch harter Vorwürfe als arrogant empfunden wird. Aber revolutionäre Ideen sind noch nie mit behutsamen Umschreibungen populär gemacht worden! Tatsächlich haben wir uns so an die Normalisierung unseres Lebens gewöhnt, daß uns jede ausgefallene Handlung die Gänsehaut über den Rücken jagt. Sehr schwere Verkehrsunfälle, verursacht durch Dummheit oder Rücksichtslosigkeit, pflegen uns zwar nicht aufzuregen. Auch Großschiebereien mit unanständigen Riesengewinnen nehmen wir ohne Rasonieren zur Kenntnis. Wenn aber in jugendlichem Ueberschwang ein paar Burschen Fresken, die sie als ärgerlich empfinden, zerstören, wenn Studenten sich gestatten, ein übles Schmalzstück auszupfeifen, dann wundert sich der Durchschnittsschweizer darüber, daß so etwas schrecklich Polizeiwidriges überhaupt noch vorkommen kann.

Fremde Besucher stellen vielleicht besser fest, was die Schweiz und ihre Bewohner gegenwärtig am Leben hält, als wir dies selbst tun können. Der von Frisch und seinen Gefährten oben angeführte Lasterkatalog trifft gar nicht so weit neben Beobachtungen aufmerksamer Ausländer. In England ist kürzlich ein kritisches Buch Solovytchicks erschienen, das hierzulande nicht gerade mit Begeisterung aufgenommen worden ist, weil es manche Dinge erwähnt, die wir nicht wahrhaben wollen. Der Beobachter in London schreibt zum Beispiel:

«Es gibt kein Land, in dem die Geschäftswelt selber so viele Beschränkungen des freien Wettbewerbs eingeführt und aufrechterhalten hätte wie in der Schweiz.

BASLER NACHRICHTEN • 12./13. FEBRUAR 1955

Helvetien und die Liebe zur Geometrie

Dtt. Max Altorfer hat vor zehn Tagen an dieser Stelle auf die Schrift «Achtung: Die Schweiz» aufmerksam gemacht, die Max Frisch in Zusammenarbeit mit Lucius Burckhardt und Markus Kutter sowie einem weiteren Kreis als Heft 2 der «Basler politischen Schriften» herausgebracht hat. Jener Rezension war bereits zu entnehmen, dass es sich bei der Broschüre gewissermassen um ein Doppelwesen handelt, um einen praktischen Vorschlag zur Gestaltung einer kommenden Landesausstellung und um ein Dokument, von dem seine Verfasser behaupten, es sei ein politisches Manifest.

Wir möchten diesen politisch gemeinten Teilen des Heftes noch einige Bemerkungen widmen. Seine rein städtebaulichen und stadtplanerischen Ausführungen halten wir nämlich für durchaus interessant, in der Meinung, der zeitweise höchst utopische Charakter jener Ideen sei doch geeignet, die Diskussion über die Form einer künftigen Landesausstellung zu beleben. Darüber hinaus wären sogar manche Gedanken in diesem Heft geeignet gewesen, die sogenannte Regionalplanung anzuregen, wenn sich die Verfasser mit ihrer überbordend scharfen Kritik gegenüber allem, was die heutige Schweiz ausmacht, diesen Weg nicht selbst versperrt hätten. Es ist nun einmal in menschlicher Hinsicht zu viel verlangt, zu meinen, man könne die offizielle Schweiz in ihrer Gänze abschätzen, hernach aber von dieser gleichen offiziellen Schweiz erwarten, sie sei wohlwollend bereit, auf eine Diskussion der praktischen Vorschläge einzutreten.

Diese Kritik nun auf der einen Seite, ihre Vision einer schweizerischen Musterstadt auf der anderen betrachten die Verfasser als den politischen Gehalt ihres Vorschlages. Ihr Anliegen bringen sie selbst auf die Formel «Was können wir tun? Denn wir müssen etwas tun.»

Sie lassen sich vernehmen, was sie zu dieser Überzeugung gebracht hat: In den entscheidenden Auseinandersetzungen unserer Zeit sind wir bis jetzt beiseite gestanden; wir sind zu ohnmächtig, um am Streit der Grossen teilzunehmen; also begnügen wir uns mit dem Geschäft und mit den Vorzügen der Konjunktur; wir lassen Geist und Idee als Zutaten des Daseins gelten; eine zentrale Bedeutung messen wir ihnen nicht bei.

Demgegenüber die Aufforderung zur erlösenden Tat: «Bauen wir eine Stadt. Repräsentieren wir durch sie, vor uns selbst und vor den andern, was die Schweiz ist.»

Interessant an diesem Aufschrei ist zunächst seine Wirkung. Die Verfasser verstanden es, ihre Schrift geradezu schlagartig zu lancieren und mit einer wohlberechneten Massenstreuung den öffentlichen Hinweis auf sie zu organisieren. Mit gutem Ergebnis: Die Schrift wurde gekauft. Wer sich alles zu ihr geäußert hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Unter den Presserezensenten lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die erste bilden die Lançeurs; deren Urteil war selbstverständlich positiv. Die zweite bilden einige Idealsozialisten, die das Wort «Plan» in den Bann schlug, so dass sie ihr Hosianna kaum zu verbergen trachten. Die dritte findet sich in der offiziellen und für die Politik des Landes sich verantwortlich fühlenden Presse zusammen. Diese ist fast durch das Band ablehnend, abgesehen von jenen aus den Kreisen des politischen Existentialismus, wo man hinter dem Gedanken natürlich ein neues, abwechslungsreiches und doch nicht zu verpflichtendes Spiel wittert.

Diese Unterschiede in der Reaktion beweisen jedenfalls eines, dass wir es mit einem Zeitdokument zu tun haben. Dabei dürften es zwei Ansatzstellen sein, die ablehnende oder zustimmende Urteile auslösten: Die Frage nach dem Sinn der schweizerischen Existenz und die Art und Weise, wie sich hier im Denken von Menschen unserer jüngeren Generation das Bild der Schweiz widerspiegelt.

Die Frage nach dem Sinn der schweizerischen Existenz ist in drängender Form seit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges immer wieder durchgebrochen. Ein Zeitungsartikel reicht nicht aus, um die Entwicklung dieses Problems mit genügender Sorgfalt zu verfolgen. Immer standen dabei zwei Unsicherheiten im Hintergrund: Wie verhalten wir Bürger eines neutralen Landes uns, angesichts der weltweiten Auseinandersetzungen um die

Idee der Freiheit, und was sollen wir tun, um den andern zu beweisen, dass wir «auch einen Zweck erfüllen».

Es sind auf diese Frage viele Antworten gegeben worden. Die eine 1920, als die Schweiz dem Völkerbund beitrug. Andere wollten die humanitäre Schweiz dazu benützen, um ihr Dasein vor dem Gericht der Geschichte zu rechtfertigen. Andere wiederum kreisten mit ihrem Denken um die Idee des «Musterstaates», einer «Neuen Schweiz», in der sich ein sozial durchorganisiertes, sorgloses Leben für alle wie geschmiert abwickeln würde; und noch einmal andere wollten die eidgenössische Vielfalt zum Nutzen Europas aktivieren. «Achtung: Die Schweiz» ist in solchen Zusammenhängen zu sehen. Schon der Titel sagt es: Tun wir etwas, was die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf uns lenkt; was diese Welt zum Kompliment zwingen wird, «die haben doch erstaunlich viel los». Und was uns dann so ein wenig den Cauchemar der Kleinheit nähme.

Wir verstehen, dass es Junge sind, die solches möchten. Aber auf dem rechten Weg sind sie trotzdem nicht. Es wird in «Achtung: Die Schweiz» mit der Landi von einst argumentiert und darauf hingewiesen, was für eine Kraft sie auszuströmen vermocht hatte. Doch nur deshalb, weil sie in einen Zeitpunkt fiel, da besonders wir Deutschschweizer vom Gang der geschichtlichen Dinge unmittelbar gezwungen waren, uns Rechenschaft zu geben, über das was wir sein wollten und das was wir waren. Deshalb wurde die Landesausstellung vom Jahre 1939 beinahe spontan zur Demonstration des schweizerischen Daseinswillens. Eine spätere Ausstellung kann das auch werden. Aber nicht durch gezielte Propaganda, sondern nur aus allmählichem Reifen und Werden heraus. Alles gigantische Gründergetue sprengt nun einmal die Proportionen des Kleinen und drängt das Erhabene rasch in die Nähe des Lächerlichen. Könige und Tyrannen haben Städte gegründet, um sich Bewunderung und Nachruhm zu verschaffen. So zuletzt Mussolini mit der Stadt «Littoria». Für die Schweiz kann die Idee einer derartigen Ausstellungstadt nie der Beginn eines geistigen Umschwunges sein, nur deren Ergebnis.

Damit sind wir bei unserem zweiten Vorbehalt. Das also ist das Bild der Schweiz, wie die Jungen es sich zurecht legen: Eine helvetische Einheitsstadt, in der sich Aargauer, Zürcher, Basler, Welsche und Tessiner gleich wohl fühlen würden, bereit als Dauerexhibitionisten sich der Welt zu zeigen. Eine Stadt, gegründet auf Anregung eines Initiativkomitees, durchgesetzt mit wohlwollendem Druck auf jene widerstrebigen Gemeinden und Kantone, die ausserhen wären, die Wunderstadt auf ihrem Gebiet zu bauen. Begriffe wie Föderalismus und Gemeindeautonomie existieren in diesem Bild nur noch als Funktionen, nicht mehr als Elemente. Die Verfasser denken rein städtisch. Die Frage, wie zum Beispiel die Bauern dazu zu bringen wären, Land für die Neugründung abzutreten (nachdem sie kaum dazu zu bringen sind, so oft es Land braucht für Umfahrungsstrassen, Exerzier- oder Flugplätze), stellt sich den Verfassern nicht; die Städter bilden ja ohnehin die offensichtliche Mehrheit. Und so könnte man fortfahren.

Basler Nachrichten
12/13 Feb 1955

BASLER NACHRICHTEN • 12./13. FEBRUAR 1955 • FORTSETZUNG

Mit dieser Feststellung darf man sich nun aber gerade nicht begnügen. Wenn es nämlich eine Generation geben sollte, für die jene erwähnten Dinge nur mehr den Wert überkommener Klischees besitzen, so spiegelt sich darin nicht deren Bosheit und Entartung wider, sondern die Tatsache, wie weit die strukturellen Veränderungen von grosser Konsequenz bereits gediehen sind, in denen wir uns befinden. Um anzudeuten, was wir meinen: Die Stadt Zürich, die mit ihren 400 000 Menschen zum grössten unaufhaltsam wachsenden helvetischen Sammelbecken geworden ist, bedeutet damit für den Kanton Zürich wie für das Gleichgewicht der Eidgenossenschaft ein mit echter Spannung geladenes Problem; die neu auflebende Diskussion über die Basler Wiedervereinigung ist in der gleichen Richtung zu sehen; die unendlichen Diskussionen über den Ausbau des schweizerischen Hauptstrassennetzes und über die drohende Gefahr, die Schweiz könnte international abgeschnitten werden, deuten ähnliches an. Wir befinden uns mitten in einer Wanderbewegung und in einer Veränderung der alten sozialen Struktur, die weit umfangreicher ist als alles, was sich zwischen 1860 und 1914 abgespielt hat.

Wirken gegenüber solchen Erscheinungen manche Ideen in «Achtung: die Schweiz» nicht wie der alarmierte Hilferuf einer heranwachsenden, denkenden Generation, die die Verantwortlichen etwas unwirsch anfleht, ihr doch zu sagen, wie man Technik, Industrialisierung und fortschreitende Auflösung unseres Lebens in Bewegung mit dem alten Bild der vielgestaltigen, föderalistischen, von unten nach oben sich regierenden Schweiz in Übereinklang halten könne?

Jedenfalls nicht mit der Liebe zur Geometrie. Die Veränderungen, deren Zeugen wir Zeitgenossen sind, haben geschichtlichen, elementaren Charakter und sind mit ästhetischen Mitteln niemals zu parieren. Nicht darum kann es sich handeln, von den Gefahren der Kleinheit dadurch abzulenken, dass man das Volk mit einer Städtegründung beschäftigt und die Bedrohung unsichtbar macht. Es geht einfach darum, dass die Schicht der Verantwortlichen in unserer Volke weiss, unsere Kleinheit sei im Zeitalter der gigantischen Lösungen eine Aufgabe, sie verlange gewissermassen den Gegenbeweis. Wenn wir an den Sinn unserer Kleinheit nicht mehr glauben, so hilft keine Geometrie weiter. «Obacht, Schweizer»: Der Zuruf ist angebrachter als je früher. «Achtung, die Schweiz» werden die andern sagen, wenn wir das Obacht vernommen haben.

Basler Nachrichten
12/13. Febr. 1955 N° 66

DIE WELTWOCHEN • 18. FEBRUAR 1955

Zwei Stimmen zur «Zukunftsstadt»

Wir veröffentlichen hier zwei weitere Stimmen zum Vorschlag «Zukunftsstadt statt zweite Landi» — die ablehnende des Schaffhauser Stadtpräsidenten Nationalrat Walter Bringolf und die wenigstens durch ihren klarumrissenen Gegenvorschlag positive der Architektin Sylvia Kugler.
Die Redaktion

270
18 Feb 55

Nationalrat Walter Bringolf

der erfahrene und initiative Stadtpräsident von Schaffhausen, hat die Broschüre, was ihren brillanten Stil betrifft und das dialektische Jonglieren mit Worten und Begriffen, mit Vergnügen gelesen, aber so,



Walter Bringolf

wie sie ihm geschrieben scheint — mit etwas mangelnder Gründlichkeit!

Enttäuscht war er dann allerdings, dass dem grossartigen Beginn, dem Aufruf und Aufbruch — der einem wie eine Renaissance des Expressionismus der zwanziger Jahre vorkommt —, doch nichts weiter folgte als der Vorschlag für eine nächste Landesausstellung. Wie sie im Nacherlebnis die Landi 1939 schildern, ist ganz ausgezeichnet. Genau so hat er es auch empfunden. Was sie aber von den «künftigen Entscheidungen» sagen, «... da wird es leider um ganz andere Dinge gehen als um die Gründung einer Stadt». Denn die drei Autoren haben dort, wo sie von der «offiziellen Schweiz vor 1939» reden (S.11), nicht begriffen, dass im Schweizer sowohl der Geist des «Fähnleins der Sieben Aufrechten» wie die Möglichkeit zum Generalstreik stecken. Dass der Generalstreik eben keine Revolution gegen das Privateigentum war, sondern eine echte Manifestation, die in der Erinnerung heute noch so stark in allen Lagern nachwirkt, dass sie die Schweiz vor dem Rückfall in die alte reaktionäre Aera bewahrt. Andererseits sind wir jetzt auch nicht aufgefordert, «antiamerikanisch» zu sein, sondern nur, aus der klaren Distanz möglichst richtig zu beurteilen, was dort drüben geht. Nicht zu vergessen, dass die Amerikaner eine sehr ausgeprägte Lebensform haben, für die besonders die Schweizer Jugend recht anfällig ist!

Könnte demgegenüber die vorgeschlagene Neue Stadt «die Musterstadt, «die Stadt unseres Jahrhunderts», die Manifestation unserer heutigen Lebensform sein? Walter Bringolf bestreitet es heftig. Die drei Autoren leben zu wenig in direkter Beziehung zur bestehenden Stadt, denn sonst hätten sie längst gespürt, dass jede Stadt ein lebendiger Organismus ist, der seinen Lebensrhythmus hat, genau wie ein Mensch, dass die Stadt genau wie er eine Vergangenheit hat und ihre von Jahrhunderten geprägte Persönlichkeit. Diesen Kräften kann man sich nicht entziehen und soll man sich nicht entziehen. Vielmehr gilt es immer wieder, den inneren Ausgleich zwischen den Forderungen der modernen Entwicklung und dem Bestehenden zu finden. Aber das sind Probleme, die man nur in der eigenen, und nicht in einer neuen Musterstadt lösen kann.

Vor allem wird eine Neugründung einer der wesentlichsten Aufgaben der Stadt — ihren Bewohnern das Gefühl der Heimat und des Geborgenseins zu geben — auf lange Zeit nicht erfüllen können.

Der Begriff der «Pionierstadt» wirkt hier verwirrend. Auswanderer bauen sich nicht Häuser, um Städte zu gründen, sondern, um für ihre Beschäftigung am neuen Ort ein Obdach zu haben. Erst in den folgenden Generationen wird sich dann zeigen, ob diese Häuser und Siedlungen die organische Kraft hatten, sich zu einer Stadt auszuwachsen. Erst im Rückblick kann also von einer Tat gesagt werden, ob sie Pionierleistung war. Allein aus römischer Zeit haben wir in der Schweiz genug Beispiele für Siedlungen, die nie Städte wurden, sondern verschwanden.

Die drei sind in jeder Beziehung viel zu ängstlich, was die Zukunft der Städte wie der eidgenössischen Gesellschaft angeht. «Planlos wuchern» die Städte ja nur dort, wo die Architekten nicht genug Einsicht, Selbstdisziplin und Begabung haben, um

das Anzubauende mit der bestehenden Stadt in eine organische Einheit zu bringen. Wo sie jede architektonische Modeströmung mitmachen, wo sie heute mit den gleichen Theorien die Notwendigkeit von Hochhäusern begründen, mit denen sie gestern für aufgelockerte Siedlungen von Einfamilienhäusern eintraten. Als wenn es sich um die Anschaffung von Kleidern handelte und nicht um Bauten, die wenigstens ein paar Jahrzehnte Bestand haben sollten!

So sympathisch er die drei jungen Leute auch findet, so muss er ihnen dann doch testieren: «sie verkennen, dass eben doch etwas in den Schweizer Städten geschieht, und zwar mehr als sie bis jetzt zur Kenntnis genommen haben. Sie verkennen aber auch — und das sagt Walter Bringolf nun ausdrücklich als Sozialist — «dass es

in der Schweiz Menschen gibt, die aus ihrer Weltanschauung heraus an eine bessere Zukunft und trotz aller Enttäuschungen an das Land und das Volk glauben. Die Autoren kennen eben auch diese Leute nicht, die ohne Aussicht auf Entschädigung, aus selbstlosem Idealismus für die Partei wirken. Wo es noch solche Menschen gibt, da ist das Volk doch gesund, da kann man doch noch etwas machen, und da ist für das «Malaise» auch kein Platz.»

«Wollte ich den advocatus diaboli machen» — erklärte Walter Bringolf zum Schluss — «dann würde ich den drei sympathischen Typen den Kredit für die neue Stadt bewilligen. Ich würde es ihnen sogar nachsehen, dass sie in neun Jahren mit der Musterstadt nicht fertig würden und den Termin verlängern. Aber die drei müssten die Verantwortung tragen. Dann würden sie nämlich so viel vom Städtebau lernen, dass sie merken würden, dass sie nun gerade etwas vorgeschlagen haben, das nicht organisch gewachsen und keine Frucht ist.»

Maria Netter

DIE WELTWOCHEN • 18. FEBRUAR 1955 • FORTSETZUNG**Nicht Stadt – sondern Akademie!**

Es ist noch kein Jahr her, dass ich zum erstenmal eine Stadt sah, welche aus ganz ähnlichen Gründen gebaut wurde wie die Landi-Stadt, die uns Max Frisch vorschlägt. Um zu beweisen, dass ihr Gründungsland — diesmal das Italien des Faschismus — stark sei, lebendig, kraftvoll. Nebenbei bestand ein wirtschaftlicher, realer Grund für ihre Entstehung: die trockengelegten pontinischen Sümpfe verlangten nach einem Zentrum. So spross zwischen Rom und Neapel die Stadt Latina in wenigen Jahren aus dem Boden, der Traum jedes städtegründenden Architekten, mit wohlgeplantem Zentrum von Rathaus, Läden, Theater, Kino und Wandelgängen, mit exakt angelegten Wohnvierteln und Industriequartieren, mit genügend breiten Strassen und überlegten Höhen der Häuser. Wenn ich jedoch sechs Monate in Latina leben müsste, würde ich wahrscheinlich aus der Haut fahren. Nicht deshalb, weil die ästhetischen Details, die wuchtigen Säulen und schweren Gesimse der Mussolini-Architektur uns in keiner Weise entsprechen, sondern deshalb, weil eine so künstlich vorbestimmte, so restlos geplante Atmosphäre herrscht, dass ich schliesslich sowohl an meiner wie an der Realität meiner Kinder und meiner Gedanken zweifeln müsste und in ihnen ebenfalls die vorbestimmten und geplanten Details eines von oben her diktierten Lebensplans vermutete.

Gerade weil ich die gegründete Stadt Latina gesehen habe, glaube ich nicht an die Richtigkeit einer Landi-Stadt, deren Grund ausschliesslich in ihrem «Stadt-Sein» besteht. Ganz anders wäre es, wenn diese Stadt Ausfluss eines Gedankens, einer Idee, einer Notwendigkeit wäre.

Liegt nicht eine solche tragende Idee bereits ausgearbeitet da, bereit, aufgegriffen und ausgestaltet zu werden? Es ist dies der überlegene, nicht nur für die Schweiz, sondern für ganz Europa wichtige Plan einer Akademie von Walter Robert Corti, aufgestellt und erklärt in der letzten Septemhernummer des «Du» (dass das Heft in wenigen Tagen ausverkauft und vergriffen war, zeugt für das grosse Interesse!), der Plan zu einer Gelehrten-siedlung, welche die Forschungen aller Wissenszweige zur übersichtlichen und allgemeinverständlichen Synthese bringen will. Corti nennt diesen Ort Akademie in dankbarer Erinnerung an Platons Gründung der Akademie und denkt an «eine weitläufige Siedlung in stiller, besinn-

licher Ländlichkeit, einen Ort, klein begonnen, doch gross genug gewählt, um später dem Ganzen des Erforderlichen genügend Raum zu bieten».

Welch ein Vorwurf für unsere Städtegründer! Ein bleibender Kern von zentralen Gebäuden mit Bibliotheken und Instituten, mit Saalbauten, Ausstellungshallen und Wohnungen für die Gelehrten und ihre Familien aus aller Welt müsste erstellt werden, ein Hotel, Archive. Dies alles, zusammen mit einer Reihe von eigentlichen «Landi-Bauten» provisorischer Natur, wäre zur Landi-Zeit als Ausstellung zu benutzen, wo sich über die Schweiz hinaus der Geist Europas manifestieren dürfte. Ist die Ausstellungszeit verflossen, so werden die bleibenden Gebäude, wird der Kern seinem eigentlichen Zwecke, seiner wirklichen Bestimmung zugeführt und bleibt bestehen — Erinnerung sowohl als Ausdruck unsrer Zeit, beseelt von wirklichem, positivem, vorwärtsstrebendem Geiste, der die Gegenwart nicht kritisieren, sondern aus ihrer Zerrissenheit befreien möchte! S. Kugler

A.-Z. ARBEITERZEITUNG BASEL • 7. MÄRZ 1955

Rasch fertig ist die Jugend mit dem Wort

Zur Broschüre «Achtung: die Schweiz»

Im vergangenen Monat ist in unserem Lande eine Broschüre erschienen, die bereits in verschiedenen großen und größten Zeitungen zu aufgeregten Reaktionen geführt hat. Das rote Büchlein, dessen graphische Gestaltung übrigens mit zu den positiven und interessanten Seiten der Schrift gehört, heißt «Achtung: die Schweiz» und wird von seinen Verfassern als «Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat» bezeichnet. Die Autoren sind der bekannte Schriftsteller Max Frisch, die beiden jungen, aus verschiedenen Referendums-kämpfen der letzten Zeit bekannten Basler Lucius Burckhardt und Markus Kutter sowie einige Architekten und weitere Mitarbeiter. Das kleine Werk, das von der «Neuen Zürcher Zeitung» als «fragwürdiges Pamphlet», von den «Basler Nachrichten» als «schlechtes Manifest» bezeichnet worden ist, setzt sich entsprechend seinem Untertitel zwei Ziele: die ernsthaft Befassung «mit unserer Lage» und das Projekt einer «Tat».

Wir möchten gleich eingangs festhalten, daß das zweite Ziel — trotz aller Einwände, die gegen die oberflächliche Art seiner Darstellung erhoben werden können — den relativen Wert der Broschüre ausmacht. Mit ihm wollen wir uns deshalb zuerst beschäftigen.

Die vorgeschlagene «Tat» soll eine Städtegründung sein. Die Verfasser von «Achtung: die Schweiz» sind der Meinung, daß es im Jahre 1964, das heißt im Jahre der nächsten fälligen

Landesausstellung nicht wieder darum gehen könne, eine große nationale «Schau» zu arrangieren, sondern daß vielmehr ein bleibendes «Werk» zu entstehen habe. Dieses Werk soll eine Stadt sein, eine vollkommen neue schweizerische Stadt auf der Basis unserer modernen siedlungspolitischen, verkehrspolitischen und technischen Errungenschaften und Erfahrungen, die etwa 15 000 Einwohner zählen müßte:

«Fangen wir an — wir, das heißt alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten — zum Beispiel: Irgendwo in der Schweiz, wo heute noch kein Haus steht oder nur eine alte Scheune, aber keine Siedlung, die den trügerischen Anschein erweckt, daß hier bereits etwas Städtebauliches geschehen sei, irgendwo in einem nicht allzu nassen Ried oder in einem nicht allzu engen Tal, irgendwo jedenfalls, wo es keine historischen Heiligtümer hat und wenn möglich auch keine Gletscher, irgendwo in unserem lieben Lande der Freiheit stecken wir vier Stecken, die etwa drei oder vier Quadratkilometer umzirken, und bauen endlich die Stadt, die der Schweizer braucht, um sich in diesem Jahrhundert einzurichten.»

Man wird zugeben, daß diese Idee auf den ersten Blick «nicht ganz ohne» ist. Eine neue Stadt als Manifestation schweizerischer Lebensform unserer Zeit, eine Stadt, in welcher der Straßenverkehr nicht gegen überkommene Hindernisse mittelalterlicher Straßenzüge aufkommen muß, sondern von Anfang an groß-

A.-Z.
Arbeiter-Zeitung
Basel 7 März 1955
Nr. 55

zügig und zeitgemäß konzipiert werden kann, eine Stadt, in der die Bahnhof-Ingenieure nicht einen alten Bahnhof unter beschränkten Verhältnissen modernisieren müssen, sondern vielmehr den fertigen Bahnhof der zweiten Jahrhunderthälfte planen und hinstellen können, eine Stadt, in der die Großschlachtereien, die Großbäckereien, die Großgaragen, das Schwimmbad, die Schulen, die Kinos, die privaten und öffentlichen Betriebe und die Wohnviertel und alle andere nach neuzeitlichen Gesichtspunkten konstruiert — anstatt saniert und modernisiert — werden können, das alles hat zweifellos etwas Bestechendes. Es mag eine Utopie sein, aber es ist wenigstens eine fesselnde Utopie. Die Schwierigkeiten der Durchführung liegen wahrscheinlich nicht einmal vor allem auf finanziellem Gebiet — Geld ist heute genug vorhanden, und für profitversprechende Investitionen in einer neuen Stadt könnte es unter Umständen mobilisiert werden — sondern in der Beschränktheit unseres Raumes und in unseren Rechtsverhältnissen. Es müßten ja Kantons- und Gemeindeautonomien durchbrochen werden, indem man eine neue Gemeinde schafft und ihr Land zuspricht. Die neue Stadt soll nach Ansicht der Verfasser auch ein Beispiel vernünftiger Siedlungspolitik werden, und hier — in ihrer Anklage gegen die in unserem Lande bisher betriebene Art und Weise der Ausdehnung unserer Städte und Industriedörfer — muß man ihr Bemühen sicher schätzen. So, wenn sie schreiben:

«Man sehe sich unsere Siedlungen an! Sie sind gar nicht gewachsen, sondern aus dem Boden gestampft, den die Spekulation oder der Staat hierfür erkoren haben. Sie sind geplant, aber man soll's nicht sehen, und nun kommen die Architekten (eine gewisse Sorte von Architekten) mit ihrer Kosmetik, die sie für Architektur halten: nämlich sie stellen die 470 Häuslein etwas schräg zueinander und so, als wären sie wie ein altes Dorf im Lande im Laufe der Jahrhunderte gewachsen... Was will man mehr? Zwar haben wir bald kein Land mehr, um in dieser Art weiterzudörfeln, aber ein bißchen haben wir schon noch.»

Von keinem Baufachmann wird heute mehr behauptet, daß der dörflich-städtische Häuschenpflanz, der von unseren Ortschaften aus in beängstigendem Tempo das spärliche Bauernland überwuchert, eine glückliche Erscheinung sei. Wer heutzutage von irgendeiner Anhöhe aus ins untere Baselbiet hinabblickt, beispielsweise ins Birstal, den ergreift unwillkürlich der Kummer über das unschöne Bild und die Landverschwendung, die sich einem hier demonstrieren.

A.-Z. ARBEITERZEITUNG BASEL • 7. MÄRZ 1955 • FORTSETZUNG

Fortsetzung:
2. Arbeiter-Zeitung

Man wäre also unter Umständen geneigt, einem Versuch beizupflichten, der gewissermaßen im Laboratorium einer vollkommen neuen Ortschaft die ganzen Beziehungen zwischen moderner Technik und Industrialisierung einerseits und schweizerischer Kultur und Landesplanung andererseits einer Prüfung unterwürfe. Bei näherem Zusehen melden sich aber auch hier Bedenken. Könnte die vollkommen neue Stadt den gültigen Prüfstand bilden? Die Autoren der Broschüre wollen ja keine grundsätzlichen Reformen unserer Rechts- und Wirtschaftsordnung. Die neue Stadt würde also — selbst wenn sie nach den vorhandenen Plänen zustande käme — nur sehr kurze Zeit das ideale Bild präsentieren, das den Verfassern vorschwebt. Dann würde die Bodenspekulation, der Zustrom neuer Einwohner und die Ausdehnung der Siedlung auch hier Platz greifen, man müßte bald überall erweitern und sanieren, und der gewünschte Effekt wäre dahin. Denn auch in einer neuen Stadt würden die alten Menschen wohnen.

Und mit der neuen Stadt würde auch die Kalamität der Siedlungs- und Verkehrsverhältnisse unserer bestehenden Ortschaften nicht gelöst. Hier, in unseren organisch gewachsenen Gemeinwesen, welche die Menschen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende auf Grund ihrer wirtschaftlichen Bedürfnisse geschaffen haben, stellen sich dem Schweizervolk und der jungen Generation die großen Aufgaben unserer Zeit und nicht auf dem Reißbrett einer Experimentierstadt.

Die «Mumie Schweiz»

Hier nun, in allem, was über die neue Stadt hinausgeht, im «Gespräch über unsere Lage» schwelgt die Broschüre in einer ironisierenden und sarkastischen Verneinung des Bestehenden, die einen an gewisse literarische Auswüchse des Frontenfrühlings erinnern würde, wenn nicht an einigen Stellen eine klare Verurteilung des Nationalsozialismus erkennbar wäre.

Einige Zitate aus der Schrift mögen dies darlegen:

«Es werden Millionen um Millionen, wobei wir jetzt lediglich an die öffentlichen Gelder denken, Jahr für Jahr verbaut: für eine provisorische Schweiz, eine bereits überholte Schweiz, die uns über den Kopf wächst und immer fremder wird und mit unseren Problemen nicht fertig wird, eine Schweiz, die nicht einmal weiß, wie sie in Zukunft aussehen möchte, eine lächerliche Schweiz mit der blinden Emsigkeit der Schildbürger.»

«Sind wir nicht das freudloseste Land weit herum? Unser Ziel ist ein politisches, wobei wir unter Politik eben etwas anderes verstehen als die derzeitige Geistlosigkeit, die sich in ein paar Lagern feindlicher Bürokratien, Parteien genannt, etabliert hat.»

«Der Kommunismus, heute als der akute und irrtümlicher Weise sogar als der einzige Gegner einer schweizerischen Lebensform betrachtet... Der amerikanische Antikommunismus, der sich immer unverhohlener der Faschismen bedient, wird die schweizerische Lebensform nicht schützen... Auch die Hoffnung auf die Wasserstoffbombe, die amerikanische, ist nicht unsere Hoffnung.»

«Die Schweiz als Ganzes, so scheint es, ist keine Aufgabe mehr; die Schweiz begnügt sich mit Kompromissen, mit halbhatzigen Provisorien, mit zukunftsloser Improvisation von Misere zu Misere... das Schweizertum wird zum Kostüm, das als Kostüm gepflegt wird... Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischen Kurort, als Altersasyl, als Paßbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle.»

Die Verfasser wollen eine «geistige Schweiz», und sie wollen nicht sein, «wofür man uns weiterherum hält: Hersteller von Käse, Uhren, Maschinengewehren und Schokolade, ein Volk der Händler, die zufrieden sind, wenn sie viel verdienen». Unsere Demokratie soll im Zeichen «grundsätzlicher Alternativen» stehen, und «man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat».

Das mag genügen. Im übrigen: auch die Verfasser haben — abgesehen von der Städtegründung — keine Idee. Wenigstens führen sie in ihrer Broschüre keine aus. Sie erschöpfen sich vollständig darin, von ihrer vermeintlich hochgeistigen Warte herunter gegen die Schweiz und ihre Offiziellen zu polemisieren, wobei man spürt, daß die Freude an spitzen und scharfen Formulierungen manchmal wichtiger ist als der Inhalt der Aussage. Die Behauptungen werden nicht bewiesen, die neuen geistigen Grundlagen werden wohl verlangt, doch fehlt der Broschüre gerade in dieser Beziehung jeder auch nur andeutungsartige Hinweis. Der angebliche Zukunftsglaube überzeugt nicht, weil ihm jeglicher Formausdruck fehlt. Die Kritik an den politischen Verhältnissen unseres Landes läßt eine weitgehende Unkenntnis dieser Verhältnisse verspüren. Wie kann man im Januar 1955 eine Schrift veröffentlichen, die der schweizerischen Demokratie die «grundsätzlichen Alternativen» ab spricht, zwei Monate vor einer Abstimmung, bei der es um nicht mehr und nicht weniger geht, als ob die Preisentwicklung in unserem Lande frei vor sich gehen oder ob sich der Staat aus sozialen und volkswirtschaftlichen Rücksichten um sie annehmen soll? Wenn mit den «grundsätzlichen Alternativen» allerdings etwas Weitergehendes gemeint sein sollte, gewissermaßen eine heroische Form der Politik ohne Kompromisse, so müssen es sich die jungen Leute gesagt sein lassen, daß wir es vorläufig noch vorziehen, in einem Lande zu leben, in dem zwischen Deutsch und Welsch, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Katholisch und Protestantisch die notwendigen Angleichungen vollzogen werden — und wir glauben, daß gerade dieses Streben nach Ausgleich und Rücksichtnahme in der schweizerischen Idee verwurzelt ist, ohne daß man sich im Zeichen der «grundsätzlichen Alternativen» den Schädel einschlägt. Zu sehr überwiegt im allgemeinen Teil der Broschüre der Eindruck, daß hier persönliche Enttäuschungen auf ein Gesamtbild der Schweiz transponiert worden sind. Das hindert die Verfasser nicht daran, in ultimativer Weise zu drohen:

«Wenn sie (die Offiziellen) recht haben, dann hätte dieses Land von uns keine Liebe, keine Leistung und keine Verteidigung zu erwarten.»

Recht haben wollen nur sie, die Autoren von «Achtung: die Schweiz». Wer es nicht glauben will, kann sich auf folgendes gefaßt machen:

«Wer überhaupt nicht einsieht, daß etwas getan werden muß, der soll sich nicht wundern, wenn er eines bitteren Morgens überhaupt nicht mehr befragt wird, was er will.»

Für diesen arroganten Ton der Ausschließlichkeit wird sich das Schweizervolk bedanken. Leider werden in der Broschüre die positiven Seiten von der — im tiefsten Grunde einem Minderwertigkeitsgefühl entsprungenen — polemischen Negation überwuchert, das Resultat ist keine «Hochstimmung» für die neue Stadt, sondern eine Verstimmung der Leser. miv.

**REZENSIONEN
SCHWEIZ
OHNE ARMEE?
EIN PALAVER**

REZENSIONEN SCHWEIZ OHNE ARMEE? EIN PALAVER

Wochenzeitung, WOZ, 16.6.1989

«Schweiz ohne Armee? Ein Palaver»

Jetzt lass uns gemütlich sein!

Max Frisch hat geschrieben. Er ist noch da. «Auch er ist noch da, wo wir sind», hat Peter Bichsel einmal gesagt, und man wird halt so leicht etwas pathetisch deswegen: Ohne Max Frisch, das hat Bichsel ebenfalls gesagt, müssten sich manche in der Schweiz noch viel einsamer fühlen. Ohne Frisch den Klassiker, das trotzige Denkmal, den linken Dissidenten.

Von Stefan Keller

Max Frisch hat also geschrieben. Rechtzeitig vor der Abstimmung ein Buch über die Abschaffung der Schweizer Armee, und während der Schweizer Bundesrat den fünfzigsten Jahrestag des Kriegsausbruchs als Jubiläum feiern lässt, lässt Frisch «Schweiz ohne Armee? Ein Palaver» im Theater aufführen als eine aufklärerische Gegenveranstaltung.

Frisch war beim Kriegsausbruch dabei. Er hat damals zum zweiten Mal mit dem Schreiben begonnen, ein Soldat in der sicheren Erwartung seines baldigen Todes. Er hat die «Blätter aus dem Brotsack» (1940) später revidiert, und das Ergebnis dieser Revision, das «Dienstbüchlein» (1974), wird im neuen Buch nicht revidiert, jedoch verbindlicher gemacht, aktualisiert. Im dritten Anlauf über die Schweizer Armee lässt sich Frisch als Grossvater von einem gut zwanzigjährigen Enkel auf seine Erfahrungen und auf seine literarischen Aussagen befragen.

Es stimmt aber nicht, dass Frisch jetzt «zum Klartext» zurückfindet, wie Oskar Reck in der «Weltwoche» andeutet. Es ist auch nicht ganz wahr, dass man «aus dem hier vorliegenden Bändchen kaum viel

Neues» erfährt, wie das sozialdemokratische «Volksrecht» etwas abschätzig resümiert. Frisch hat, was die Armee betrifft, schon lange «Klartext» geschrieben, und neu ist immerhin, dass er seine Armee-Erfahrungen nicht mehr einfach konstatiert, sondern die unmittelbar tagespolitischen Konsequenzen aus diesen Erfahrungen zum Thema eines eigenen literarischen Werkes macht.

Der Enkel möchte vom Alten wissen, was er von der Initiative «Für eine Schweiz ohne Armee» halte. Der Grossvater reagiert gereizt; darüber brauche man gar nicht zu reden, meint der Alte, und «wenn es zur Abschaffung der schweizerischen Armee kommt», so «durch einen Krieg», nicht durch eine Volksabstimmung. Der Enkel ist Korporal, er soll demnächst in die Offizierschule einrücken, der Alte hat nichts dagegen; der Junge liest dem Alten Abschnitte aus dem «Dienstbüchlein» vor, die findet er «lässig»; der

Alte, der sie vor fünfzehn Jahren geschrieben hat, findet sie «rührend» und möchte lieber «von etwas anderem» sprechen.

Frisch bringt sich selber als völlig resignierten Max Frisch auf die Bühne. Er ist der «Veteran», er hat über seine Erinnerungen zwar Zeugnis abgelegt, er hat zwar erzählt, was in seinen 650 Militärtagen los war, als die Schweiz fast fünf Jahre lang nicht angegriffen und die Demokratie angeblich verteidigt wurde. Er hat im «Dienstbüchlein» zwar festgestellt: «Wir übten uns in einer Legende.» – «Der Widerspruch, dass die Armee zur Verteidigung der Demokratie in ihrer ganzen Struktur antidemokratisch ist, erscheint nur als Widerspruch, solange man die Beteuerung glaubt, sie verteidige die Demokratie, und das glaubte ich allerdings in diesen Jahren.» Er hat diese Beteuerung widerlegt und die Legende entlarvt, doch jetzt will der Grossvater dem Enkel offenbar weismachen, seine Kritik an der Ar-

mee und an den schweizerischen Herrschaftsverhältnissen habe sich verbraucht, sei zu nichts mehr nütze: «Lies bitte nicht weiter!»

Der Enkel liest weiter, und widerwillig lässt sich der Alte schliesslich mitziehen, er gerät sogar beinahe in Fahrt, er behändigt das Buch, trägt nach und ergänzt, kommt für Momente ins Referieren: «Ich rede von der Armee, die auf unserem Territorium manövriert als Armee der schweizerischen Finanz und ihrer Offiziersgesellschaft, und du redest von Unserer Armee –.» Das «Dienstbüchlein» wird indessen nur in ein paar kurzen Auszügen zitiert, eher wird es befützt mit Abstrichen oder Zusätzen; und man muss dieses «Palaver» hin- und herblättern lesen, die 27 Anmerkungen am Schluss gehören nämlich mitten in den Text.

Frisch, der «Veteran», führt unzählige Gründe auf, weshalb die Schweiz auf eine Armee unmöglich verzichten könne. Bloss sind es nicht dieselben Gründe, die von anderen Veteranen und von Armeebefürwortern stets genannt werden. Bei Frisch geht es um Unterdrückung und zwanghafte Integration in eine Gesellschaft, die «ihre Werte (...) verschlissen» hat. Für Frisch ist die Armee ein perfides «Brauchtum», das die Schweiz zusammenhält, innerlich wie äusserlich, aber nie wirklich gegen einen äusseren Feind. Er belegt das, gesprächsweise.

Keiner dieser Gründe spricht für die Armee; alle sprechen gegen die heutige Schweiz und gegen den «real existierenden Kapitalismus». Indem der Alte am gelegentlich rauchenden Kaminfeuer die Unverzichtbarkeit der Armee behauptet, indem der Junge mehr oder weniger halbherzig widerspricht und eigentlich auch keinen Ausweg weiss, scheint die Utopie einer ganz anderen, vielleicht sozialistischen Schweiz endgültig begraben zu werden. Doch ein wenig nimmt sie wohl auch wieder Gestalt an, die Utopie, durch diese Aufzählung all dessen, was falsch ist.

REZENSIONEN SCHWEIZ OHNE ARMEE? EIN PALAVER

Wohenzzeitung, WOZ, 16.6.1989 Sonntags Blick, 11.6.1989
Fortsetzung

Der Spiegel, 19.6.1989

Der Enkel heisst *Jonas*, wie viele Hoffnungskinder heissen seit *Alain Tanners* Film. Er fährt am Ende beeindruckt davon, wahrscheinlich wird er auswandern. Der Alte wirft das Büchlein *«leichtigthin»* in den Kamin. *«Ja, man ist schon ziemlich feig, Jonas»*, er *«knipst das Licht aus»*. Ein Agitprop-Stück ist das gewiss nicht. *«Jonas, wozu denken wir»*, fragt der Alte irgendwann. *«Jetzt lass uns gemütlich sein!»* – *«Es war der Plausch, Grossvater»*, hat der Enkel beim Abschied gesagt. In dem Dorf, in dem der Alte wohnt, schlägt die Kirchturmuhre immer zweimal die Stunde an, wer das erste Mal verpasst, hat noch eine Chance. *«Das Gedächtnis, Jonas, das Gedächtnis.»* – *«Das schwindet, sagst du.»* – *«Im Gegenteil, Jonas.»*

MAX FRISCH UND DIE ARMEE

Die Verteidiger der Murmeltiere

Über die Fortbewegung auf Kasernenplätzen: «Wenn einer sich das vorstellen könnte, wieviel schon auf Staatskosten gekrochen worden ist allein in der kleinen Schweiz, und manche kommen dabei weiter voran als andere, einige bis ins Bundeshaus.»

Über Heimat: «Muss Patriotismus bewaffnet sein? – Es scheint so. Wie sonst aus einem internationalen Finanz-Platz, der dubios ist, ein Vaterland zu machen wäre, das beschäftigt eigentlich nur die linken Kreise.»

Über das Reduit im Zweiten Weltkrieg: «Die Verteidiger der Murmeltiere.»

Der alte Mann und sein Zorn. Dieser Zorn hat Max Frisch (78) dazu gebracht, sein Schweigen zu brechen, wieder zu schreiben.

«Schweiz ohne Armee? Ein Palaver» (Limmat Verlag, 92 Seiten, Fr. 14.–) kommt – vom Autor gewollt – rechtzeitig vor der Abstimmung über die Armee-Abschaffungs-Initiative in die Buchläden. Ein alter Mann, hinter dem unschwer Frisch zu erkennen ist, und sein Enkel palavern über die Schweizer Armee, jenes Thema, mit dem Max Frisch sich seit Jahrzehnten auseinandersetzt. Wie er zu dieser Armee steht, darüber lässt er keine Zweifel aufkommen: «Ein paranoider Club.»



Schreibt gegen die Armee: Schriftsteller Max Frisch.

Max Frisch im Armee-Streit

Er schreibe schon seit Jahren nichts mehr, außer Briefen, sagt der Großvater, Schriftsteller im Ruhestand, zu seinem Enkel, der ihn besucht. Doch nun hat Max Frisch, 78, doch noch ein neues kleines Werk veröffentlicht, gleichzeitig auf deutsch, französisch und italienisch in drei Schweizer Verlagen: „Schweiz ohne Armee? Ein Palaver“. Der Großvater-Enkel-Dialog, der in der Schweiz auch auf die Bühne kommen soll, ist Frischs Beitrag zu der Volksabstimmung im November, bei der über die Abschaffung der Armee zu entscheiden ist. Die Militärs begegnen der vorwiegend jugendlichen Armee-Unlust mit Jubelfeiern, die den Grenzschilder von 1939/40 zum heroischen Verteidigungsakt erklären. Großvater Frisch, damals Kanonier, hält dem entgegen, die Armee hätte doch nicht das Volk, sondern nur sich selbst schützen können, in ihrer Alpenfestung als „Verteidiger der Murmeltiere“. Bitterer: Frisch erinnert daran, daß diese Armee im Lauf des Jahrhunderts nur Siege gegen das eigene Volk errungen hat, bei der Niederschlagung von Unruhen und Demonstrationen. Und deshalb, so das listig paradoxe „Palaver“-Plädoyer, brauche die Schweiz, diese „real existierende Demokratie der Lobbies, getarnt durch Folklore“, auch weiterhin ihre Armee als „Leibgarde der Plutokratie“.

Neue Zürcher Zeitung, NZZ, Samstag/Sonntag 17./18.6.1989

Die Armee im Palaver

Eine Schrift von Max Frisch

Hg. Zu der Frage *«Schweiz ohne Armee?»* hat Max Frisch einen Beitrag veröffentlicht, der den Untertitel trägt: *«Ein Palaver»*. Ein alter und ein junger Mann, Grossvater und Enkel, führen ein abendliches Gespräch. Dass der Alte mit dem Verfasser identisch ist, geht daraus hervor, dass ihm der Junge aus *«Dienstbüchlein»* vorliest: *«Das hast du geschrieben, Grossvater.»* Und der Alte: *«Es gibt ein Büchlein, das noch rührender ist, verfasst vor fünfzig Jahren...»* Gemeint ist *«Blätter aus dem Brot-sack»*, aber der Titel wird nicht genannt.

Während des Gesprächs wird das Feuer im Kamin unterhalten, man trinkt einen Schluck Jeninser, man wird abgelenkt, lässt sich ablenken, lenkt ab und kommt wieder zur Sache. Keine geordnete Diskussion, sondern eben nur ein Palaver: worin Fakten gestreift, Meinungen angedeutet, Personen erwähnt, Zusammenhänge vorausgesetzt werden. Der Junge spricht mit kritischer Ungeduld: Nach allem, was der Alte geschrieben hat, müsste er jetzt die *Initiative* befürworten: Abschaffung der Armee. Der Alte winkt ab, lässt Einzelnes einfließen, das dem Jungen allerdings recht gibt, weiss aber, dass es so radikal nicht geht, sagt auch einmal: *«das ist alles gar nicht so einfach»*. ... Ein Satz, der freilich in den Anmerkungen steht: sie hat Frisch nicht dem Alten – sich selbst – in den Mund gelegt, sondern hinzugefügt, als Dritter beinahe; die Unterscheidung mag aber geringfügig sein und ändert jedenfalls nichts an der literarischen Grundstruktur des *«Palavers»*: an der Doppelrollenprosa, die ein beständiges Changeant in Fragen wie Antworten trägt.

Der Vorteil dieser literarischen Form für die politische Aussage – für ihre Differenzierung, mitunter für ihre Verschleierung – liegt auf der Hand. *«Das ist Quatsch, Grossvater, entschuldige»*, sagt der Enkel: der Alte hat den *«Einsatz im Innern»* als Teil der Gesamtverteidigung, als Aufgabe der Armee bezeichnet, die – und das

legt nun der Junge ihm in den Mund – *«eine Leibgarde der Bourgeoisie»* sei. Auf den Einwand, dass unsere Rüstung (Abfangjäger, Leopard-Tanks) einer solchen Funktion nicht angepasst sei, antwortet der Alte: *«Man möchte nicht, dass jemand im Land merkt, wozu diese schweizerische Armee tatsächlich da ist.»* So sagt er; aber hat er sich nicht sagen lassen: *«Das ist Quatsch?»*

In dem listig-spielerisch genutzten Manövierraum zwischen einer jeweils schärferen und einer mildernden oder zwischen einer energischen und einer resignierten Version pendelt sich dennoch eine Grundrichtung ein. Die Armee – nicht abzuschaffen. Im Selbstverständnis der Schweizer zu tief verankert. Historisch durch den immerhin wahrscheinlichen Nutzen im Zweiten Weltkrieg zu einleuchtend legitimiert. Durch Personalunion zwischen militärischen, wirtschaftlichen und politischen Führungskräften zu sehr Bestandteil des kapitalistisch-«bürgerlichen» Systems. Ein folkloristisches Machtinstrument.

Mit der Initiative für die Abschaffung der Armee verbindet sich dieses Konzept nicht unmittelbar. Es ist so entworfen, dass der vermutliche Ausgang der Abstimmung ihm recht geben wird, vielleicht soll. Es stellt ihr Thema in den Rahmen einer Gesamtkritik, und nicht nur an schweizerischen Zuständen; einer Kritik, die Frisch auch geordneter vorgebracht hat als in diesem *«Palaver»*, aber leicht war es nie, sich Punkt für Punkt, widersprechend und zustimmend, mit seinen Verdacht-Argumenten auseinanderzusetzen. In dieser neuen Schrift – sie ist im *Limmat-Verlag, Zürich*, erschienen – wird die Schwierigkeit der Verständigung zugleich thematisiert: zurückverlegt aus dem Dialog mit den Lesern, den Frisch wohl letztlich als gescheitert betrachtet, in das Abendgespräch zwischen Enkel und Grossvater, das für den Alten in melancholischer Einsamkeit endet.

REZENSIONEN SCHWEIZ OHNE ARMEE? EIN PALAVER

Tagesanzeiger, 13.6.1989

Ein Palaver mit entschiedenem Ende

«Schweiz ohne Armee?» – Max Frischs neuestes Buch

■ VON STEFAN HOWALD

Dass Max Frisch seit Jahren kaum mehr schreibt, hat sich herumgesprochen. 1982 ist seine letzte Prosaarbeit erschienen, «Blaubart». Seither hat er hin und wieder publizistisch in Debatten eingegriffen: 1986 zu seinem 75. Geburtstag an den Solothurner Literaturtagen über das Ende der Aufklärung nachgedacht; 1987 bei einem west-östlichen Schriftstellertreffen in Moskau ein Votum für Zusammenarbeit und gegen Zensur abgegeben; 1988 in der Zeitschrift «einspruch» mit Thesen zur Schweizer Formaldemokratie eine Debatte provoziert. Jetzt liegt, überraschend, ein neues Buch vor, ein schmaler Band; und wieder ist es ein politisch-publizistischer Eingriff, diesmal in die aktuelle Auseinandersetzung um eine Schweiz ohne Armee. Benno Besson wird den Text im Herbst auf die Bühne des Zürcher Schauspielhauses bringen.

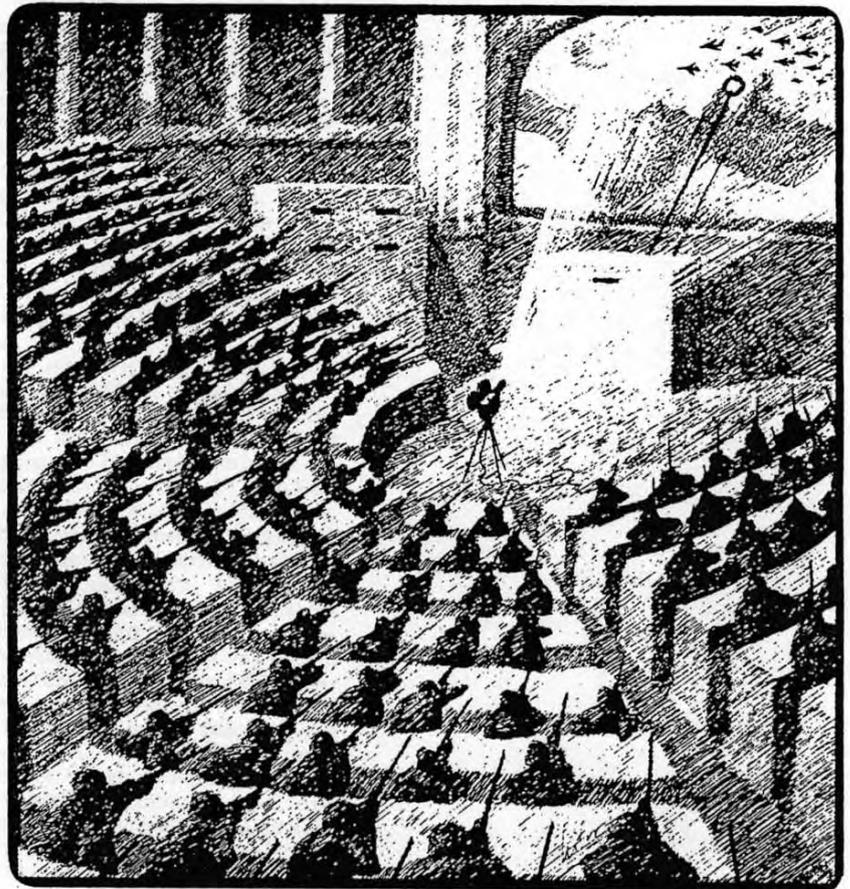
«Ein Palaver», heisst das Buch im Untertitel, und das weist auf eine Kunstform hin. Mit dem Wort bezeichneten die Portugiesen die Gesprächs- und Verhandlungsführung der Schwarzafrikaner, die in komplizierten Ritualen, auf Umwegen, Verzögerungen, in lang sich hinziehenden Taktiken zu ihrem Ziel kamen. Das war verächtlich gemeint, und so ist es auch in unserer Umgangssprache angekommen als unnötiges Geschwätz. Aber mittlerweile haben wir in der Dialektik der Aufklärung die Chancen nicht-instrumenteller Sprach- und Lebensformen wieder etwas höher schätzen gelernt.

Schweiz ohne Armee – Utopie oder Illusion?

In Max Frischs Buch palavert «der Alte», Grossvater Frisch, mit seinem Enkel, eben über die Idee, die Illusion, die Utopie einer Schweiz ohne Armee. Das ist sehr oft in knappen Sätzen zueinander hin gesetzt, in Alltagston, und hat doch

Ein Bestseller

Max Frischs «Palaver» findet reissenden Absatz. Innert 12 Tagen hat der kleine Limmat-Verlag 13 000 Exemplare an die Buchhandlungen ausgeliefert. Demnächst muss eine zweite Auflage gedruckt werden.



Martial Leiter: Der Nationalrat verabschiedet das Militärbudget.

(Aus: Leiter, «Festgenagelt», Limmat-Verlag)

seine Widerhaken. Der Grossvater scheint die Frage seines Enkels nach einer Schweiz ohne Armee zuerst gar nicht zulassen zu wollen, verzögert eine Antwort, bis ihn der Enkel mit Ausschnitten aus seinem 1974 geschriebenen «Dienstbüchlein» konfrontiert. Die dort beschriebenen Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs erfordern einen Kommentar. Denn einiges der Reflexionen von 1974 auf die vierziger Jahre ist bereits wieder überholt oder verlangt nach Präzisierungen. Die sind aber nicht so einfach zu geben. Der Grossvater liefert beinahe widerwillig zusätzliche Erläuterungen, Ansichten, Meinungen, weicht wieder aus, kehrt die Fragen des Enkels gegen diesen selbst, lenkt zuweilen auf den Wein ab,

auf den kalten Abend, dem man mit Holz im Kamin einheizen muss. Denn wer über so Gewichtiges sprechen will, soll sich auch um die Bedingungen seines Sprechens kümmern.

So drehen sich Argumente, Geschichten, Fragen, Materialien um die Sache, bis der Enkel seine eigenen Denk-Bewegungen vollziehen kann. Was im Gespräch selbst nicht Platz findet, wird in Anmerkungen nachgeliefert; teilweise Bekanntes, teilweise Neues. Aus andern Büchern, älteren eigenen Texten übernommen; manchmal auch die eigenen Erfahrungen in neuem Licht überdacht. Das ergibt ein Kompendium von handfesten Anti-Armee-Argumenten; und da finden sich zwei, drei präzise Geschichten aus

REZENSIONEN SCHWEIZ OHNE ARMEE? EIN PALAVER

Tagesanzeiger, 13.6.1989
Fortsetzung

dem alltäglichen Horror des Kriegs und des Nicht-Kriegs nach dem Ende des Kriegs.

Altersradikalität

Die materielle Rechnung ist selbst im Palaver bald gemacht. Historisch: Das Schweizer R duit kaschierte die wirtschaftliche Verflechtung zwischen Nazi-Deutschland und der Schweiz. Die Schweizer Armee hätte sich, technisch veraltet, logistisch nicht vorbereitet, ideologisch teilweise unterwandert, kaum zwei Tage bis zum Ende aller ihrer Reserven halten können. Aktuell: Der Atomkrieg hat alle Kriegsszenarien aus dem Zweiten Weltkrieg überholt; und Tschernobyl hat alle Zivildienstsznarien überholt.

Bleiben die über den Kriegseinsatz oder die Vorbereitung darauf hinausreichenden Konsequenzen der Schweizer Armee für diese Schweiz. Frisch lässt nicht locker, den Einsatz gegen innen, der real schon stattfand und der in allen Szenarien vorbereitet wird, hervozukehren. Die Armee panzert unsere Gesellschaft aber noch in zweiter Hinsicht. Um sich zu rechtfertigen, produziert sie ständig Feindbilder. Und als wirklich gelebtes Brauchtum bestimmt sie nicht nur männliches Verhalten bis in den Alltag hinein, organisiert sie auch die grundsätzliche Zustimmung zur vorhandenen Gesellschaft und ihren Werten. Damit ist das Gespräch beim Zusammenhang zwischen dieser Armee, dem Bürgertum und seiner formalen Demokratie. Der Alte wird dabei erneut deutlich: Es braucht neue Formen der demokratischen Mitwirkung. Doch daran schliesst sich selbstkritisch die für Frisch quälende Frage, ob die Kanaille Mensch je zu etwas anderem fähig sei.

In einer Anmerkung antwortet er darauf mit seiner Rede von 1976 zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels: «Ob der  berlebenswille der Gattung ausreichen wird zum Umbau unserer Gesellschaften in eine friedensfähige, weiss ich nicht. Wir hoffen. Es ist dringlich.» Das Palaver geht da noch weiter: Der Alte wirft im Protest gegen seine eigene Feigheit sein früheres Werk leichthin ins Kamin. Das ist die Geste entschiedener Altersradikalit t.

**REZENSIONEN
MAX FRISCH,
CITOYEN
JANUAR 2008**

REZENSIONEN MAX FRISCH, CITOYEN, JANUAR 2008



Medienbeobachtung AG

Tages-Anzeiger

25.01.2008

Auflage/ Seite

225991 / 49

Ausgaben

300 / J.

Seite 1 / 2

8561

6199151

Mutiger Intellektueller im Dunstkreis der Weltpolitik



BILD PD

Mosaik einer engagierten Zeitgenossenschaft: Max Frisch in Matthias von Guntens Dokumentarfilm.

Zurück in die Zukunft: An den 43. Solothurner Filmtagen lässt Matthias von Gunten in einem Dokumentarfilm den kritischen Geist von Max Frisch aufleben.

Von **Florian Keller, Solothurn**

Achtung, die Schweiz! Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit Max Frisch seinen so betitelten Entwurf für eine neue Schweiz veröffentlichte – eine Schweiz, die nicht weiter wie ein gepützelter Kurort still verdämmern würde, die weder Altersasyl noch Passbehörde oder Heimatmuseum wäre.

Wenn sich jetzt Peter Bichsel an jene städtebauliche Vision erinnert, schwingt Wehmut mit, aber auch eine leise Erleichterung darüber, dass Frischs forsche Utopie nicht Realität wurde: «Wir wären damals bereit gewesen, die Stadt Solothurn

abzureissen und Le Corbusier einen anständigen Auftrag zu erteilen.» Atmen wir auf, wenn wir das hören, oder sehnen wir uns zurück in die Zukunft von gestern?

Filmischer Entwicklungsroman

Peter Bichsel, der Solothurner, sagt diesen Satz als Zeitzeuge in dem Dokumentarfilm «Max Frisch, Citoyen», der hier am Mittwoch im Beisein von Bichsel seine Premiere feierte. Regisseur Matthias von Gunten schildert darin Frischs Weg vom brotlosen Studenten zum engagierten Schriftsteller, der sich unermüdlich ins Zeitgeschehen einmischte und der sein Leiden an der Schweiz zeitlebens zu einem bestimmenden Thema seines Schreibens machte.

So ist «Max Frisch, Citoyen» keine germanistische Fleissarbeit über den Romanier und Dramatiker, sondern eine Art filmischer Entwicklungsroman über den kritischen Intellektuellen Frisch – und da-

mit indirekt auch ein Film über die intellektuelle Krise der Linken heute. Und vielleicht erschliesst dieses Porträt den politischen Frisch nochmals neu für eine Generation, die ihn vor allem aus der Schule als vielleicht lästige Pflichtlektüre kennt.

Da ist also der junge Schweizer Bürger, der die Scheinheiligkeit verurteilt, die sich als «Staatsräson» maskiert; da ist der brave Kanonier, der sich ungern an seinen Armeedienst erinnert, weil er im eigenen Gehorsam nur Feigheit erkennt.

Da ist der zweifelnde Humanist, dessen präzise Beobachtungen zur Angst vor dem Fremden sich wie Slogans im kollektiven Gedächtnis einprägen («Man hat Arbeits-

REZENSIONEN MAX FRISCH, CITOYEN, JANUAR 2008



Medienbeobachtung AG

Tages-Anzeiger

25.01.2008

Seite 2 / 2

Auflage/ Seite

225991 / 49

8561

Ausgaben

300 / J.

6199151

kräfte gerufen, und es kommen Menschenen»). Da ist, später dann, der kritische

Wo sind die kritischen

Intellektuellen heute?

Das ist die Frage

hinter dem Film.

Geist im Dunstkreis der Weltpolitik, der Helmut Schmidt auf dessen Staatsbesuch in China begleitet und mit Kissinger über den Einmarsch in Kambodscha streitet. Und am Ende des Films steht Frischs tiefe Enttäuschung über die unfähigen Spiesser von der Bundespolizei, die nicht einmal eine seriöse Fiche über ihn, den vorgeb-

lichen Staatsfeind, zu Stande bringen. Frisch, so kommentiert Bichsel hier mit diebischem Schalk, habe als Profi eben erwartet, dass er es auch bei der Bupo mit Profis zu tun habe.

Von Gunten's Film ist reich an Archivmaterial: Die urbane Schweiz gestern und heute, private

Filme aus Frischs Nachlass, und immer wieder punktieren zeitgeschichtliche Aufnahmen diesen Parcours durchs 20. Jahrhundert. Schmidt und Kissinger kommen zu Wort, ebenso Günter Grass, Gottfried Honegger und Christa Wolf, doch die

Hauptrolle spielen Frischs Tagebücher und zeitkritische Schriften, im Film gesprochen von Reto Hännly.

So hört man Frischs Stimme zwar fast nie, und doch hat er fast immer das Wort. Aus rund zwei Dutzend Texten collagiert von Gunten das Mosaik von Frischs engagierter Zeitgenossenschaft. Sein Film ist wortlastig – aber er zeigt auch, dass das dem Bildmedium Kino nicht unbedingt abträglich ist.

Das liegt sicher an Frischs Prosa, die sich für einen Hörfilm bestens eignet; es ist aber auch das Verdienst des Regisseurs, dass seine Bilder nicht das gesprochene Wort unter sich begraben. Von Gunten findet fast durchwegs die perfekte Balance zwischen atmosphärischem Gespür und historischer Sorgfalt. Nur den gelegentlichen Soundtrack würde man sich gelegentlich weniger sentimental wünschen.

Ein Hauch von Trauer

Sein Film sei nicht als wehmütige Erklärung gedacht, sagt der Regisseur, aber so ganz entkommt er der Nostalgiefalle doch nicht. Das liegt auch an dieser Musik, die einen Hauch von Trauer erzeugt, der sich durch den ganzen Film zieht. Es ist die leise Trauer darüber, dass es einen kritischen Intellektuellen, wie Max Frisch diese Rolle ausfüllte, heute nicht mehr gibt in der Schweiz.

Wo sind sie heute, die kritischen Intellektuellen, die sich einmischen? Das ist die unausgesprochene Frage, die diesen Film umtreibt, aber auf die Einwürfe ei-

ner jüngeren Generation von Schweizer Intellektuellen wartet man vergebens. Regisseur von Gunten hat bewusst nur die Stimmen von Zeitgenossen eingeholt, die persönlich mit Frisch in Kontakt standen. (Das erklärt auch, weshalb im Film zwar Helmut Schmidt klug über Frisch parliert, aber kein einziger Alt-Bundesrat. Natürlich habe er Kurt Furgler angefragt, sagt von Gunten – aber der habe sich partout nicht äussern wollen, mit der Begründung, er habe «viel Wichtigeres» zu tun.)

Bichsel, auch noch live

Wo sind sie heute, die mutigen Intellektuellen? So fragte nach der Premiere auch eine Zuschauerin, doch die Antwort lieferte nicht der Regisseur, sondern ein Stimme von weiter hinten im Saal. Dort sass Peter Bichsel und machte seinem Ärger über die «dumme» Frage Luft: «Nicht die Autoren fehlen, die sich einmischen! Sondern das Publikum, das sich dafür interessieren würde! Jetzt sitzen die Leute einfach auf ihrem faulen Arsch und fragen: Wo ist der linke Blocher? Das ist ein derartiger Blödsinn.» Die engagierten Intellektuellen wären noch da, bloss ist ihr Publikum verdämmert? Da macht es sich wohl auch Bichsel zu einfach. Jedenfalls wird darüber noch zu reden sein – spätestens dann, wenn der Film im März in die Kinos kommt.

«Max Frisch, Citoyen». Sa, 17.30 Uhr im Landhaus, Solothurn. Ab März im Kino.

Mehr oder weniger herzhaft

Solothurn. – Rabiater Organhandel an den Filmtagen: Auf einem Küchentisch wird ein Stück Fleisch geraspelt. Nicht irgendeines, sondern ein Herz. Eine fleissige Hand treibt das Organ unermüdet über ein Reibeisen, dazu hören wir das widerwärtige Geraspel und Geflutsche der bizarren Prozedur. Nach 30 Sekunden ist der Spuk vorbei.

Was wir da gesehen haben, ist Nathalie Oestreichers «Cœur Sensible», Siegerfilm des dritten Wettbewerbs der Internetplattform Agent-Provocateur. Gefragt waren Kürzestfilme zum Thema «Angst», die besten wurden am Mittwoch in Solothurn geehrt. Und das Bild dieses geraspelten Herzens wird man so schnell nicht los. Organischer Horror,

ganz banal in der Küche: Könnte auch ein Kurzfilm von David Cronenberg sein, im Massstab von Swiss Miniature.

Von einer anderen Herzensangelegenheit erzählen Cristina Karrer und Werner Schweizer in ihrem Dokfilm «Hidden Heart» (ab Frühling im Kino). Vor dem Hintergrund der Apartheid

rollen sie den Fall der ersten Herztransplantation auf, die 1967 in Kapstadt vollzogen wurde. Der weisse Arzt, ein Strahlemann und Schürzenjäger, wurde zu einer Ikone des medizinischen Fortschritts, dinierte mit Sinatra und Lollobrigida, schaffte es bis aufs Cover des «Spiegels». Sein schwarzer Assistent durfte sich erst kurz vor seinem Tod

von der neuen Regierung eine bronzenne Medaille umhängen lassen.

Es ist eine sagenhafte Story mit vielen Leerstellen, die der Film nicht spekulativ zu füllen versucht. Der schwarze Gehilfe bleibt auch hier im Schatten des mondänen Chirurgen. Wer welches Herz verpflanzt hat, bleibt unklar. Klar wird aber der makabre Rassismus eines Arztes, der keinen Unterschied sieht zwischen weissen und schwarzen Herzen – nur dass er meinte, schwarze Spender nicht fragen zu müssen, wenn er Herzen für weisse Patienten nötig hatte. (flo)

www.agent-provocateur.ch

REZENSIONEN MAX FRISCH, CITOYEN, JANUAR 2008



Medienbeobachtung AG

NZZ am Sonntag

27.01.2008

Auflage/ Seite

123616 / 62

Ausgaben

50 / J.

Seite 1 / 4

8561

6202926

Besichtigung eines Monuments

War Max Frisch die letzte moralisch-intellektuelle Instanz im Lande? Ein Porträt des Autors gab an den Solothurner Filmtagen zu reden. *Von Martin Walder*

Wie tot ist Max Frisch? Sehr tot, sagen jene Lehrer, die ihn nur knurrend im Unterrichtsprogramm führen. Sehr fern, ist vielleicht von jenen zu hören, die sich im planetarischen Gelächter des Antipoden Dürrenmatt darin bestätigt fühlen, die Welt steuere auf die schlimmstmögliche Wendung zu. Andere aber vermissen einen Max Frisch dringend als politisch geerdete Stimme in einer Zeit, in der Parteipropagandisten als Intellektuelle gelten.

Der Filmer Matthias von Gunten («Reisen ins Landesinnere») wollte es wissen und hat sich filmisch in einer Art biografischer Lektüre in Frischs Werk vertieft. Auf der Suche nicht nach dem Literaten oder dem Privatmann, sondern nach dem kritischen Staatsbürger, unter Beizug von Persönlichkeiten, die ihm nahestanden. Deren Galerie ist illustert: Helmut Schmidt, Peter Bichsel, Gottfried Honegger, Christa Wolf, Henry Kissinger, Günter Grass. «Max Frisch – Citoyen» heisst der Film. Entsprechend ergraute Häupter, ebenso aber junge Besucher haben sich an den Solothurner Filmtagen ins Kino gedrängt. Das Thema ist virulent.

Max Frisch war eine Instanz. Als solche überprüfbar – und zu überprüfen. Filme als gespeicherte Zeitzugehörigkeit eignen sich hervorragend dazu. Deutlich wird dabei erst einmal eines: Instanz ist eine Rolle, die man sich allein geduldig fragend erwirbt, ohne sie vielleicht zu Beginn gesucht zu haben. Heute werde man wohl anders zur Berühmtheit, mutmasste in Solothurn Peter Bichsel, dem im Film die intimsten und luzidesten Momente des Erinnerns gehören, nach der Uraufführung. Nachhaltigkeit steht für die heutige öffentliche Wahrnehmung nicht zuoberst auf der Prioritätenliste.

Worin war der politische Autor Frisch Instanz – und ist es geblieben? Als ein Literat, der wusste, dass das ei-

gene Leben sich nur im Ich vollzieht, den aber umtrieb, dass für ihn nicht die Zeit war für Ich-Geschichten. Hört man im dicht montierten Film die bekannten und unbekanntenen Frisch-Sätze, die die Stimme des Autors Reto Häny klar und nüchtern in Erinnerung rufen, nistet es sich gleich wieder im Ohr ein: Da setzt einer auf der Suche nach seinem Urteil stets noch ein überraschendes Fragezeichen mehr. Und bringt die Sache mit literarischer, rhetorischer Prägnanz auf den Punkt. Frisch habe so beim Formulieren gar nicht schludrig sein können, bezeugt der Freund Gottfried Honegger.

Das Fragen hat den am 5. Mai 1911 geborenen Frisch der Zweite Weltkrieg gelehrt – als Schweizer, der sich im deutschen Kulturkreis angesichts des KZ Buchenwald bei Weimar fundamental herausgefordert sieht: «Wenn Menschen, die gleiche Worte sprechen wie ich und gleiche Musik lieben wie ich, keineswegs gesichert sind, Unmenschen zu werden, woher beziehe ich fortan meine Zuversicht, dass ich davor gesichert sei?» Solcherart sind Frischs Fragen an sich und an die Öffentlichkeit im verschonten neutralen Land. Im Film spiegeln sie sich eindringlich wider in den Gesichtern heutiger, in sich versunkener, verstummerter Besucher auf dem KZ-Gelände.

So spielt der Film Frischs Art der Zuspitzung in unsere Zeit herüber und demonstriert ohne Pathos, dass sich auch griffige Formeln nicht verbraucht haben: etwa jene berühmte vom Ruf nach Arbeitskräften, dem aber Menschen nachkamen, als die Schweiz sich wieder einmal überfremdet fühlte und Fremde zum Wohlergehen brauchte.

Politiker haben Max Frisch sozusagen als moralischen Sparringpartner geschätzt: Kissinger im Weissen Haus zur Zeit des Vietnamkriegs, Schmidt

just in jener Nacht, als die deutsche Demokratie ihre Zerreihsprobe erlebte und das von Terroristen besetzte Flugzeug «Landshtut» in Mogadiscio gestürzt wurde. In diesen Interviewpassagen ist die Spannung zwischen dem Politiker und dem Intellektuellen in Bezug auf Verantwortung und Schuld mit Händen greifbar.

Wenn Frisch von der Schweiz spricht, ist immer die Schweiz in der Welt gemeint. «Das Thema Schweiz ist im Grunde eine Erfindung – oder eine Entdeckung von Max Frisch», sagt Peter Bichsel im Film kühn, und zumindest eine oder mehrere Generationen von später Geborenen würden ihm wohl kaum gross widersprechen. Was aber tut nun ein solcher Film, um jener nostalgischen Sentimentalität oder gar Idolatrie zu entgehen, die Frisch selber sich wohl schroff, wie er sein konnte, verbeten hätte?

Die Frage stellt sich umso mehr, als Matthias von Gunten im Verlauf der Vorbereitungsphase entgegen seiner ursprünglichen Absicht auf kritische Stimmen zum Thema «Citoyen Frisch» verzichtet hat – Altbundesrat Furgler etwa, mit dem sich Frisch ein denkwürdiges TV-Duell geliefert hatte: «Die angefragten Leute haben sich dafür nicht hergeben mögen.» Auch wird das zeitgeschichtliche und private Archivmaterial zu Frisch (inklusive eigener Amateurfilm-Sequenzen) in Zeitlupe präsentiert und damit unweigerlich mit Bedeutsamkeit aufgeladen – nicht ganz unheikel.

Aber: Es sind Max Frischs Argumente selber, ihre auch sprachliche Schärfe, die den Kopf des Kinopublikums in diesem konzentrierten Film zu sehr beschäftigt halten, als dass man sich in Verklärung ergehen könnte.

«Max Frisch – Citoyen» soll Mitte März in die Kinos kommen.

REZENSIONEN MAX FRISCH, CITOYEN, JANUAR 2008



Medienbeobachtung AG

Mittelland Zeitung Gesamtausgabe

26.01.2008

Seite 1 / 2

Auflage/ Seite

187662 / 46

8561

Ausgaben

300 / J.

6201456

Die letzte grosse Stimme der Schweiz

SOLOTHURNER FILMTAGE **Matthias von Gunten folgt in «Max Frisch. Citoyen» dem Denken des grossen Schriftstellers, der noch keinen Nachfolger hat.**

CHRISTIAN JUNGEN

Ein Intellektueller sei ein Belesener mit hohem Wissen, der nach der Wahrheit und dem eigenen Urteil suche. Mit dieser Definition des ehemaligen deutschen Bundeskanzlers Helmut Schmidt beginnt der Dokumentarfilm «Max Frisch. Citoyen».

Der 1953 in Basel geborene Matthias von Gunten, der Frisch noch «erlebt» hat, realisierte ihn aus einem Vakuum heraus. Er vermisst heute, da eine «rechtspopulistische Partei» das politische Klima der Schweiz prägte, Kulturschaffende, die sich einmischten und auch im Ausland gehört werden. Im Hohlraum des kritischen Denkens lässt er nun Frischs Stimme wieder erklingen, buchstäblich.

«Max Frisch. Citoyen» ist ein Tonspurfilm, der aufhören lässt. Ausgehend von Frischs politischen Texten (der Roman «Homo Faber» wird nicht einmal erwähnt), aus denen eine Off-Stimme zitiert, folgt er dem Denken des Zürcher Schriftstellers (1911–1991), ohne im schillernden Privatleben nach Anekdoten zu stöbern. Frisch litt an der Schweiz, weil hier nie etwas Radikales entstand, weil man zwar fragen, aber nicht hinterfragen durfte. Weil er es dennoch wagte und sich mit dem helvetischen Umgang mit Einwanderern, der Armee oder dem Verhältnis zu Deutschland befasste, wurde er zum fichtierten Nestbeschmutzer, mit dem man sich beschäftigen musste. Er habe das Glück gehabt, Frisch gegen den Willen der

Lehrer lesen zu können, dieses Glück bleibe heutigen Schülern verwehrt, erklärt Peter Bichsel treffend.

DER MIT VIEL SCHWARZ-WEISSEM Archivmaterial gestaltete Film ist im nüchternen Tonfall einer Todesanzeige gehalten: Wir trauern um den letzten grossen Intellektuellen der Schweiz. Man fragt sich: Wer könnte in seine Fussstapfen treten, Gedanken zum Sturmgewehr, schwarzen Schafen oder Sozialmissbrauch artikulieren? Sätze formulieren wie: «Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen.» Dank diesem Film prägt sich Frisch noch stärker ein.

Max Frisch. Citoyen Ab 20. März im Kino.



BEI DER ARBEIT Schriftsteller
Max Frisch denkt nach. LOOK NOW

REZENSIONEN MAX FRISCH, CITOYEN, JANUAR 2008

AUSZÜGE AUS PRESSEARTIKELN

«Worin war der politische Autor Frisch Instanz – und ist es geblieben? Als ein Literat, der wusste, dass das eigene Leben sich nur im Ich vollzieht, den aber umtrieb, dass für ihn nicht die Zeit war für Ich-Geschichten. Hört man im dicht montierten Film die bekannten und unbekanntes Frisch-Sätze, die die Stimme des Autors Reto Häny klar und nüchtern in Erinnerung rufen, nistet es sich gleich wieder im Ohr ein: Da setzt einer auf der Suche nach seinem Urteil stets noch ein überraschendes Fragezeichen mehr. Und bringt die Sache mit literarischer, rhetorischer Prägnanz auf den Punkt. (...) Der Film spielt Frischs Art der Zuspitzung in unsere Zeit herüber und demonstriert ohne Pathos, dass sich auch griffige Formeln nicht verbraucht haben: etwa jene berühmte vom Ruf nach Arbeitskräften, dem aber Menschen nachkamen, als die Schweiz sich wieder einmal überfremdet fühlte und Fremde zum Wohlergehen brauchte. (...) Was aber tut nun ein solcher Film, um jener nostalgischen Sentimentalität oder gar Idolatrie zu entgehen, die Frisch selber sich wohl schroff, wie er sein konnte, verbeten hätte? (...) Es sind Max Frischs Argumente selber, ihre auch sprachliche Schärfe, die den Kopf des Kinopublikums in diesem konzentrierten Film zu sehr beschäftigt halten, als dass man sich in Verklärung ergehen könnte.»

Martin Walder, NZZ am Sonntag

«Mutiger Intellektueller im Dunstkreis der Weltpolitik - MAX FRISCH, CITOYEN ist keine germanistische Fleissarbeit über den Romancier und Dramatiker, sondern eine Art filmischer Entwicklungsroman über den kritischen Intellektuellen Frisch – und damit indirekt auch ein Film über die intellektuelle Krise der Linken heute. Und vielleicht erschliesst dieses Porträt den politischen Frisch nochmals neu für eine Generation, die ihn vor allem aus der Schule als vielleicht lästige Pflichtlektüre kennt. (...) Von Guntens Film ist reich an Archivmaterial: Die urbane Schweiz gestern und heute, private Filme aus Frischs Nachlass, und immer wieder punktieren zeitgeschichtliche Aufnahmen diesen Parcours durchs 20. Jahrhundert. (...) So hört man Frischs Stimme zwar fast nie, und doch hat er fast immer das Wort. Aus rund zwei Dutzend Texten collagiert von Gunten das Mosaik von Frischs engagierter Zeitgenossenschaft. Sein Film ist wortlastig – aber er zeigt auch, dass das dem Bildmedium Kino nicht unbedingt abträglich ist.»

Florian Keller, Tages-Anzeiger

«Am meisten Publikumsinteresse bei den Dokumentarfilmen hat fraglos Matthias von Guntens «Max Frisch, Citoyen» geweckt. (...) Im Biografischen fragmentarisch, macht der Film auch des Staatsbürgers Frisch grösste Tugend erkennbar: die unablässige Befragung der eigenen Person.»

Christoph Egger, NZZ

«Matthias von Gunten und seinem Team gelang das Kunststück, den Zeitgenossen und Dichter zu porträtieren und das Thema filmisch umzusetzen, obwohl nur wenige Bilder vorhanden waren. Es kamen Henry Kissinger und der deutsche Altkanzler Helmut Schmidt zu Wort, dann Peter Bichsel, der meinte, Frischs grosses Verdienst sei es gewesen, die Schweiz zum Thema zu machen. Im Zentrum aber stehen Frischs Texte (gesprochen von Reto Häny), die den Autor als Menschen zeigen, der mit genau-kritischem Blick ins Innere des Landes schaut und stets unbequeme Fragen an sich selbst und an andere stellt. Selten war die Atmosphäre so konzentriert, selten verliess niemand den Saal. Zu spannend war diese Reise in die jüngere Schweizer Geschichte; zu gegenwärtig Max Frisch.»

Edith Fritschi, Schaffhauser Nachrichten

«Dank diesem Film prägt sich Frisch noch stärker ein.»

Christian Jungen, Mittelland Zeitung

«Verkopfte Dokumentation.»

Hans Jürg Zinsli, Berner Zeitung

«Ins Zentrum rückt von Gunten dessen Texte, die von Reto Häny überzeugend gelesen werden. Im Blick zurück auf Frischs exemplarisches Leben zeichnet der Film auch eine Geschichte der Schweiz und wirft die Frage nach den Intellektuellen von heute auf. Gibt es sie nicht mehr? Oder werden sie nur nicht mehr gehört?»

Thomas Allenbach, Der Bund

«Der Film stellt nicht den Privatmann Frisch ins Zentrum, sondern den kritischen Denker, der mit seinen Schriften und Reden immer wieder ins politische Geschehen eingriff. (...) Ein gelungenes und anregendes Porträt nicht nur eines kritischen Geists und intellektuellen Helden, sondern eines Jahrhunderts.»

Silvia Süess, WoZ Die Wochenzeitung

DOSSIER ZUM FILM

DOSSIER ZUM FILM

PERSÖNLICHE GEDANKEN VON MATTHIAS VON GUNTEN REGISSEUR DES FILMS, JANUAR 2008



Max Frisch: der letzte grosse Schweizer Intellektuelle, der über das eigene Land hinaus als «Stimme» breit wahrgenommen worden ist – eine Figur, wie es sie heute kaum mehr gibt.

Vor dem Hintergrund des vergehenden 20. Jahrhunderts spürt der Film Max Frisch als wachem und neugierigem Zeitgenossen nach. Er nimmt uns mit auf eine Reise durch Frischs Texte und Reden, die zwischen Poesie und Politik immer nach der eigenen Haltung, nach dem eigenen Urteil suchen. Gleichzeitig erzählen wichtige Freunde und Bekannte wie Peter Bichsel, Günter Grass, Christa Wolf, Helmut Schmidt oder Henry Kissinger, wie sie Frisch und dessen Engagement erlebt haben.

So entsteht das Bild eines Autors, der nicht nur Theaterstücke und Romane verfasst, sondern auch ein Leben lang teilnimmt am Geschehen seiner Zeit, der Stellung bezieht und der durch sein genaues Hinterfragen und dank seinem sprachlichen Können noch heute so aktuell ist, wie er es in seiner Zeit war.

Vom «Verstummen der Intellektuellen» ist heutzutage immer häufiger die Rede. Viele haben es bereits vergessen und Junge können es sich meist gar nicht vorstellen, wie das eigentlich ist: wenn ein Autor ‚teilnimmt‘ an seiner Zeit und für seine Mitmenschen zu einer wichtigen Stimme wird. Max Frisch (15.5.1911 – 4.4.1991) war nach dem Tod von Friedrich Dürrenmatt und Niklaus Meienberg so etwas wie der letzte Schweizer Intellektuelle, der eine solche Rolle bewusst wahrnahm und von seiner Umwelt, im In- und Ausland, auch so wahrgenommen wurde.

Seit Frischs Tod, so stellte ich irgendwann fest, sind bei uns keine Stimmen mehr zu hören, die das Denken ihrer Zuhörer und Gegner in Bewegung versetzen – oder auf die man sogar wartet. Das zeigt sich besonders in Zeiten wie jetzt, wo eine rechtspopulistische Partei

das politische Klima im Land derart prägt, dass zwar weltweit besorgte Kommentare dazu erscheinen - während markante Stellungnahmen von Schweizer Intellektuellen schlicht ausbleiben: Die Schweiz ist wieder ein Land geworden, wo Autoren, Denker, Kulturschaffende und sonstige Intellektuelle in gesellschaftlichen Fragen und Prozessen so gut wie keine Rolle spielen. Und dies seit Jahren.

Ich weiss, dass ein Engagement von Intellektuellen weder gefordert werden kann, noch ist es gesagt, dass ihr Beitrag für die Gesellschaft immer ein Gewinn ist. Dennoch vermisse ich im öffentlichen Diskurs unseres Landes jene Schicht von unabhängigen Autoren, die mit ihren eigenen sprachlichen oder künstlerischen Mitteln Fragen und Gedanken aufwerfen, welche die eingespielte Standardsprache von Politikern und Journalisten durchbrechen, entlarven oder neu beleben. Frisch hat diese Rolle beispielhaft gespielt. Nicht dass ich mit ihm immer einverstanden gewesen wäre oder ihn als Richtschnur benötigte. Diese Rolle wollte er nie. Aber immer bargen seine veröffentlichten Gedanken, seine Sätze, seine Sprache eine Überraschung, einen unerwarteten Blick auf seine Gegenwart – auf uns. Durch seine Texte und Reden, und ohne dass ich ihn persönlich je kennengelernt hätte, wurde er mir zum wertvollen Begleiter.

Als ich wieder in seine Tagebücher und Textsammlungen hineinstöberte, fiel mir auf, wie sich sein Werdegang als teilnehmender Zeitgenosse, sein allmähliches Finden der eigenen Haltung und seine lebenslange Selbstüberprüfung mit seinen eigenen Worten erzählen lassen. Die Texte, die diesen Weg beschreiben, wurden zur Basis des Films. Sie machen uns zu unmittelbaren Zeugen davon, wie ein neugieriger und selbstkritischer Mensch vor dem Hintergrund des laufenden 20. Jahrhunderts durch Schauen, Leben und Fragen sein eigenes Denken entwickelt – und schliesslich zu dem wird, was Frisch war: eine Stimme, der man zuhörte, weil sie etwas zu sagen hatte.

Dabei ist wohl entscheidend, dass auch die politischen Äusserungen Frischs nie nur politisch waren, ideologisch oder einfach moralisierend, sondern dass er es immer verstand, die aufgeworfenen Themen und Fragen in eine Frage nach dem Menschen zu verwandeln - die er dann meist an sich selbst überprüfte. Und vielleicht ist dies der Hauptgrund, weshalb so viele ihm zuhörten und davon immer wieder belebt waren: es ging Frisch letztlich nie um Politik oder Urteil über andere, sondern immer um die eine ewige Frage, wie wir unser Dasein als Menschen verstehen und leben.

Einen Film über den Citoyen Frisch zu machen, ist für mich deshalb nicht rückwärts-gewandte oder nostalgische Verklärung sondern ein Bekenntnis dazu, wie sehr ich solche Figuren schätze (und heute vermisse) und wie aktuell sein Denken und Schauen - gerade auch in der heutigen Zeit - für mich geblieben ist!

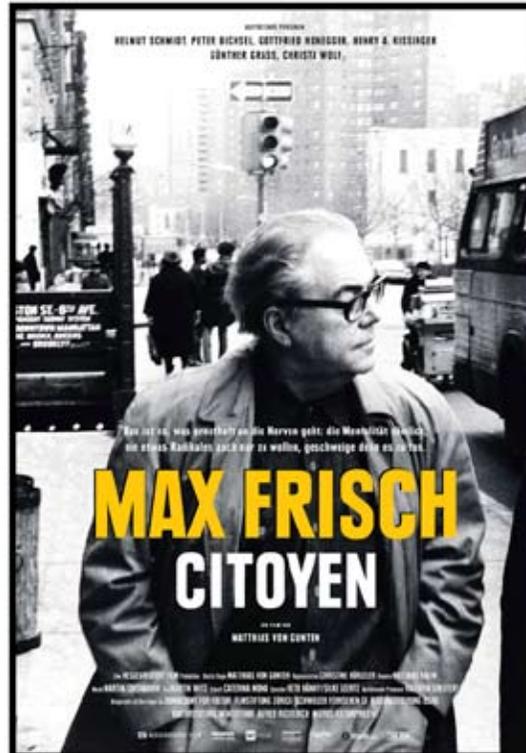
DOSSIER ZUM FILM

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER

Buch & Regie Matthias von Gunten
Ausführender Produzent Valentin Greutert
Produzenten Valentin Greutert, Simon Hesse
Koproduzent Matthias von Gunten
Montage Caterina Mona
Musik Martin Todsharow
Kommentarstimme Silke Geertz
Frisch-Stimme Reto Hännly
Regieassistenz Christine Hürzeler
Archivrecherchen USA Elisabeth M. Hartjens
Kamera Matthias Kälin
Zweite Kamera Martin Gessamn, Matthias von Gunten
Ton Martin Witz, Andreas Mücke
Montageassistenz Kathrin Frey
Transskripte Don Tuggener
Lichtbestimmung Paul Avondet, Andromeda Film
FAZ & Labor Egli Film AG
Mischung Sound Design Studios
Redaktion SF Urs Augstburger, Paul Riniker
Verleih Look Now!, Bea Cuttat, Gasometerstrasse 9, 8005 Zürich, 044 440 25 44, info@looknow.ch, www.looknow.ch

TECHNISCHE ANGABEN

Länge 94 Minuten
Original Version schweizer-deutsch / deutsch / englisch mit deutschen Untertiteln
Drehformat HDV / HDCam
Endformat 35mm
Bildformat 1:1.85
Ton Dolby Digital



BIO-FILMOGRAFIE MATTHIAS VON GUNTEN



Matthias von Gunten wurde 1953 in Basel geboren. Von 1975 bis 1980 absolvierte er die Hochschule für Film und Fernsehen in München und schloss mit dem Spielfilm «Quelle Günther» ab. Danach arbeitete er als Cutter, Kameramann und Regieassistent auf diversen Filmproduktionen.

Seit 1986 hat er als Regisseur zahlreiche Dokumentarfilme für Kino und Fernsehen realisiert.

Filmografie

2007 Max Frisch, Citoyen, Kino-Dok, 94 Min. (Verleih Look Now!)
 2004 Voyage contre la faim, TV-Dok, 51 Min.
 2002 Die Wägsten und Besten des Landes, Kino-Dok, 87 Min.
 2000 Die Kinder von Brancaccio, TV-Dok, 52 Min.
 1999 Ein Zufall im Paradies, Kino-Dok, 90 Min.
 1998 Abschied vom Tod?, TV-Dok, 52 Min.
 1997 Seitenwechsel, TV-Dok, 52 Min.
 1993 Big Bang, Kino-Dok, 90 Min. (Verleih Look Now!)
 1988 Reisen ins Landesinnere, Kino-Dok, 90 Min. (Verleih Look Now!)

Auszeichnungen

SRG-Preis in Nyon 1989 für «Reisen ins Landesinnere»
 Qualitätsprämie des BAK 1990 für «Big Bang»
 Qualitätsprämie des BAK 1999 für «Ein Zufall im Paradies»

DIE PRODUZENTEN

Die Hesse Greutert Film AG wurde im März 2004 mit dem Hauptzweck der Entwicklung und Produktion von Dokumentar- und Spielfilmen gegründet. Die Inhaber und Produzenten Valentin Greutert und Simon Hesse haben beide langjährige Erfahrung in der Filmproduktion und ergänzen sich mit ihren unterschiedlichen Werdegängen ideal: Simon Hesse hat 5 Jahre als freier Filmproduzent gearbeitet und mehrere «No-Budget»-Spielfilme produziert – unter anderem «Scheherazade», Wettbewerbsfilm in Locarno 2001 – während Valentin Greutert nach dem Wirtschaftsstudium dreieinhalb Jahre für die international tätige Schweizer Produktionsfirma Dschoint Ventschr Filmproduktion arbeitete, zuletzt als Herstellungsleiter und Geschäftsführer.

Die Hesse Greutert Film AG bündelt das know-how, das die beiden aus dieser Zeit mitbringen, und ist Ausdruck ihrer gemeinsamen Vision und Liebe zum Film. Selbst Anfang dreissig, verstehen sich die Produzenten Simon Hesse und Valentin Greutert als Vertreter einer jüngeren Generation von Filmschaffenden.

KURZ- PORTRAITS DER PERSONEN IM FILM

PETER BICHSEL

1935 in Olten geboren, bis 1968 Lehrer, erste Veröffentlichungen 1964, ab 1968 freier Schriftsteller. Lebt in Solothurn.



Bichsel wurde zu einem der wichtigsten und vertrautesten Weggefährten von Max Frisch, derjenige mit dem Frisch seine ‚Totenfeier‘ bis ins Detail besprach und den er gebeten hatte, die Abdankungsrede zu sprechen. «Wir haben keinen Schriftsteller verloren», begann Bichsel seine Abschieds-Ansprache, «wir haben einen Menschen verloren». Bichsel hat Frisch schon als Schüler verehrt, hat ihn dann 1965, als er bereits selber schriftstellerisch tätig war, an einem Schriftstellertreffen kennengelernt und in der Folge seinen Weg während fast drei Jahrzehnten aus nächster Nähe miterlebt und mitverfolgt, und ist dabei nicht nur selbst zu einem literarischen Schwergewicht

geworden, sondern zeitweise ebenfalls eine ‚Stimme‘, die sich in die Angelegenheiten des Landes einmischte. Nicht nur als jahrelanger Redenschreiber des damaligen Bundesrates Ritschard sondern auch als denkender Mitmensch, der dank seinem sprachlichen ‚Handwerk‘ Gedanken zu formulieren vermochte, die haften blieben. Dabei hat Bichsel den wichtigen Einfluss Frischs nie in Frage gestellt. «Dank Frisch waren wir überzeugt davon» erinnert sich Bichsel «dass wir als Intellektuelle die Welt etwas verändern werden.»

Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen (1964) Die Jahreszeiten (1967), Des Schweizers Schweiz (1969), Geschichten zur falschen Zeit (1979) Der Leser – das Erzählen (1982), Der Busant – von Trinkern, Polizisten und der schönen Magelone (1985), Ein Tisch ist ein Tisch (1995), Die Totaldemokraten. Aufsätze über die Schweiz (1998), Cherubin Hammer und Cherubin Hamme‘ (1999), Das süsse Gift der Buchstaben. Reden zur Literatur (2004), Kolumnen, Kolumnen (2005), Dezembergeschichten (2007)

**VER-
ÖFFENTLICHUNGEN
(AUSZUG)****GOTTFRIED HONEGGER**

1917 in Zürich geboren, ursprünglich Dekorateur, Designer, dann freier gestaltender Künstler, vor allem Plastiker und Bildhauer, heute einer der namhaftesten und erfolgreichsten Vertreter der ‚konkreten Kunst‘. Mitinitiator des Zürcher Museums für konkrete Kunst. 1999 erhält er den ‚Ordre des Arts et des Lettres‘ vom französischen Kulturminister. Honegger lebt in Zürich und Paris.



Gottfried Honegger ist der älteste noch lebende Freund von Max Frisch, der als einziger Frisch schon in dessen allerfrühesten Jahren als Soldat und danach als werdender Intellektueller kennenlernte und mit ihm bekannt blieb bis zu dessen Tod. Mit Honegger unternahm Frisch mehrere Reisen (Italien, USA), gab ihm oft seine Manuskripte als erstem zum Lesen, wohnte in jungen Jahren gelegentlich auch bei ihm (Paris, Gockhausen) und widmete ihm sogar ein Stück (‚Tryptichon‘). Honegger war zeitlebens selbst als Intellektueller politisch aktiv, gehörte zu den Verfassern des ‚Zürcher Manifests‘, das 1968 zum gedanklichen Kernstück der Zürcher Revolte für eine offenere Gesellschaft wurde, und gilt der etablierten Schweiz bis heute als ‚enfant terrible‘.

GÜNTER GRASS

1927 in Danzig geboren, als Jugendlicher während des 2. Weltkriegs bei der Wehrmacht und in den letzten vier Kriegsmonaten bei der SS, Kriegsgefangenschaft, ab 1946 Studium der Bildhauerei, ab 1955 schriftstellerisch tätig.

Grass lernte Frisch 1955 in der Schweiz kennen (Grass war damals mit einer Schweizerin verheiratet). Er bewunderte zunächst den älteren und bereits bekannteren Frisch. ‚Stiller‘ war für ihn in den 50-er Jahren eines der ganz wichtigen Bücher. Grass und Frisch waren während Jahrzehnten befreundet, trafen sich oft im Tessin (wo Grass ein Ferienhaus hatte) und waren in Frischs Berliner Zeit praktisch Nachbarn und verbrachten, gemeinsam mit Uwe Johnson, sehr viel Zeit zusammen. Frisch war für Grass nicht nur als Autor sondern auch hinsichtlich seines gesellschaft-

lichen Engagements ein Vorbild. Grass war später auch selbst immer wieder politisch engagiert, unterstützte die SPD, war befreundet mit Willy Brandt, und Helmut Schmidt. Er wurde bald zum bedeutendsten Intellektuellen Deutschlands (noch 2007 war er der mit Abstand am häufigsten zitierte Intellektuelle im gesamten deutschsprachigen Raum) während sich Frisch, wie sein Text ‚Album‘ und Briefe an Grass suggerieren, daneben gelegentlich etwas weniger bedeutend vorzukommen scheint.

WICHTIGSTE WERKE

Die Blechtrommel (1959), Katz und Maus (1961), Hundejahre (1963), Der Butt (1977), Die Rättin (1988)

CHRISTA WOLF

1929 in Landsberg an der Warthe geboren, lebte dann in Mecklenburg, wodurch sie nach Kriegsende zur DDR gehörte. Germanistikstudium in Jena, SED-Mitgliedschaft, während des Studiums (1959-62) vom Stasi als Informantin angeworben, mangels verwertbarer Informationen wieder entlassen. Seit 1962 freie Schriftstellerin. Christa Wolf wird bald zur wichtigsten Schriftstellerin der DDR, die auch weit über ihr Land hinaus, vor allem auch im Westen gelesen wird. Zunehmend betätigt sie sich gleichzeitig als Kritikerin gegenüber der autoritären DDR-Regierung und wurde so etwas wie die prägende Intellektuelle der DDR, die allerdings bis zum Schluss daran glaubte, dass ein Sozialismus ohne Diktatur möglich wäre. Sie verwarf deshalb auch immer wieder den Gedanken der DDR-Flucht. Gleichzeitig wird sie zunehmend selbst Opfer massiver Stasi-Bedrohungen

und -Bespitzelungen. Als nach dem Mauerfall ihre frühere Mitarbeit bei der Stasi bekannt wird, wird sie massiv angegriffen. Sie veröffentlicht die Akte ihrer Informantentätigkeit sowie die 42 Bände Akten, welche die Stasi über sie anlegte. Für eine Weile übersiedelt sie in die USA, wo sie ein Stipendium erhält und als Dozentin tätig ist. Heute lebt sie zusammen mit ihrem Mann Gerhard Wolf in Berlin-Pankow. Christa Wolf tritt heute als Intellektuelle kaum mehr auf.

Frisch lernte Christa Wolf 1962 auf einem Schriftstellerkongress kennen. Sie blieben in Kontakt und wurden später Freunde. Während Frisch in Berlin wohnte, besuchten sich die Ehepaare Frisch und Wolf regelmäßig auf beiden Seiten der Mauer. Als 1976 der Sänger Wolf Biermann aus der DDR ausgebürgert wurde, war Christa Wolf, wie viele andere DDR-Intellektuelle, geschockt und empört. In jener Nacht kamen Marianne und Max Frisch, was Wolf tief beeindruckte, als Zeichen der Solidarität spontan zu Besuch zum Checkpoint Charlie in Ostberlin, wo sich Wolf mit anderen Intellektuellen zum stillen Protest eingefunden hatte. Frisch, so sagte mir Christa Wolf, sei für sie zur wichtigsten verlässlichen Verbindung zum Westen geworden. Christa Wolf besuchte Frisch gelegentlich auch im Tessin und noch kurz vor seinem Tod in Zürich.

WICHTIGSTE WERKE

Der geteilte Himmel (1963), Nachdenken über Christa T. (1968), Unter den Linden (1974), Kein Ort Nirgends (1979), Cassandra (1983), Störfall (1987), Was bleibt (1990), Ein Tag im Jahr (2003)

HELMUT SCHMIDT

1918 in Hamburg geboren, Wehrmachtsoffizier und Kriegsgefangener im 2. Weltkrieg. Volkswirtschaftsstudium. Ab 1953 Bundestagsabgeordneter, 1969-72 Bundesminister für Verteidigung, 1972 Bundesminister für Wirtschaft und Finanzen, 1972-74 Bundesminister für Finanzen, 1974-82 Bundeskanzler, seit 1983 Mitherausgeber der Wochenzeitung ‚Die Zeit‘.

Schmidt lernt Frisch als Gast auf seiner ersten Reise nach China kennen, wo er nach dem US-Präsidenten Nixon als erst zweiter westlicher Staatschef Maos China einen offiziellen Besuch abstattet und damit bewusst zur Entspannung im Kalten Krieg mit beitrug. Schmidt kannte Frisch zuvor nur als Autor (‚Stiller‘, ‚Die chinesische Mauer‘). 1977, mitten auf dem Höhepunkt der ‚Schleyer-Krise‘ lud er Frisch zusammen mit Heinrich Böll, Sigfried Lenz und Sigfried Unseld in den Kanzlerbungalow ein, um von diesen Intellektuellen Denkanstöße zum Umgang mit dem Thema Terrorismus zu erhalten. Im selben Jahr sorgte Schmidt dafür, dass Frisch auf dem SPD-Parteitag als Hauptredner eingeladen wurde. Schmidt hat wie kaum ein anderer wichtiger Politiker stets die Nähe und den Austausch mit Intellektuellen gesucht und für unerlässlich empfunden.

HENRY A. KISSINGER

1923 in Fürth (D) geboren, 1938 wegen der Naziverfolgungen nach USA emigriert, Studium der Politikwissenschaften, Professor für Politikwissenschaften, 1969-73 nationaler Sicherheitsberater, 1973-77 US-Aussenminister, 1973 Friedensnobelpreis für das Friedensabkommen in Vietnam.

Kissinger, der damals ‚Stiller‘ schon gelesen hatte und tief beeindruckt war davon, lernte Max Frisch in den 60-er Jahren in Harvard kennen, wo er als Professor lehrte und Frisch als Gastdozent tätig war. Später gelegentliche Kontakte während Frischs Aufenthalt in New York.

**RETO HÄNNY
SPRECHER**

Geboren 1947 in Tschappina (Graubünden). Hänny wird nach dem Studium der Germanistik und Ethnologie selbständiger Schriftsteller. Vor allem sein Buch ‚Anfang September‘, in dem er seine Beobachtungen und die eigene Misshandlung durch Polizeikräfte schildert, erhält grosse Aufmerksamkeit. Hänny war mit Frisch bekannt und erhält 1985 als erster das sogenannte ‚Max-Frisch-Werkjahr‘. 1994 Ingeborg- Bachmann-Preis in Klagenfurt. Hänny hat sich auch einen Namen als ‚Lesestimme‘ für andere Autoren gemacht, so beispielsweise bei der Gerhard-Meier Veranstaltung 2007 im Schauspielhaus Zürich.

**VER-
ÖFFENTLICHUNGEN**

Ruch (1979), Zürich, Anfang September, (1981), Flug (1985), Am Boden des Kopfes (1991), Helldunkel (1994), Frühling (1997), Flug, neue Fassung (2007)

QUELLE

Texte von Matthias von Gunten
Autor des Films «Max Frisch, Citoyen»

BILDER

aus dem Film «Max Frisch, Citoyen»

MAX FRISCH LEBEN UND WERK



15. MAI 1911	Max Frisch wird in Zürich geboren, Heliosstrasse 31. Vater: Franz Bruno Frisch (1871-1932), Baumeister und Architekt (Selbststudium), seit 1902 Bürger von Zürich. Mutter: Karolina Bettina Frisch, geb. Wildermuth (1875-1966). Großvater väterlicherseits: Franz Frisch, aus Niederösterreich, ließ sich 1870 als Sattler in Zürich nieder. Großvater mütterlicherseits: Hans (Johannes) Wildermuth, Dekorationsmaler, später Direktor der Kunstgewerbeschule Zürich. Geschwister Max Frischs: Emma Elisabeth (1899-1972) aus erster Ehe des Vaters; Franz (1903-1978).	APRIL/DEZEMBER 1935	Erste Reisen nach Deutschland, zusammen mit Käte Rubensohn. Unmittelbare Konfrontation mit Nationalsozialismus und Antisemitismus.
FRÜHJAHR 1924	Eintritt in das Kantonale Realgymnasium. Finanzielle Schwierigkeiten der Eltern: Nach dem Ersten Weltkrieg erhielt der Vater kaum noch Bauaufträge und arbeitete als Grundstücksmakler. Jugendlektüren: «Onkel Toms Hütte», «Don Quixote». Prägende Theatererlebnisse am Schauspielhaus Zürich. Freundschaft mit Werner Coninx, Sohn der Besitzerfamilie des Zürcher Tages-Anzeigers.	1936	Beginn eines Architekturstudiums an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, das ihm sein Jugendfreund Werner Coninx finanziert.
HERBST 1930	Beginn eines Germanistik-Studiums an der Universität Zürich bei den Professoren Emil Ermatinger und Robert Faesi sowie dem damaligen Privatdozenten Walter Muschg.	HERBST 1937	Abermals in der Deutschen Verlags-Anstalt erscheint <i>Antwort aus der Stille. Eine Erzählung aus den Bergen</i> .
1931	<i>Mimische Partitur?</i> Erste Veröffentlichung im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung».	1938	Ende der Beziehung mit Käte Rubensohn.
29. MÄRZ 1932	Unerwarteter Tod des Vaters.	1939	Mit Kriegsbeginn aktiver Dienst als Kanonier. Bis 1945 leistet Max Frisch 650 Dienstage. Stipendium der Conrad Ferdinand Meyer-Stiftung.
APRIL 1932	<i>Was bin ich?</i> Artikel im «Zürcher Student», der erste wichtige Prosatext. Freier Mitarbeiter bei der «Neuen Zürcher Zeitung» und weiteren Zeitungen und Zeitschriften (u.a. «Tages-Anzeiger», «Basler Nachrichten», «Basler Nationalzeitung», «Zürcher Illustrierte»).	1940	<i>Blätter aus dem Brotsack</i> . Dieses Tagebuch eines Soldaten erscheint in Martin Hürlimanns Atlantis-Verlag Zürich.
FEBRUAR 1933	Als Sportreporter an der Eishockey-WM in Prag. Anschliessend bis Oktober: Reisen durch Ost- und Südosteuropa, durch Reisefeuilletons finanziert. Längere Aufenthalte in Dubrovnik.	AUGUST 1940	Diplom der ETH Zürich als Architekt.
1934	Erste Buchveröffentlichung: <i>Jürg Reinhart. Eine sommerliche Schicksalsfahrt</i> . Der Roman erscheint in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart. An der Universität Zürich lernt er Käte Rubensohn kennen, die als Jüdin in Berlin nicht mehr studieren kann.	1941	Beginn der Freundschaft mit der ehemaligen Studienkollegin Gertrud (Trudy) Constance von Meyenburg, Tochter aus grossbürgerlicher Familie. Anstellungen in Architekturbüros, unter anderem bei seinem ehemaligen Professor William Dunkel. Erste eigene Wohnung in Zürich, getrennt von der Mutter. Erster selbständiger Bau eines Einfamilienhauses für seinen Bruder Franz in Arlesheim/Basel.
SOMMER 1934	Abbruch des Studiums.	30. JULI 1942	Heirat mit Trudy von Meyenburg.
		9. JUNI 1943	Geburt der Tochter Ursula. Erster Preis im Architekturwettbewerb für den Bau des städtischen Freibads Letzigraben in Zürich (insgesamt 82 Bewerber). Gründung eines eigenen Büros. Im Atlantis-Verlag erscheint der Roman <i>J'adore ce qui me brûle oder Die Schwierigen</i> .
		25. NOVEMBER 1944	Geburt des Sohnes Hans Peter. Auf Anregung von Kurt Hirschfeld, Dramaturg am Zürcher Schauspielhaus, wendet sich Max Frisch dem Stückeschreiben zu. Die

	Romanze <i>Santa Cruz</i> entsteht in wenigen Wochen.		
29. MÄRZ 1945	<i>Nun singen sie wieder</i> wird als erstes Frisch-Stück am Schauspielhaus Zürich uraufgeführt, (Regie: Kurt Horwitz). Heftige Kontroverse mit dem NZZ-Inlandredaktor Ernst Bieri, der Frisch als Nazi-Fürsprecher diffamiert. Im Atlantis-Verlag erscheint die Erzählung <i>Bin oder Die Reise nach Peking</i> . Dramenpreis der Welti-Stiftung für „Santa Cruz“.	1952	Verlängerung des Amerika-Stipendiums. Frisch hält sich vor allem in New York auf. Reflexionen über das amerikanische Theater. Essay <i>Unsere Arroganz gegenüber Amerika</i> .
1946	Reisen nach Deutschland und Italien.	MÄRZ UND JUNI 1953	Der Bayerische Rundfunk sendet zwei Hörspiele von Max Frisch: 26. März: <i>Herr Biedermann und die Brandstifter</i> ; 16. Juni: <i>Rip van Winkle</i> .
7. MÄRZ 1946	Uraufführung von <i>Santa Cruz</i> (Regie: Heinz Hilpert).	5. MAI 1953	Uraufführung von <i>Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie</i> gleichzeitig in Berlin (Schiller-Theater, Regie: Hans Schalla) und Zürich (Regie: Oskar Wälterlin). Max Frisch meldet sich als Kritiker des Städtebaus zu Wort: Vortrag «Cum grano salis» vor Zürcher Architekten.
10. OKTOBER 1946	Uraufführung von <i>Die Chinesische Mauer</i> (Regie: Leonard Steckel).	1954	<i>Stiller</i> erscheint. Max Frisch trennt sich von seiner Familie.
1947	Baubeginn Schwimmbad Letziggraben. Erneut Reisen nach Deutschland und Italien sowie nach Prag. <i>Das Tagebuch mit Marion</i> erscheint (Atlantis-Verlag). Bekanntschaft mit Bertolt Brecht, Friedrich Dürrenmatt und Peter Suhrkamp.	1955	Wohnung in Männedorf am Zürichsee. Verkauf des Architekturbüros. Frisch, Lucius Burckhardt und Markus Kutter schlagen in ihrer Broschüre <i>achtung: die Schweiz</i> vor, eine neue Stadt zu bauen. Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig, Schluessner-Schuellers-Preis des Hessischen Rundfunks für das Hörspiel <i>Der Laie und die Architektur</i> .
1948	Reisen nach Wien, Prag, Paris und Warschau. Teilnahme am «Congrès mondial des intellectuels pour la paix» in Wroclaw.	28. OKTOBER 1955	Erstaufführung der zweiten Fassung der <i>Chinesischen Mauer</i> im Theater am Kurfürstendamm Berlin (Regie: Oscar Fritz Schuh). Letzter Besuch bei Brecht in Ostberlin. Erste Begegnung mit Günter Grass in Zürich.
8. JANUAR 1949	Uraufführung von <i>Als der Krieg zu Ende war</i> am Schauspielhaus Zürich (Regie: Kurt Horwitz).	1956	Teilnahme an der «International Design Conference» in Aspen (Colorado), zusammen mit dem Grafiker und Künstler Josef Müller-Brockmann. Weiterreise nach Mexiko und Kuba.
17. MAI 1949	Geburt der Tochter Charlotte. Eröffnung des Freibads Letziggraben. Essay <i>Kultur als Alibi</i> .	MAI 1957	Griechenlandreise mit Madeleine Seigner-Besson.
JULI/AUGUST/OKTOBER 1949	Kampen auf Sylt und Südfrankreich.	1. AUGUST 1957	Festrede in Zürich zum Schweizer Nationalfeiertag. Im Herbst erscheint <i>Homo faber</i> . Reise nach Bagdad.
1950	<i>Tagebuch 1946–1949</i> erscheint im neu gegründeten Suhrkamp Verlag in Frankfurt am Main. Beginn der Freundschaft mit Madeleine Seigner-Besson.		
HERBST 1950	Erste Spanienreise.		
10. FEBRUAR 1951	Uraufführung der Moritat <i>Graf Öderland</i> am Zürcher Schauspielhaus (Regie: Leonard Steckel). Einjähriger Aufenthalt als Stipendiat der Rockefeller-Stiftung in den USA (New York, Chicago, San Francisco, Los Angeles). Reise nach Mexiko. Arbeit an Vorstufen von <i>Stiller</i> und		

29. MÄRZ 1958

Uraufführung von *Biedermann und die Brandstifter. Ein Lehrstück ohne Lehre* am Schauspielhaus Zürich, zusammen mit dem Schwank *Die große Wut des Philipp Hotz* (Regie: Oskar Wälterlin). Bekanntschaft mit Ingeborg Bachmann. Georg-Büchner-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, für den sich Max Frisch mit der Rede «Emigranten» bedankt. Literaturpreis der Stadt Zürich. Prix Charles Veillon für *Homo faber*.

1959

Nachspiel zu *Biedermann und die Brandstifter*. Scheidung der Ehe mit Trudy Frisch-von Meyenburg. Schwere Hepatitis-Erkrankung. Essay über *Peter Suhrkamp*.

1960

Reise nach New York. Wohnsitz in Rom, wo Max Frisch, zunächst zusammen mit Ingeborg Bachmann, bis 1965 lebt. Aufsatz *Die Schweiz ist ein Land ohne Utopie*.

MAI 1961

Griechenlandreise mit Ingeborg Bachmann.

2. NOVEMBER 1961

Uraufführung von *Andorra* am Schauspielhaus Zürich (Regie: Kurt Hirschfeld).

1962

Grosser Kunstpreis der Stadt Düsseldorf; Preis der jungen Generation; Ehrendoktor der Universität Marburg. Bekanntschaft mit Uwe Johnson. Max Frisch lernt in Rom die 23jährige Studentin Marianne Oellers kennen, mit der er in den folgenden Jahren zusammenlebt.

1964

Der Roman *Mein Name sei Gantenbein* erscheint. Kauf und Umbau eines Hauses in Berzona (Tessin). Aufsatz *Ich schreibe für Leser*. Vortrag «Der Autor und das Theater. Rede zum Tod von Kurt Hirschfeld».

APRIL 1965

Man's Freedom-Prize der Stadt Jerusalem. Max Frischs Preisrede ist die erste offizielle deutschsprachige Ansprache in Israel.

15. MAI 1965

Übersiedlung nach Berzona. Aufenthalt in Berlin. Mitarbeit am Filmprojekt *Zürich-Transit* (nach einer Episode aus dem «Gantenbein-Roman»). Schiller-Gedächtnispreis des Landes Baden-Württemberg. Aufsatz *Unbewältigte schweizerische Vergangenheit*.

1966

Erste Reise in die Sowjetunion (Moskau, Leningrad, Odessa). Rückreise über Warschau.

Tod der Mutter. *Zürich-Transit. Skizze eines Films. Überfremdung: Vorwort zum Buch «Siamo italiani. Gespräche mit italienischen Gastarbeitern»* von Alexander J. Seiler. Rede vor Fremdenpolizeichens in Luzern. Veröffentlichung der *Erinnerungen an Brecht*. «Zürcher Literaturstreit»: massgeblich ausgelöst durch Frischs Erwiderung auf Emil Staigers Rede «Literatur und Öffentlichkeit».

1967

Als Gast des tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes in Prag. Öffentliche Stellungnahme zum Militärputsch in Griechenland: *Griechenland 1967 (unter anderem) und wir*. Essaysammlung *Öffentlichkeit als Partner*.

1968

Heirat mit Marianne Oellers.

1. FEBRUAR 1968

Biografie: Ein Spiel wird uraufgeführt am Schauspielhaus Zürich (Regie: Leopold Lindtberg). Zweite Reise in die Sowjetunion: Teilnahme am Schriftsteller-Kongress in Gorki. Bekanntschaft mit Christa Wolf.

Diverse publizistische Stellungnahmen zu politischen Ereignissen: Zürcher Studentenunruhen, amerikanische Invasion in Vietnam, Ermordung von Martin Luther King, Besetzung der Tschechoslowakei.

1969

Reise nach Japan. *Dramaturgisches*, ein Briefwechsel mit Walter Höllerer. *Nachwort* zu Andrej D. Sacharows Memorandum «Wie ich mir die Zukunft vorstelle».

MAI 1970

Reise in die USA. Besuch im Weissen Haus, gemeinsam mit Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld.

Austritt aus dem Schweizerischen Schriftsteller-Verband; Gründungsmitglied der «Gruppe Olten».

FEBRUAR BIS MAI 1971

Aufenthalt in New York. Vorlesungen an der Columbia-University über «Problems of style and expression».

Wilhelm Tell für die Schule. Der ursprünglich für das «Tagebuch 1966–1971» geschriebene Text provoziert in der Schweiz heftige Reaktionen. *Vorwort* zum Wahl-Manifest der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz.

1972

Tagebuch 1966–1971. Wohnung in Berlin.

WINTER 1972	Aufenthalt in New York.	1981	Zum 70. Geburtstag erscheint im Suhrkamp Verlag die Festschrift „Begegnungen“. An der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich wird das Max Frisch-Archiv eröffnet. Richard Dindo dreht den Film „Max Frisch, Journal I–III. Eine filmische Lektüre der Erzählung Montauk“.
1974	Dienstbüchlein. Grosser Schillerpreis der Schweizerischen Schillerstiftung. Dankesrede Die Schweiz als Heimat? USA-Aufenthalt. Ehrenmitglied der «Academy of Arts and Letters» und des «National Institute of Arts and Letters». Bekanntschaft mit Alice Locke-Carey (geb. 1943).	1982	Blaubart. Eine Erzählung (1984 verfilmt von Krzysztof Zanussi, Drehbuch von Frisch und Zanussi). Mit dem krebserkrankten Freund Peter Noll Reise nach Ägypten; intensive Gespräche über Freitod, Sterbehilfe, würdiges Sterben.
1975	Montauk. Eine Erzählung. Auf Einladung des deutschen Bundeskanzlers Helmut Schmidt mit dessen Delegation in China. Zum 25jährigen Bestehen des Suhrkamp Verlags erscheint das Buch «Max Frisch, Stichworte». Ausgesucht von Uwe Johnson.	18. OKTOBER 1982	Totenrede für Peter Noll im Zürcher Grossmünster. Ehrendoktor der City University of New York.
1976	Reisebericht Nein, Mao habe ich nicht gesehen. Zum 65. Geburtstag erscheinen Max Frischs Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Dankesrede: Wir hoffen. Rede auf dem Parteitag der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz: Haben wir eine demokratische Öffentlichkeit?	1983	Forderungen des Tages. Porträts, Skizzen, Reden 1943–1982. Zieht in die Stadelhofer Passage um (Stadelhoferstrasse 28), seine letzte Wohnadresse in Zürich.
1977	Rede auf dem Parteitag der deutschen Sozialdemokraten in Hamburg: Die Zukunft gehört der Angst.	1984	Ernennung zum Commandeur dans l'ordre des arts et des lettres in Frankreich. Rede an junge Ärztinnen und Ärzte.
1979	Triptychon. Drei szenische Bilder.	1986	75. Geburtstag: Die Gesammelten Werke erscheinen, um einen siebten Band erweitert, als Jubiläumsausgabe. Frisch hält an den Solothurner Literaturtagen die Rede Am Ende der Aufklärung steht das Goldene Kalb. Neustadt-Literaturpreis der University of Oklahoma (Preissumme für den Bau einer Schule in Nicaragua zur Verfügung gestellt). Gespräche im Alter. Mehrstündiges Fernsehgespräch mit Philippe Pilliod, vom WDR gesendet.
15. APRIL 1979	Ursendung der Hörspielfassung im Deutschlandfunk.	FEBRUAR 1987	Reise nach Moskau, Einladung zum «Forum für eine atomwaffenfreie Welt und das Überleben der Menschheit».
9. OKTOBER 1979	Uraufführung einer französischen Übersetzung am Théâtre de Vidy Lausanne (Regie: Michel Soutter; Druck einer revidierten Fassung 1980; deutschsprachige Erstaufführung am 1. Februar 1981 in Wien (Regie: Erwin Axer). Der Mensch erscheint im Holozän. In den USA zur besten Erzählung des Jahres 1980 gekürt. Ablehnung einer Ehrengabe aus dem Literaturkredit des Kantons Zürich. Scheidung der Ehe mit Marianne Frisch-Oellers. Gründung der Max Frisch-Stiftung. Vortrag Die politische Repression.	JUNI 1987	Ehrendoktor der Technischen Universität Berlin. Votum anlässlich eines Podiumsgesprächs in Boswil: Demokratie – ein Traum?
1980	Ehrendoktor des Bard College (Staat New York). Lebt in New York und Berzona. Wiederbegegnung mit Alice Locke-Carey, die bis 1984 mit Max Frisch zusammenlebt.	1989	Im Hinblick auf die Volksabstimmung über die Abschaffung der Schweizer Armee verfasst Frisch den dialogischen Text Schweiz ohne Armee? Ein Palaver. Die Bühnenversion Jonas und sein Veteran wird in Zürich (Schauspielhaus, 19. Oktober) und Lausanne (Théâtre de Vidy, 24. Oktober) uraufgeführt.

1990

Rede im Basler Theater: *Der Friede widerspricht unserer Gesellschaft*. Heinrich-Heine-Preis der Stadt Düsseldorf.

Schweiz als Heimat? Versuche über 50 Jahre.

Im März erfährt Frisch von seiner Krebserkrankung. Fischen-Affäre in der Schweiz: Während vierzig Jahren wurde Max Frisch, wie zahlreiche andere Schweizer Bürgerinnen und Bürger, von den Behörden bespitzelt.

4. APRIL 1991

Max Frisch stirbt in seiner Wohnung in Zürich.

9. APRIL 1991

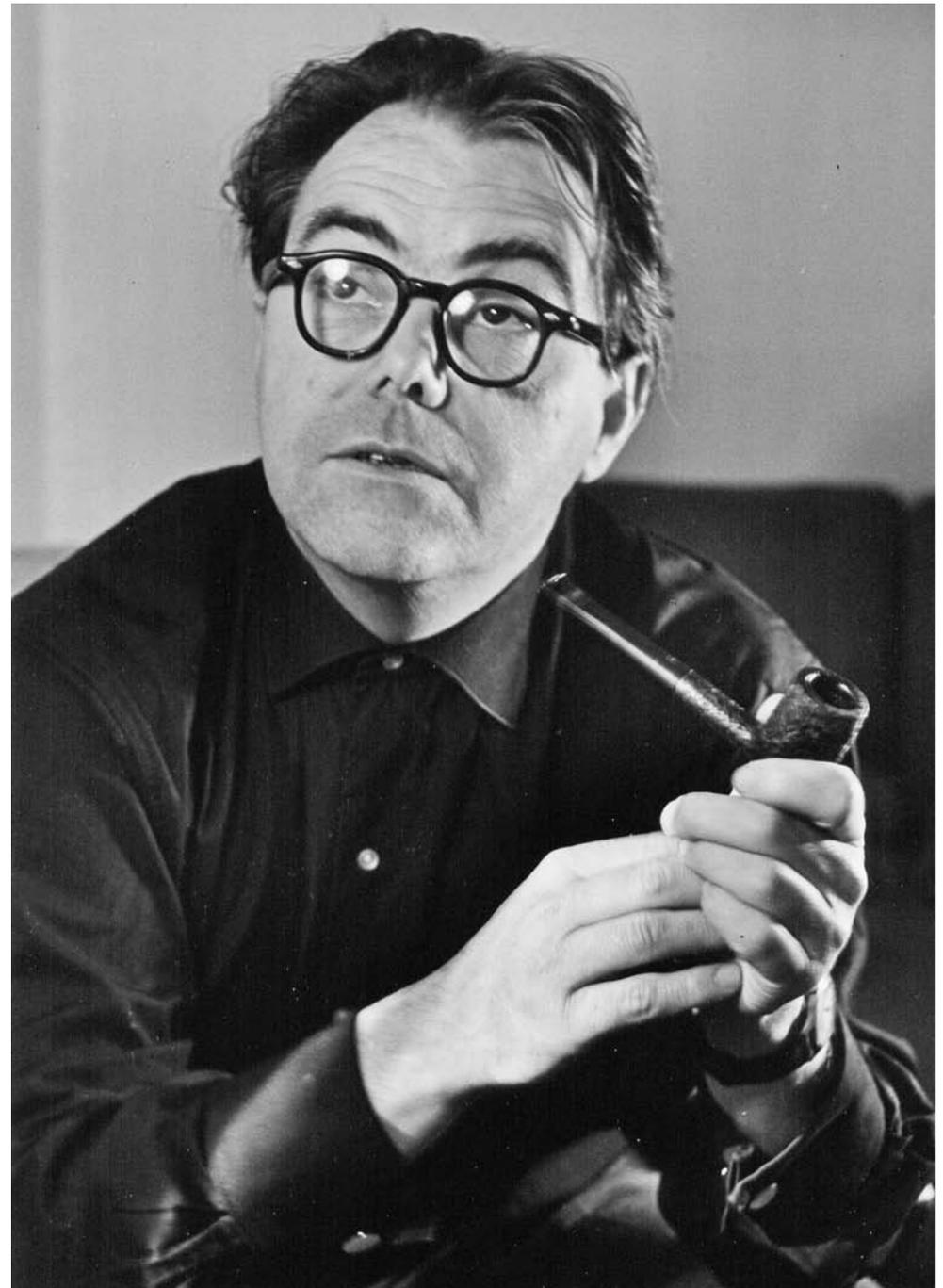
Gedenkfeier in der St. Peter-Kirche, es sprechen seine Lebensgefährtin der letzten Jahre Karin Pilliod-Hatzky, sowie Michel Seigner und Peter Bichsel.

QUELLE

Mit freundlicher Genehmigung des
[Max Frisch - Archiv](#)
ETH-Bibliothek
Lesesaal Spezialsammlungen
ETH Zentrum HG H 27.1
Rämistrasse 101
8092 Zürich
Tel: +41 (0)44 632 40 35
Fax: +41 (0)44 632 10 41
E-Mail: mfa@library.ethz.ch
website: www.mfa.ethz.ch

BILDER

Max Frisch - Archiv
Bild 1 Titelseite: Max Frisch Paradeplatz Zürich, 1965
Bild 2 Max Frisch, 1964





FRISCHS WEG DURCH DIE ZEIT

EIN TEXT VON MATTHIAS VON GUNTEN

Frischs Leben reicht bis in eine Zeit zurück, die wir uns beinahe nicht mehr vorstellen können und an die er sich selbst erst mit sechzig literarisch zu erinnern beginnt. Es ist die Zeit des 1. Weltkrieges: Zürich, sein Wohnort, zeigt sich damals als lebendige Stadt, wo sich das Zeitalter der traditionellen Pferdefuhrwerke mit demjenigen der aufkommenden, kutschenartigen Autos auf den Strassen zu kreuzen beginnt und wo in den Strassen modebewusste, eng geschnürte Frauen und gut gekleidete Herren zu sehen sind. Doch neben dem Wohlstand zeigen sich auch die Kriegsauswirkungen, das Land ist im Ausnahmezustand, überall sind Soldaten und es gibt auch Armut, die unter anderen die Familie Frisch trifft: „*Es gab Not*“, notiert er. „*Der Vater, als Architekt arbeitslos, versuchte sich als kleiner Makler. Wir hatten Kartoffeln im Keller. Auch die braunen Briketts, die ich aus dem Keller holte, reichten vorerst, wenn man nur die Wohnstube heizte. Meine Mutter, die sich dabei entsetzlich schämte, stand Schmiere, wenn ich über Zäune kletterte, um Fallobst zu sammeln*“.¹

Diese Armut prägt sich als erste haften bleibende Erinnerung ein. ‚Was bin ich?‘ heisst dann beinahe symbolisch für sein gesamtes Werk jener Text, in dem er 1932 als junger Mann – er ist jetzt 21 – schreibend mit dem Leben fertig zu werden versucht und damit jene literarische Selbst- und Weltbefragung beginnt, die schliesslich ein ganzes Leben prägte. Sein Vater ist kurz zuvor gestorben und der Germanistik-Student muss ausgerechnet in jener Zeit, wo die Weltwirtschaftskrise auch die Schweiz erfasst hat, wo überall in Zürich Arbeitslose zu sehen sind und die Armee in Genf demonstrierende Arbeiter erschießt, von einem Tag auf den andern nicht nur für sich selbst, sondern auch für die mittellose Mutter und die vom Vater hinterlassenen Schulden aufkommen – ohne Beruf und ohne Einkommen. Zum ersten Mal sieht sich der junge Frisch vor die Frage gestellt, welches denn sein Platz sei in dieser Welt – und hilft sich mit Schreiben: „*Zum Broterwerb mangeln mir gewisse Fähigkeiten, mangelt mir Praxis. Aber meine Konkurrenten haben sie, sie kennen das Kampffeld und sind trainiert. Und zum Ersäufen bin ich innerlich zu schön. Ich habe einen lebendigen Reichtum, und ich pilgere mich müde; denn er ist ein uneinlösbarer Wechsel*“.²

Frisch gibt das Studium auf, bemüht sich bei der NZZ um Arbeit und geht, da seine Begabung rasch erkannt wird, in den Redaktionsstuben, mit ihren langen Sitzreihen, den riesigen Schreibmaschinen und kerzengerade sitzenden Schreibern, wie sie auf damaligen Bildern

zu sehen sind, bald ein und aus und schreibt einen Artikel nach dem andern: „*Umzüge, Vorträge über Buddha, Feuerwerke, Kabarett siebenten Ranges, Feuersbrünste, Wettschwimmen, Frühling im Zoo; nur Krematorien habe ich abgelehnt*“. Doch in dieser Journalisten-Routine wird dem jungen Frisch erstmals richtig klar, dass Schreiben für ihn etwas weit Existentielleres ist als ein rein materieller Broterwerb: „*Es dauerte [...] zwei Jahre, um einzusehen, was es mit dem literarischen Journalismus auf sich hat, wohin es führt, wenn man zu Zeiten, wo man nichts zu sagen hat, ins Öffentliche schreibt, um leben zu können*“. Frisch strebt etwas anderes an, auch wenn es noch nicht gelingt: „*Einmal wurde alles Geschriebene zusammengeschnürt, inbegriffen Tagebücher, und alles dem Feuer übergeben. Ich musste zweimal in den Wald hinaufgehen, so viel Bündel gab es*“.³

Seine innere Verehrung und geistige Ausrichtung gilt der deutschen Kultur, wie er sie aus Literatur, Malerei und Musik kennt, obwohl er noch nie in Deutschland gewesen ist. Doch 1935 reist er mit seiner damaligen Freundin, einer deutschen Jüdin aus Berlin, zum ersten Mal nach Deutschland, vage ahnend allerdings, dass dieses Land, geprägt von zwei Jahren Hitlerherrschaft, etwas anderes ist, als seine glühende Bewunderung sich erhoffte: „*[...] wenn unsereiner, dessen Heimat doch die Sprache ist, zum erstenmal auf deutschen Boden tritt, geschieht es doch mit einer merkwürdigen Spannung, heutzutage fast mit einem gewissen Bangen [...]*“⁴ Während Frisch nun durch dieses Land seiner kulturellen Verehrung reist, das jedoch sichtbar, in jeder Ortschaft, an jedem Bahnhof, im festen Griff einer Einheitspartei mit Hakenkreuzen steckt, hält er auf der Reise nochmals fest, weshalb ihm das ursprüngliche Deutschland so wichtig geworden war: „*Wir können und wollen es nicht leugnen, dass wir seit den Jahren unserer ersten und grossen, lebensgestaltenden Eindrücke eine dankbare Liebe zum deutschen Land empfinden, das uns unter anderem [...] einen Dürer, einen Goethe und einen Bach gab, kurzum, das unser Bildungserlebnis wurde; und wir können es auch nicht vergessen, dass die echtsten und bedeutendsten Schweizer, [...] ohne das deutsche Geistesgeschehen ja niemals auszudenken wären*“.⁵

In Berlin erlebt er nun Naziuniformierte, die in den Strassen patrouillieren, Partei-Aufmärsche mit fanatisch salutierender Bevölkerung, verunstaltete Geschäfte von Juden, Bücherverbrennungen, einen flächendeckenden Führerkult und eine Ausstellung über den

¹ ‚Schweiz ohne Armee?‘, 1989, Glossar, No. 13

² ‚Was bin ich‘, GW1, S. 11/12, 1932

³ ‚Tagebuch 1946-1949‘, Abschnitt ‚Autobiografie‘, GW2, S.586-587

⁴ ‚Kleines Tagebuch einer deutschen Reise‘, GW 1, S. 84ff, 1935

⁵ ‚Kleines Tagebuch einer deutschen Reise‘, GW 1, S. 84ff, 1935

arischen Menschen – seine Bewunderung für Deutschland erfährt Verunsicherungen, die er selbst noch kaum glauben kann: „[...] *uns geht es um einen Glauben, um einen seelischen Boden, der uns selbstverständlich war und nunmehr fraglich wurde. Wir sind der deutschen Seele gewiss nicht ahnungslos gegenüber, empörend aber ist dieser Selbststurm, der seine eigene Rasse erhöht, indem er alles andere in den Schmutz stösst. Was diese Ausstellung über die Juden bringt, die sie als auserwähltes Volk verspottet, lässt es uns äusserst schwer werden, über diesem dritten Reich das ewige Deutschland nicht zu vergessen*“.⁶

Die Auswirkungen des entstehenden Nazireiches erlebt Frisch nun auch in der Schweiz, zu dieser Zeit ein stilles, fleissiges Land, das sich rasch und sichtbar modernisiert, den Verkehr, die Wasserkraft, die Industrie – und das seinem nördlichen Nachbarn noch immer freundschaftlich verbunden ist: an bester Lage in der Zürcher Bahnhofstrasse wird hochoffiziell ein deutsches Reisebüro eröffnet mit einer deutschen, einer Schweizer- und einer Hakenkreuzfahne in trauter Eintracht – freudig bestaunt vom schweizerischen Laufpublikum. Diese Entwicklungen scheinen Frisch nicht zu beunruhigen. Erst als er seine jüdische Freundin heiraten will, wird er gewahr, wie der neue deutsche Geist nun auch bis in seine Heimatstadt wirkt: „*Als ich [...] im Stadthaus Zürich die erforderlichen Papiere abholte, erhielt ich unverlangt einen Arier-Ausweis mit dem Stempel der Vaterstadt*“.⁷

Doch unwiderstehlich naht der Krieg und rasch verändert sich nun auch das Antlitz der Schweiz: das Land wählt für die bevorstehenden Kriegszeit einen General, eröffnet im Zeichen der eigenen Wehrhaftigkeit eine Landesausstellung, errichtet Stacheldrahtverhaue in den Städten und an den Grenzen, baut Panzersperren im ganzen Land, und ruft, als Deutschland mit dem Überfall auf Polen den zweiten Weltkrieg auslöst, die Mobilmachung aus, die auch Frisch bereitwillig mitmacht: „*Wer könnte fortan noch mit Ruhe und Freude an seiner Arbeit bleiben, während die andern in den Bergen stehen und sich die blauen Hände reiben?*“.⁸ Ein Ausnahmezustand überzieht das Land, für die Waffenschmieden wird überall Metall gesammelt, mitten in Zürich entsteht, im Zuge der Anbauschlacht, ein Ackerfeld und wehrfähige Männer – auch Frisch, der nun die ganze Kriegszeit literarisch festhält – verlassen überall im Land ihre Familien, bevölkern die Bahnhöfe und rücken zum Aktivdienst ein – ergriffen von vaterländischer Pflicht: „*Ich schwöre oder gelobe*

es [...]. Wir haben die Helme in der linken Hand. Wer schwört, wer gelobt, das hört man nicht. Es gehen die hellen Hände empor, und jeder steht in diesem Augenblick für sich allein, ganz und gar. Man schwört nicht für seinen Nachbarn, und er nicht für dich. Eigentlich ist es nur eine Abrechnung: all die Jahre hat man empfangen, als Eidgenosse ohne Eid, und nun kommt die Stunde, wo wir vielleicht zahlen müssen. Der Preis ist allerdings gross. Unser ganzes einmaliges und unwiederholbares Dasein“.⁹

Die Schweiz erstarbt nun mehr und mehr in Erwartung eines Überfalls, unversehrt und kampfbereit zwar, aber auch wissend um ihre Aussichtslosigkeit – aufgewühlt, aber bereit für jedes Schicksal, erwartet auch Frisch den unvermeidlichen Angriff: „*Für uns alle, glaube ich, bleibt in der Stunde, wo es wirklich losgeht, noch immer der ganze Schock, und keiner kann sagen, was und wer dann, in jenem Augenblick, sein wird. Nur eins ist gewiss: ehrlich werden wir sein, vielleicht zum ersten Mal ohne Maske, ohne erlernte Gebärde*“.¹⁰

Doch zunehmend kommen jetzt Berichte und Bilder vom Kriegsgeschehen in die Schweiz – und Gerüchte über Gräueltaten noch und noch, die in Frisch allmählich ein wachsendes Entsetzen gegenüber dem verehrten Deutschland wecken und Zweifel über Sinn und Wahrheit dieses Kriegs auslösen: „*Vieles glauben wir nicht mehr. Wir hören Tatsachen, soweit man sie hört, Ereignisse, die Bruchstücke sind nur eines Ereignisses. Dann stellen wir Musik ein oder gar nichts. Zeiten gibt es ja nur zweierlei: das Schweigen, das schwer ist, oder das wirklich offene Wort, das wenn es reif ist, viele erschrecken wird. Sicher ist: es werden Junge sein, die es sprechen müssen, es werden Soldaten sein*“.¹¹

Mitten in diesem fortwährenden Ausnahmezustand, in der ständig drohenden Gefahr, kann Frisch neben dem Aktivdienst dennoch ein ‚normales‘ Leben führen und für die Zukunft wichtige Weichen stellen: „*Nachdem Frankreich gefallen war, erhielt ich einen persönlichen Urlaub, um das Diplom als Architekt zu machen, so dass ich fortan, sofern wir keinen Dienst hatten, als Angestellter meinen Unterhalt verdienen konnte [...] Eine junge Architektin, die mir am Reissbrett half und das Mittagessen richtete, wurde meine Frau, wir heirateten, nachdem wir das erste Haus erbaut hatten*“.¹²

⁶ ‚Kleines Tagebuch einer deutschen Reise‘, GW 1, S. 84ff, 1935

⁷ Tagebuch 1966-1971, GW 6, S. 163

⁸ ‚Blätter aus dem Brotsack‘, GW 1, S. 116ff, 1939

⁹ ‚Blätter aus dem Brotsack‘,

GW 1, S. 116ff, 1939

¹⁰ ‚Blätter aus dem Brotsack‘, GW 1, S. 152, 1939

¹¹ ‚Blätter aus dem Brotsack, neue Folge‘, 1941, SAH, S. 81

¹² ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 585ff

Die Fratze des Krieges erreicht nun auch die Schweiz, die ihrerseits – ohne Not – jüdische Flüchtlinge abweist, obwohl immer mehr Informationen über die deutsche Judenverfolgung ins Land dringen („Das Boot ist voll“). Frischs düstere Ahnungen werden nun mehr und mehr zur Gewissheit und hinterlassen bei ihm eine tiefe Erschütterung seines Menschenbildes – aber auch Fragen über sich selbst: *„Es handelt sich, ganz vereinfacht gesprochen, um die noch unverarbeitete Tatsache, dass in den Jahrzehnten unseres Daseins, in unserer Zeitgenossenschaft, Dinge geschehen sind, die wir dem Menschen vorher nicht hätten zutrauen können [...] Menschen, die ich als verwandt empfinde, sind Unmenschen geworden [...] Die tausend Geschichten, die man uns erzählt, haben mich mehr und mehr unsicher gemacht, wie ich mich in einer ähnlichen Lage selber verhalten hätte“*.¹³

Am Ende des Kriegs, als halb Europa in Trümmern, Ratlosigkeit und Stille liegt, als die Schweiz ihre Stacheldrahtsperrren wieder abzubauen beginnt und das wirkliche Ausmass des bisher nur erahnten Schreckens nach und nach die Menschen erreicht, ist Frisch ein verwandelter Mensch. Vom neugierigen und gelegentlich arglos staunenden Beobachter ist er zum aktiven Augenzeugen geworden und offenbar bereit, das offene Wort, das er gefordert hat, selbst zu sprechen: Mehrmals reist er auf eigene Initiative in das zerstörte Nachkriegsdeutschland, besucht Städte, oder was von ihnen an Trümmern und Verwüstungen übrig geblieben ist, und will sich ein Bild davon machen, was aus seinem grossen Vorbild Deutschland geworden ist: *„München kann man sich vorstellen, Frankfurt nicht mehr [...] die Ruinen stehen nicht, sie versinken in ihrem Schutt [...] Heimweh nach einem Deutschland, das man hätte lieben können, nicht müssen [...] Ich erinnere mich, wie erstickend es war, schon Jahre vor dem Krieg, [...] die Plakate, die schwarzen Stiefel, die Lieder, die Trachten, die Gespräche, noch aus der Erinnerung ist es ein Damm gegen blindes Erbarmen, und es fällt erschreckend leicht, sich alles wieder vorzustellen, ja, man steht vor der grässlichen Frage, ob es ohne die Ruinen gegangen wäre, ohne diese täglichen und bleibenden Denkmäler der Niederlage. Man kann daran zweifeln“*.¹⁴

Mehrmals besucht er auch befreite KZ's (Buchenwald), auch in der Tschechoslowakei (Theresienstadt) – und versucht schreibend das Unfassbare zu verstehen:

„Man müsste mindestens eines von den zahlreichen Lagern gesehen haben, wo dieses Geschehen stattgefunden hat: das Geleise, das über ein Wäldchen führt, endend bei einer Baracke mit Gaskammern, dahinter die Öfen, Baracken voll Frauenhaar, Baracken voll Brillen, Baracken voll Kämmen, Baracken voll Kinderkleidern“.¹⁵

„Es ist das erste Mal, dass ich menschliche Asche sehe; sie ist grau, aber voll kleiner Knöchelchen, die gelblich sind“.¹⁶

„Ich weiss, dass wir all diese Dinge zu wissen meinen, und zwar, wie man sagt, zur Genüge. Wenn man an Ort und Stelle steht, zeigt es sich, dass wir sie durchaus nicht wissen. Das Unvorstellbare entzieht sich unserem Gedächtnis. Das eigentliche Entsetzen glaube ich, hat uns noch gar nicht erreicht ...“.

„Wenn Menschen, die gleiche Worte sprechen wie ich und die gleiche Musik lieben wie ich, keinesfalls gesichert sind, Unmenschen zu werden, woher beziehe ich fortan die Zuversicht, dass ich davor gesichert sei?“.¹⁷

Unter dem Eindruck seiner Kriegs- und Nachkriegserlebnisse schreibt Frisch zwei Stücke („Nun singen sie wieder“ und „Als der Krieg zuende war“), die sich beide mit der Schuld von Kriegstätern befassen – ohne jedoch Anklage zu erheben: *„[...] nicht aus der vermessenen Absicht [...], dem deutschen Volke zu raten, sondern einfach aus dem Bedürfnis, eine eigene Bedrängnis loszuwerden“*.¹⁸ Beide Stücke kommen im Nachkriegsdeutschland zur Aufführung, das noch im Schock über sich selbst gelähmt ist und eine Sprache für das Geschehene noch nicht gefunden hat – um so mehr stossen die Stücke des Ausländers Frisch auf gespannte Erwartung. ‚Eisiges Schweigen‘ herrscht vor der Aufführung in Stuttgart, wo Kritiker aus zwanzig deutschen Städten zur Premiere von ‚Als der Krieg zuende war‘ anreisen – ‚minutenlange Stille‘, wie die Kritik vermerkt, herrscht auch nach dem Ende – ehe dann ‚ungewöhnliche Beifallsstürme‘ losbrechen: Frisch wird in Deutschland zu einem der ersten Autoren, die sich an das Unsagbare heranwagen und damit den Bann der Sprachlosigkeit brechen.

Am Schauspielhaus pflegt er in jener Zeit intensive Kontakte zur Bühnenwelt der deutschen Emigranten – und lernt Bert Brecht kennen, die wohl prägendste berufliche Begegnung seines ganzen Lebens, über die Frisch immer wieder Buch führt: *„Ich bin nur we-*

¹³ 'Kultur als Alibi', GW 2, S. 337 ff, 1949

¹⁴ 'Tagebuch 1946-1949', GW 2, S. 374;

¹⁵ 'Kultur als Alibi', GW 2, S. 339, 1949

¹⁶ 'Tagebuch 1946-1949', GW 2, S. 485

¹⁷ 'Kultur als Alibi', GW 2, S. 339, 1949

¹⁸ 'Tagebuch 1946-1949', GW 2, S. 470

nigen Menschen begegnet, die man als grosse Menschen erkennt, und befragt, wie sich die Grösse von Brecht nun eigentlich mitgeteilt habe, wäre ich verlegen: eigentlich war es jedesmal dasselbe: kaum hatte man ihn verlassen, wurde Brecht um so gegenwärtiger, seine Grösse wirkte hinterher, immer etwas verspätet wie ein Echo, und man musste ihn wiedersehen, um sie auszuhalten, dann nämlich half er durch Unscheinbarkeit.“¹⁹ Geprägt von seinen Kriegserfahrungen, von seinen Deutschlandreisen und seinen Begegnungen mit Brecht, beginnt sich Frisch nun zunehmend auch kritische Gedanken über sein eigenes Land zu machen, das sich nach dem Krieg, nach den Jahren des angehaltenen Atems – auch äusserlich – in einer Art Aufbruch befindet, als gälte es die Spuren des Erlebten loszuwerden; alles wird neu, alles wird sauber, Kriegsversehrten wird geholfen, es wird produziert, gebaut und geboren, eine Zeit der demonstrativen Makellosigkeit und Rechtschaffenheit bricht an – während die Vergangenheit unverarbeitet und die Fragen ans eigene Tun ungefragt bleiben. Gerade dies aber, das Verhalten seines Landes angesichts der längst bekannten Naziverbrechen, lässt Frisch nicht in Ruhe: „Auch dort, wo das Versagen des Geistes [...] sich nicht als Massaker darstellt, erkennen wir es als Schuld, beispielsweise in dem Umstand, dass unsere gesamte Schweizer Presse, solange es unser Vaterland hätte gefährden können, zu eben jenen Massakern schweigen musste und schwieg. Nur dass wir es beim Nachbar als Mangel an bürgerlichem Mut bezeichnen, somit als Schuld, im eigenen Lande aber als Staatsraison.“²⁰ Die Zuneigung zu seinem Land steht zwar noch immer ausser Frage: „[...] wenn ich noch einmal aus freien Stücken wählen könnte, was die Geburt schon entschieden hat, möchte ich trotzdem nichts anderes als ein Schweizer sein“. Doch geschockt noch von den Folgen völkischen Rassenwahns beginnt er nun auch über sein Verhältnis zu den eigenen Landsleuten zu reflektieren: „[...] am wenigsten weiss ich, ob ich unsere Landsleute liebe – sicher nicht mehr als die entsprechenden Gesichter aus anderen Völkern, und es erschiene mir nicht einmal als Ziel, im Gegenteil; Liebe zum Vaterland, so verstanden, wird zum Verrat an der Heimat: unsere Heimat ist der Mensch; ihm vor allem gehört unsere Treue“.²¹

Zart wächst in jenem sauber-gepflegten Nachkriegs-Zürich auch so etwas wie eine Gegenschweiz heran: junge Künstler und Intellektuelle treffen sich im Atelier des Malers Gottfried Honegger, im Restaurant Schiffflände oder im damaligen Lokal der Nicht-Angepassten, im Café ‚Terrasse‘ – heute eine teure Bar für schickes Publikum. Dort sass

Frisch oft und notierte all seine Erlebnisse und Gedanken, die ihn in den Jahren nach dem Krieg beschäftigten. Daraus und aus andern Notizen, die er teilweise unter dem Reissbrett im Architekturbüro macht, wird sein ‚Tagebuch 1946-1949‘, Frischs Bekenntnis zu seiner Sprache und seinem Ton: zu seinem eigenen Blick auf seine Zeit und sich selbst. „Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken...“²² In der korrektheitsstarreren Schweiz wird das Buch für viele zum Schlüsselerlebnis und zur Befreiung von patriotischer Heuchelei und Selbstverklärung: Endlich hatte einer begonnen, sich den drängenden Fragen der Gegenwart und des vergangenen Krieges ohne Ideologie und ohne nationales Pathos, sondern genau schauend und fragend zu widmen. „Es war wie etwas, worauf viele unbewusst gewartet hatten“, sagt Alexander Seiler, Filmemacher und späterer Weggefährte Frischs. Das Buch wird zu Frischs erstem richtigen Erfolg, der schliesslich auch Deutschland erfasst. Gleichzeitig war damit auch Frischs endgültiger Bruch mit der NZZ besiegelt, die ihm seine Entwicklung zur Eigenständigkeit nicht verzieh und schmolend eine Rezension des Buches verweigerte.

Trotz des Erfolges, trotz der Anerkennung, zweifelt Frisch immer wieder an sich und seiner Arbeit: „Ich bin nicht sicher, ob es ein Weiter gibt. Eine Verwirrung, der ich nichts entgegensetzen habe, ist jederzeit möglich, und ich bin nicht einmal sicher, dass ich (ohne anständige Katastrophe) ans Ende komme. Hinter allem, was ich tue, steckt eine Menge ungetilgter Angst, die sich zu Zeiten, wo ich mich wohlfühle, in Rausch verwandelt. Meine Arbeiten, wo immer sie fertig sind und mir als Spiegel begegnen, erweisen sich als ein Ausweichen; es sind lauter Gebilde der Angst. Ich lebe aus keinem eigenen Verlass heraus“.²³

In jener Zeit bauen sich, kaum ist der Weltkrieg richtig vorbei, neue globale Spannungen auf, diesmal zwischen den neuen Blöcken des Ostens und des Westens. Frisch blickt, wie die gesamte Welt, gebannt nach Berlin, wo sich Panzer der beiden Weltmächte feindlich und nur wenige Meter gegenüber stehen und der westliche Stadtteil nur noch dank einer Luftbrücke überlebt: „Man stellt alle erreichbaren Sender ein, um Nachrichten zu sammeln, die sich teilweise mit den Gerüchten decken; [...] Blockade, um die Westmächte auszutreiben – mit dem Hunger der Berliner“.²⁴

¹⁹ ‚Tagebuch 1966-1971, GW 6, S. 37

²⁰ ‚Verdammen oder Verzeihen‘, GW 2, S. 295, 1945

²¹ ‚Tagebuch 1946-1949, GW 2, S. 491 ff

²² ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 360ff

²³ aus den ‚Notizheften I‘, veröffentlicht in ‚Sehenszeit‘, S. 47, 1946

²⁴ ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 576

Als der Kalte Krieg auch die Schweiz erfasst, wo das Establishment und die geistige Landesverteidigung nun alles Linke mit feindseligem Argwohn verfolgen und es zunehmend diffamieren, ist Stellungnehmen für Frisch schon fast zur moralischen Pflicht geworden: „*Wer sich nicht mit Politik befasst, hat die politische Parteinahme, die er sich sparen möchte, bereits vollzogen: er dient der herrschenden Partei*“.²⁵ Er beteiligt sich an einem Zürcher Schriftstellerkongress und verfasst mit seinen Kollegen einen Aufruf, der sich gegen das gefährliche Spiel mit einem neuen Weltenbrand richtet: „*Den Politikern, die das noch nicht wissen, erklären wir mit Entschiedenheit, dass die Völker den Frieden wollen*“.²⁶ Auch wenn er, wie er kurz danach notiert, den Sinn solcher Engagements bezweifelt, reist er 1948 auf einen internationalen Friedenskongress nach Breslau, den er zwar, angewidert von der ideologischen Dogmatik der linken Intellektuellen, bald wieder verlässt. Mit diesem Besuch jedoch gerät er als ‚Subversionsverdächtiger‘ endgültig ins Visier der Schweizerischen Geheimpolizei, die, ganz im Geist des Kalten Krieges, seine Beteiligung beobachten lässt und ein Dossier ‚Frisch Max‘ anlegt: Es ist der Beginn einer verdeckten staatlichen Bespitzelung, die Frisch – ohne sein Wissen – bis an sein Lebensende begleiten wird.

Doch auch Frisch macht umgekehrt sein Land immer mehr zu einem Hauptthema. Diese propere, blütenreine, unschuldige Nachkriegsschweiz, die ihre dunklen Flecken aus der Kriegszeit verwischt hat und emsig neue Häuser, neue Strassen baut, Wasserkraftwerke, Züge und sich stolz einen grossen Flughafen schenkt, fällt ihm doppelt auf, als er nach einem mehrmonatigen USA-Aufenthalt zurückkommt und seinen ersten grossen Roman ‚Stiller‘ beendet. Auch wenn die Geschichte von der grossen Not des Anatol Stiller handelt, der sich gegen seine eigene Identität wehrt, ist sie gleichzeitig gespickt mit genauen Beobachtungen und Fragen zur Schweiz – eine Abrechnung Frischs mit seinem Heimatland, in dem er Mut und Vision vermisst: „*Hat die Schweiz [...] irgendein Ziel in die Zukunft hinaus? [...] Welches ist dieses Ziel, dieses Unerreichte, was die Schweiz kühn macht, was sie beseelt, dieses Zukünftige, was sie gegenwärtig macht? Sie sind sich einig, in dem Wunsch, dass die Russen nicht kommen; aber darüber hinaus: Was ist, wenn ihnen die Russen erspart bleiben, ihr Ziel?*“.²⁷

Mit einer kleinen Schrift ‚achtung: die Schweiz‘, die er mit zwei

Kollegen veröffentlicht, fordert er die brave Einfamilienhäuschen-schweiz kurz darauf abermals heraus und verlangt kühn, dass statt einer (unnötigen) erneuten Landesausstellung eine Musterstadt der Zukunft geplant und realisiert wird: „*Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischer Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen die Schweiz als ein kleines, aber aktives Land, das zur Welt gehört. Wir wollen kein schweizerisches Minderwertigkeitsgefühl, keinen schweizerischen Grössenwahn; sondern wir wollen eine Schweiz, die sich selbst ins Gesicht zu schauen wagt...*“²⁸ Das Büchlein verzeichnet einen unglaublichen Erfolg: es wird das meistverkaufte Schweizer Buch der fünfziger Jahre, 200 Rezensionen, 1000 Zuschriften und eine öffentliche Debatte über das Selbstverständnis der Schweiz, wie es das nie zuvor gegeben hat – Frisch war endgültig eine Stimme geworden, die nicht mehr zu überhören war.

Doch kaum hat er jetzt erstmals richtig öffentliches Gewicht erlangt, zieht er sich für mehrere Jahre zurück ins erzählerische und dramatische Schreiben, gibt seinen Brotberuf auf, verlässt Frau und Familie und lebt jetzt ‚nur‘ noch als Schriftsteller – und ganz allein. „*[...] zwei Zimmer in einem Bauernhaus, Küche und Bad, Plattenspieler bis 22.00, man braucht sich nicht zu strecken, um an die Zimmerdecke zu greifen, die alte Bauernjungfer unten hört jeden Schritt, auch wenn man die Schuhe ausgezogen hat; das leise Geräusch im Ölofen, drei arbeitsreiche Winter, drei arbeitsreiche Sommer*“.²⁹ Dabei sucht er noch immer nach seiner Rolle im Spannungsfeld zwischen öffentlicher Teilnahme und poetischer Dichtung: „*Manchmal scheint auch mir, dass jedes Buch, so es sich nicht befasst mit der Verhinderung des Kriegs, mit der Schaffung einer besseren Gesellschaft und so weiter, sinnlos ist, müssig, unverantwortlich, langweilig, nicht wert, dass man es liest, unstatthaft. Es ist nicht die Zeit für Ich-Geschichten. Und doch vollzieht sich das Leben oder verfehlt sich am einzelnen Ich, nirgends sonst*“.³⁰ In der Klausur entstehen die Ich-Geschichte ‚Homo Faber‘ und das Stück ‚Biedermann und die Brandstifter‘, beides Werke, die wiederum grosses internationales Echo auslösen (und heute zur Weltliteratur gehören).

Danach wandert Frisch ins Exil nach Rom aus, wo er das elegante, beinahe mondäne Leben, wie damalige Filmaufnahmen zeigen, eines erfolgreichen und finanziell sorgenfreien Autors ausprobiert (im offenen Cabrio am Colosseum vorbei), wo er eine dramatische

²⁵ ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 632

²⁶ ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 522ff

²⁷ 1954, ‚Stiller‘; GW 3, 596 / TB, 247

²⁸ ‚achtung: die Schweiz‘ 1955

²⁹ ‚Montauk‘, 1981

³⁰ ‚Mein Name sei Gantenbein‘, 1966

Beziehung mit Ingeborg Bachmann lebt, danach seine zweite Frau Marianne kennenlernt, und wo er mit dem Stück ‚Andorra‘ und dem Roman ‚Mein Name sei Gantenbein‘ (wiederum eine Ich-Geschichte) zwei weitere Grosserfolge verfasst. *„Die Problematik des Schweizer Schriftstellers, des Schriftstellers in der Schweiz? Persönlich habe ich mit ihr abgeschlossen“.*³¹

Doch 1966 zieht er, inzwischen als einer der berühmtesten lebenden Autoren deutscher Sprache mit Buchverkäufen in Millionenhöhe, Übersetzungen in fast allen Sprachen der Welt und Stückaufführungen an den grössten Bühnen Europas, in sein neu erworbenes Domizil in Berzona, einem abgelegenen Tessiner Dorf in eng gewundener Talschaft, umgeben von Waldhängen, Schluchten und Stille – Frischs unauffällige Rückkehr in die Schweiz. *„Vieles fällt natürlich nach fünf Jahren im Ausland deutlicher auf, ohne deswegen nennenswert zu werden, wenn es nicht zu neuen Einsichten führt, und das ist nicht der Fall. Daher der Vorsatz, über die Schweiz mindestens öffentlich keine Äusserungen mehr zu machen“.*³² Doch findet er eine Schweiz vor, die sich mitten in einer äusserst aufgeheizten Stimmung befindet: zur Steigerung der eigenen Konjunktur hatte das Land tausende von billigen Gastarbeitern angeworben, die nun, zum Schreck der Schweizer gänzlich unübersehbar werden, die unsere Strassen, Läden und Bahnhöfe – den ganzen schweizerischen Alltag mitbevölkern, und gegen die deshalb von rechtsnationalen Kreisen erfolgreich eine landesweite Überfremdungshysterie geschürt wird. Max Frisch, bereits wieder ins Land verstrickt, kreierte im Text zu einem eindrücklichen Film (von Alexander Seiler) der die Gastarbeiter nicht als Problem schildert, sondern als Menschen ernst nimmt, jenen Satz, der sich in der Folge unauslöschlich ins ganze Land, in alle Debatten einbrennt und – bis heute – immer wieder zitiert wird: *„Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen“.*³³ Die ‚Stimme‘ war wieder da und hält, statt vom Fremdenproblem zu reden, seinen Landsleuten den Spiegel hin: *„Fremdenhass ist natürlich. Er entspringt unter anderem der Angst, dass andere in dieser oder jener Richtung begabter sein könnten; jedenfalls sind sie anders begabt, beispielsweise begabter in Lebensfreude, glücklicher. Das weckt Neid, selbst wenn man der Bessergestellte ist, und Neid ist erpicht auf Anlässe für Geringschätzung“.*

Immer häufiger wird nun Frisch, der wiederholt Preise im In- und

Ausland bekommt, auch für Reden, Artikel und öffentliche Auftritte angefragt. Um so genauer fragt er sich nach seiner Rolle: *„Ich gestehe: Eine Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft war nicht vorgesehen; sie pflegt sich einzuschleichen von einem gewissen Erfolg an. [...] Dabei ist Gesinnung kein Vorsatz beim Schreiben, sondern eine Konstitution, die beim Schreiben weitgehend unbewusst bleibt“.*³⁵

1968 toben, als Reaktion auf den Vietnamkrieg, in Paris, Berlin und Berkeley riesige Studentenunruhen, führen zur Staatskrise in Frankreich, zu erschossenen Demonstranten in Amerika und zum Beginn des Terrorismus in Deutschland – und lösen auch in Zürich die grössten Jugendunruhen aus, die das Land je erlebt hat: Strassenschlachten, brennende Autos, ein verunstaltetes Opernhaus, begleitet von empörten Aufschreien des Staates und der Presse, während rechte Bürgerwehren der Polizei ihre Dienste anbieten. Die Zürcher Jugendlichen fordern allerdings nicht die Revolution und auch nicht das Kriegsende, sondern lediglich ein leerstehendes Kaufhaus als Jugendzentrum. Frisch, dessen Tochter an den Aktionen beteiligt ist, macht sich zum Augenzeugen und zeichnet die Ereignisse mit nüchterner Genauigkeit auf: *„Verhaftete werden in den Globus-Keller gebracht, wo sie, auch wenn sie keinerlei Gegenwehr leisten, nochmals mit Knüppeln zusammengeschlagen werden, Ohnmächtige bekommen Fusstritte in die Hoden. Später auf der Hauptwache werden die Verhafteten mit Knüppeln empfangen. Strafvollzug durch die Polizei“.*³⁶ Die Neue Zürcher Zeitung, die Frisch längst als politischen Gegner behandelt, wünscht nun offen, dass die Justiz auch zu *„den geistigen Urhebern der Gewalttaten durchzugreifen vermag, die man mit Namen und Vornamen kennt!“.*³⁷

Frischs Einträge bei der Geheimpolizei nehmen zu.

Die Bilder vom Vietnamkrieg, dem Auslöser der weltweiten Unruhen, fluten in jener Zeit über die ganze Welt in alle Stuben und die Nachrichten rapportieren beinahe stündlich die Anzahl B-52-Bomber, die zu ihren Napalm-Angriffen gestartet sind. Frisch, der inzwischen ausser in Berzona auch in New York lebt, verfolgt diesen Krieg in den USA und hält (in seinem zweiten literarischen Tagebuch) wiederum fest – als könnte er es nur schreibend glauben – was er erfährt: *„Man weiss von den Kriegsverbrechen durch Zeugen [...] es werden keine Gefangenen gemacht. ‚Free fire zone‘: es darf alles getötet werden,*

³¹ ‚Die Schweiz ist ein Land ohne Utopie‘, GW 4, S. 258, 1960

³² ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 11

³³ ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 12

³⁴ ‚Überfremdung 2‘, GW 5, 386ff, 1966

³⁵ ‚Der Autor und das Theater‘, 1964, in: ‚Öffentlichkeit als Partner‘, Edition Suhrkamp 209

³⁶ ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 157ff

³⁷ NZZ-Zitat in: ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 161ff

*inbegriffen Kinder. Belohnung für drei getötete Vietnamesen: eine Woche Urlaub am Meer. Als Beleg dafür, dass man Tote gemacht hat, bringt man Ohren oder Genitalien“.*³⁸ Zurück in der Schweiz nimmt er die Haltung seines Landes gegenüber diesem Amerika ausführlich unter die Lupe: „Der Vietnamkrieg ist nur die Eskalation einer systematischen Praxis, die nicht Völkermord intendiert, aber auch nicht davor zurückschreckt. Die Schweiz, zumindest als Staat, hat nichts damit zu tun, aber wir sind integriert in das Herrschaftssystem, das damit zu tun hat. Hier liegt unser Konflikt“.³⁹ In der bürgerlichen Presse wird er nun als Kryptokommunist, Landesverräter und Nestbeschmutzer bezeichnet, die NZZ verweigert abermals eine Rezension seines neu erschienenen ‚Tagebuchs 1966 -1971‘ und Frisch bekommt jetzt wiederholt Leserbriefe, die ihn verunglimpfen und ihm alles androhen – auch den Tod.

Unverhofft bekommt Frisch 1971, gerade als Amerika eine zusätzliche Front in Kambodscha eröffnet, eine Einladung ins Weisse Haus: von Henry Kissinger, den er einmal an der Harvard University kennengelernt hatte und der inzwischen Präsidentenberater und der geistige Vater dieses neuen Krieges ist. Frisch hält danach fest, wie es im Herzen der Weltmacht zugeht: „Unser Gastgeber lässt sich entschuldigen, dass er noch einige Minuten beschäftigt ist, was wir leicht verstehen: seit vorgestern ein neuer Kriegsschauplatz. [...] Er sagt: ‚Intellectuals are cynical and cynicals have never built a cathedral.‘ [...] Was nochmals die Invasion von Kambodscha betrifft: die USA haben überhaupt kein Interesse an Kambodscha, es geht lediglich darum, eine Position für Verhandlungen zu schaffen. Er fragt, was wir zum Nachtisch wünschen. [...] Ich bestelle also Fruchtsalat und bin froh, dass ein Hemdsärmeliger kommt mit der leisen Meldung: ‚The President is calling‘“.⁴⁰

Aber auch die andere Seite der Kalten Krieger lernt Frisch aus nächster Nähe kennen. 1973 zieht er für 2 Jahre fest nach Berlin, wo er in enger Nachbarschaft mit Günter Grass, Lars Gustafsson und Uwe Johnson lebt, und wo er regelmässig auch nach ‚drüben‘ geht und sich mit Christa Wolf trifft, die in der DDR eine ähnliche Rolle spielt wie er in der Schweiz. Täglich ist er nun mit der Teilung der Welt konfrontiert ist: „Wenn man die Mauer sieht, so gibt es dazu nichts zu sagen; allerdings lässt sich bei diesem Anblick auch nichts anderes reden“.⁴¹ Dennoch will er wenigstens an die Macht des Wortes glauben: „Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der

*Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen [...] alles Lebendige hat es in sich, Widerspruch zu sein, es zersetzt die Ideologie, und wir brauchen uns infolgedessen nicht zu schämen, wenn man uns vorwirft, unsere Schriftstellerei sei zersetzend. Wir brauchens nicht an die grosse Glocke zu hängen; aber das ist unser Engagement“.*⁴²

Frisch ist nun etwas über sechzig, hat neun Prosabände und neun Stücke veröffentlicht und in Deutschland, der Schweiz und Israel grosse Preise erhalten, er reist in die UdSSR, nach Japan und nach Israel, lebt weiterhin in New York, Berlin und Berzona, hält in Amerika Gastvorlesungen – nimmt nun aber immer pointierter Stellung gegen die offizielle Schweiz und verfasst einen Text mit dem Titel ‚So wie jetzt, geht es nicht‘ – aus wachsendem Ärger über ein Heimatland, das den hauptverantwortlichen Vietnamgeneral Westmoreland (trotz Verdacht auf Kriegsverbrechen) mit allen Ehren empfängt, das einen korrupten aber mächtigen Waffenproduzenten von Strafe befreit und das den ‚Inhabern der wirtschaftlichen Macht‘, so empfindet Frisch, beliebige Vorrechte gewährt: „Das ist nicht die Schweiz. Es ist nur ihre Schweiz. Dass wir nicht ihre Untertanen sind, ist zu verhindern nur durch eine andere Macht, die sich nicht auf das verfassungsmässige Recht auf Eigentum beruft, sondern auf die menschliche Arbeitskraft.“⁴³

1973 erlebt er wie viele andere eine grosse Enttäuschung, als mit dem gewaltsamen Sturz und der Ermordung von Chiles regulär gewähltem Präsidenten Allende alle Hoffnungen auf einen freiwilligen, demokratischen Sozialismus im Kugelhagel der Putschisten vernichtet werden. Noch im Jahr danach beherrschen die Bilder von Pinochets blutiger Schreckensherrschaft die Medien. Allmählich wird auch bekannt, dass unter Führung von Henry Kissinger (inzwischen US-Verteidigungsminister), mehrere westliche Staaten, darunter die Schweiz, die Regierung Allende gezielt geschwächt hatten. Den überlebenden Anhängern Allendes, die vor Pinochets Todesschwadronen in andern Ländern verzweifelt Schutz suchen, verweigert nun die Schweiz mit aller ideologischen Härte per Bundesratsbeschluss Asyl und Zuflucht. Die Schweizer Linke ist verzweifelt und empört, die Bürgerlichen applaudieren hämisch und Frisch schreibt einen offenen Brief an den Bundesrat: „[...] wozu dann dieser Beschluss vom 23.2.1974, der eine erschreckende Ähnlichkeit hat mit dem Bun-

³⁸ ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 350ff

³⁹ Artikel in der ‚Weltwoche‘ Nr. 1796, 11.4.1968

⁴⁰ ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 273ff

⁴¹ ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 20

⁴² ‚Büchner-Rede‘, 1958, in: ‚Oeffentlichkeit als Partner‘, Edition Suhrkamp 209

desratsbeschluss vom 4.10.1938, womit das schweizerische Schuld-Konto gegenüber den deutschen Juden eröffnet worden ist".⁴⁴ Der Bundesrat antwortet nicht.

Im gleichen Jahr erhält Frisch den grossen Schillerpreis der Stadt Zürich. In seiner legendär gewordenen Preisrede zeigt er vor versammelten Honoratioren der Stadt und der Nation seine Betroffenheit über das Schweizer Verhalten angesichts der verfolgten Chilenen. Dabei befragt er zunächst ganz grundsätzlich sein Verhältnis zur Schweiz und was das für ihn eigentlich sei, Heimat: *„Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muss ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muss ich unterlassen? Sie scheint empfindlich zu sein; sie mag es nicht, die Heimat, wenn man den Leuten, die am meisten Heimat besitzen in Hektaren oder im Tresor, gelegentlich auf die Finger schaut, oder wer sonst, wenn nicht diese Leute und ihre honorierten Wortführer, hätte denn das schlichte Recht, uns die Heimatliebe abzusprechen?“* Schliesslich mündet sein Diskurs vor erlauchter Gesellschaft in ein unerwartetes Bekenntnis: *„Wage ich es dennoch, mein naives Bedürfnis nach Heimat zu verbinden mit meiner Staatsbürgerschaft, nämlich zu sagen ICH BIN SCHWEIZER, dann gehört zu meiner Heimat auch die Schande [...] wenn ich z.B. lese, dass unsere Botschaft in Santiago de Chile in entscheidenden Stunden keine Betten hat für Anhänger einer rechtmässigen Regierung, die keine Betten suchen sondern Schutz vor barbarischer Rechtlosigkeit und Exekution (mit Sturmgewehren Schweizerischer Herkunft) oder Folter, so verstehe ich mich als Schweizer ganz und gar, dieser meiner Heimat verbunden – einmal wieder – in Zorn und Scham.“*⁴⁵

„Kein anderer wie er hat so hartnäckig darauf beharrt, dass Schweiz ein Thema sei“ sagt Peter Bichsel bei Frischs Totenfeier. *„Von ihm haben wir das Thema. Er hat uns gelehrt, dass Schweiz Sprache werden kann“*. Frischs Engagement spornt jedoch nicht nur andere Autoren an, ihr Land zum Thema zu machen, gleichzeitig geht die Wut von bürgerlichen Kreisen auf ihn so weit, dass jetzt selbst seine Frau, wenn sie in der Öffentlichkeit oder auf Anlässen erkannt wird, Pöbeleien ausgesetzt ist.

Praktisch zur gleichen Zeit fordert Frisch die Schweiz erneut heraus. Es ist Mitte der siebziger Jahre, die selbstbewusste Schweiz der

Hochkonjunktur, des Bau- und Wirtschaftsbooms, der entstehenden Atomkraftwerke und der grossen Militärdefilées. Es ist aber auch die Schweiz, die sich weiterhin im Geist des Kalten Krieges verbarrikadiert und die, wie später auskommt, für den ‚Bedrohungsfall‘ illegal eine Geheimarmee aufgestellt hat, sowie Pläne bereithält, um ‚verdächtige Elemente‘ und ‚Staatsfeinde‘ in Internierungslagern festhalten zu können. Ausgerechnet in diesem Klima widmet sich Frisch, nun mit über dreissig Jahren Distanz, nochmals seiner Aktivdienstzeit während des zweiten Weltkrieges, der Zeit, wo er seine prägendste Erschütterung erlebte – doch nun mit einem gänzlich anderen Blick. Lakonisch, nüchtern und genau beschreibt er in seinem ‚Dienstbüchlein‘ den Geist in der Schweizer Armee: *„Das Militär (so wie ich es erfahren habe) verwechselt Disziplin mit Gehorsam. Diese Verwechslung, verlaublich bei jeder Gelegenheit, war das eigentliche Ärgernis“*. Er erinnert sich nun auch – was ihm damals noch entging – an die unterwürfige Haltung der Schweiz gegenüber Nazideutschland: *„Unsere Presse musste sich in Acht nehmen, vorsichtig sein. Goebbels hatte ein Auge auf sie. Die Armee war auch vorsichtig; sie wünschte sich Soldaten, die nicht grübeln“*. Genauso schonungslos schaut Frisch aber auch auf sich selbst: *„Warum erinnere ich mich ungerne? Ich sehe: ich war ziemlich feige; ich wollte nicht sehen, was Tag für Tag zu sehen war [...] Ich wagte nicht zu denken, was denkbar ist. Gehorsam aus Stumpfsinn, aber auch Gehorsam aus Glauben an die Eidgenossenschaft“*.⁴⁶ Mit seinem genauen Blick auf jene noch immer heldenhaft verklärte Zeit hatte Frisch ein Thema aufgegriffen, zu dem die Schweiz noch nicht reif war: Durch einen Bundesrat, mit dem er befreundet ist, erfährt Peter Bichsel damals, dass der Generalstab der Schweizer Armee – allen ernstes – Max Frisch insgeheim zum ‚Staatsfeind Nr. 1‘ ernannt hat.

In Deutschland erlebt er umgekehrt, wie wichtig er selbst von der Regierung als Intellektueller eingestuft wird, als er im Oktober 1977 von Bundeskanzler Schmidt, zusammen mit Heinrich Böll und Sigfried Lenz, in einer äusserst heiklen Situation zu Gesprächen nach Bonn eingeladen wird: im Banne der zahlreichen und spektakulären Anschläge der Baader Meinhof Gruppe und nach der Entführung von Arbeitgeberpräsident Schleyer erlebt Deutschland seine schwerste innenpolitische Zerreihsprobe, als gleichzeitig mit einer Flugzeug-Geiselnahme in Mogadisciu die inhaftierten führenden Köpfe der Roten Armee Fraktion freigespresst werden sollen. Das Land ist einer stündlich steigenden Spannung ausgesetzt. Bundeskanzler Schmidt,

⁴³ 'So wie jetzt geht es nicht', Artikel 1971, GW 6, S. 503ff

⁴⁴ Offener Brief an den Schweizerischen Bundesrat, 1974, erschienen in der Süddeutschen Zeitung vom 7.3.1974 und in der Frankfurter Rundschau vom 8.3.1974, in der schweizerischen Presse nur kurze Agentur-Auszüge, GW 6, S. 519

⁴⁵ 'Die Schweiz als Heimat', Rede zur Verleihung des grossen Schillerpreises, 1974, GW 6, S. 509ff

⁴⁶ 'Dienstbüchlein', 1974

der Frisch schon lange verehrt und ihn als Gast der Bundesrepublik Deutschland auch auf eine Staatsvisite nach China mitgenommen hatte, hatte just für diesen Abend diese führenden Schriftsteller zu sich gebeten, weil er besorgt und erzürnt war über die gelegentlich zu spürende heimliche Sympathie von seiten einzelner Intellektueller gegenüber den Aktionen der RAF. Über den Nutzen des Gesprächs, das immer wieder durch dramatische Meldungen unterbrochen wird, ist nie etwas bekannt geworden – ausser dass Frisch tief beeindruckt davon war, wie Schmidt mit dieser unmenschlich grossen Verantwortung umgeht. Zwei Tage später werden in Mogadisciu unter den gespannten Augen der Welt drei Attentäter getötet und die Geiseln befreit, worauf sich die führenden Köpfe der RAF in ihren Zellen gleichentags das Leben nehmen. Am nächsten Tag wird Schleyer, nach sechswöchiger Entführung, ermordet aufgefunden. Deutschland verfällt vollends in die bleierne Zeit. In diesem angespannten Klima wird Frisch als Gastredner auf den SPD-Parteitag in Hamburg eingeladen, wo er sich in einem ausführlichen Diskurs mit dem Terrorismus befasst und den Intellektuellen Mut macht, die in Deutschland trotz Terroristenfahndung die Einhaltung des Rechtsstaates fordern und deshalb zunehmend unter Druck gesetzt werden: *„Ich vermute: Der Intellektuelle ist jemand, der vor allem besessen ist von einem Verlangen nach Erkenntnis der Wahrheit, auch wenn die Wahrheit möglicherweise nicht schmeichelhaft ist und seinen Privatinteressen nicht dienlich. [...] Dass das Interesse des Intellektuellen, sofern er diesen Namen verdient, der Wahrheit gilt, besagt noch nicht, dass er sie ein für allemal erkenne; schon dieses Interesse aber ist ein Ärgernis – begreiflicherweise; [...] Ich kann mir nicht vorstellen, dass Politik ohne die lästige Assistenz von Intellektuellen eine Chance hat. [...] Eure Arbeit hier und in Euren Bezirken ist eine schwere und kühne und langwierige Arbeit: Kampf gegen die Hysterie, die einspurt auf Kristallnacht- Mentalität, und Kampf für mehr Demokratie. [...] Europa schaut auf Euch; Europa (soweit es nicht auf ein verzerrtes Deutschland-Bild eingeschworen ist) setzt grosse Hoffnungen auf Euch.“*⁴⁷

Zwischendurch scheint Frisch politisch immer wieder zu verstummen und gibt sich seinem wichtigsten Stoff hin: *„[...] das Einzelwesen, das Ich, nicht mein Ich, aber ein Ich, die Person, die die Welt erfährt als Ich, die stirbt als Ich, die Person in allen ihren biologischen und gesellschaftlichen Bedingtheiten ...“*⁴⁸ Er schreibt zwei seiner privatesten und intimsten Bücher: ‚Montauk‘, eine persönliche, beinahe

selbstentblösende Lebensbilanz, und ‚Der Mensch erscheint im Holozän‘, ein verspielt zwischen Tragik und Heiterkeit balancierender Blick auf einen vereinsamten alten Mann, die beide wiederum zu grossen Erfolgen werden.

Und auf einmal, er ist noch keine 75, redet er vom Tod. Vor frischgebackenen Ärzten und Ärztinnen richtet er den Blick öffentlich auf die eigene Sterblichkeit: *„Die Bewusstheit, dass der natürliche Tod, der eigene, fällig ist, steigert nicht unbedingt die Todesangst, aber es mindert meine Gewissheit im bisher Begriffenen und das Vertrauen in die Sprache, die ich lebenslänglich geübt habe. Altersweisheit als die Entlassung aus dem Zweifel – nein im Gegenteil.“* Dennoch ist die Beschäftigung mit dem Tod für Frisch nicht Trauerarbeit sondern existentielle Notwendigkeit: *„[...] weil nur aus unserem Todesbewusstsein sich das Leben als Wunder offenbart. Ich brauche kein anderes Wunder [...] Lange bevor wir uns selbst als sterblich begreifen, haben wir die Erfahrung von Zeit als Vergängnis, das sehr frühe Erlebnis, dass das Leben immerzu eine Todesrichtung hat. Ohne diese Erfahrung würde sich die Sinnfrage nicht stellen. Ohne die Sinnfrage, ob sie dann eine Antwort findet oder in die Verzweiflung führt, gibt es den Menschen nicht“.*⁴⁹

Im Jahr darauf hat Frisch einen schweren Asthmaanfall, der ihn für Wochen arbeitsunfähig macht – ein Einschnitt, wie seine Freunde sagen, nach dem er nie mehr ‚der selbe‘ war.

Ein weiteres Jahr später (Frisch ist nun 75) beginnt unausgesprochen eine Art Abschied, der vielleicht gar nicht gewollt war, jedenfalls nicht benannt wurde, den aber alle mit angehaltenem Atem zu spüren scheinen, als Frisch an den Solothurner Literaturtagen in überfülltem Saal und vor laufenden Kameras eine Art Bilanz seines lebenslangen Engagements zieht, eine ehrliche und schmerzhaft Abrechnung mit dem ‚Angestrebten‘ und ‚Erreichten‘, und sich öffentlich fragt, wo er nun steht: *„Nervös macht mich die Frage, die Euch noch nicht betrifft: Wie steht ein Schriftsteller, wenn er lange lebt, zu seinen veröffentlichten Hoffnungen? Enttäuschung über den Lauf der Welt ist eins, Preisgabe oder Widerruf einer Hoffnung wäre schon etwas anderes – Und was ist es nun?“*

... Ja, vieles ist schiefgelaufen!

⁴⁷ ‚Hamburg 1977‘, Rede vor den Delegierten des SPD-Parteitages, 1977, GW 7, S. 34

⁴⁸ ‚Dramaturgisches‘, aus einem Briefwechsel mit Walter Höllerer, 1969

⁴⁹ ‚Rede an junge Ärztinnen und Ärzte, 1985, GW 7, S. 86

Am Ende der Aufklärung also steht nicht, wie Kant und die Aufklärer alle hofften, der mündige Mensch, sondern das Goldene Kalb, bekannt schon aus dem alten Testament – Wie geht's weiter?

... Ich weiss mich solidarisch mit allen, die, wo immer in der Welt und somit auch hier, Widerstand leisten, auch Widerstand gegen Rechtsstaatlichkeit als Kniff – ich meine Widerstand auf allen Etagen dieser profitmanischen Gesellschaft, Widerstand mit dem Ziel, dass der Geist der Aufklärung sich durchsetzt und zwar zeitig genug ...

... Was nochmals den alten Mann betrifft: ... Müde, ja. Verbraucht.

Was ich sonst tue?

Was Voltaire prophezeit hat:

Man endet notwendigerweise damit, seinen Garten zu bestellen; alles übrige, mit Ausnahme der Freundschaft, hat wenig Bedeutung, ja, auch seinen Garten zu hegen hat wenig Bedeutung.

Da habe ich vier Wörter unterstrichen:

Mit-Ausnahme-der-Freundschaft. Ja. Mit Ausnahme der Freundschaft!

*Ich danke Euch“.*⁵⁰

Viele glauben nach dieser Rede, Frisch habe endgültig resigniert. Doch 1989, gerade als die Berliner Mauer fällt und das Ende des Kalten Krieges beginnt, überrollen ihn die äusseren Ereignisse erneut. Ausgerechnet als die Schweiz den 50. Jahrestag der Mobilmachung und des beginnenden Aktivdienstes im Zweiten Weltkrieg feiern will (die sogenannten ‚Diamantfeiern‘), mit patriotischem Pomp, riesigen Militärdefilées und gegen massive Proteste, gerät sie in den Strudel einer heftig umstrittenen und weltweit einmaligen Abstimmung: über die Abschaffung der eigenen Armee. Entgegen anfänglichen Zweifeln, aber letztlich von seinem tiefsitzenden Thema wieder gepackt, schreibt Frisch, bereits in Kenntnis seiner Krebsdiagnose, dazu ein Stück, das gegen alle Widerstände der bürgerlichen Schweiz noch vor der Abstimmung im Zürcher Schauspielhaus aufgeführt wird und an dessen Ende Frischs Alter Ego sein Dienstbüchlein ins

Feuer wirft und seinem Enkel desillusioniert gesteht: *„Ja, man ist schon ziemlich feig ...“*⁵¹ Die Armeegeegner erreichen 35% der Stimmen, weit mehr als je erträumt, was für die Armeebefürworter einer Katastrophe gleichkommt, während sich die Schweizer Linke in den Armen liegt – für einmal war Frisch auf der ‚richtigen‘ Seite. Wiederum reagiert der Generalstab empört und prüft Strategien, wie Dokumente später belegen, um Frisch öffentlich zu ‚diskreditieren‘.

Im gleichen Jahr platzt ein Skandal, der das Land zutiefst erschüttert: es kommt aus, begleitet nun von täglich neuen Enthüllungen in den Medien, dass die Schweiz nicht nur seit Jahren illegal eine Gehearmee und Pläne für Internierungslager hatte sowie einen übereifrigen Oberst, sondern dass sie ebenso illegal über eine halbe Million unbescholtene Bürgerinnen und Bürger, darunter Max Frisch, während Jahrzehnten systematisch bespitzelt und die Erkenntnisse über sie registriert hatte. Angesichts seiner fortschreitenden Krebserkrankung bemühen sich Frischs Freunde darum, dass er möglichst rasch Einsicht in seine Geheimpolizei-Einträge nehmen kann. Und ausgerechnet jetzt, kurz nachdem er seine ‚Fiche‘ erhalten hat und bereits schwer krank ist – alle wissen davon durch die Medien – wird er zum ersten Mal überhaupt von der offiziellen Schweiz eingeladen: zur gigantisch aufgezogenen nationalen Feier des 700-jährigen Bestehens der Eidgenossenschaft. Zornig lehnt der todkranke Frisch ab: *„Ich habe übrigens meine Bundesfichen erhalten und sofort Beschwerde eingereicht. Gegen mehrere Eintragungen, die lediglich aus einem Datum bestehen und die ganze Information mit Schwärze verbergen. Auch das ‚geöffnete‘ Dokument, das der Fichen-Delegierte genehmigt hat, ist wie alle Fichen, die wir bisher zu sehen bekommen haben: ein Dokument der Ignoranz, der Borniertheit, der Provinzialität. Man kann darüber witzeln, ich halte es für eine ernste Sache; dieses Fichen-Werk signalisiert das heutige Staatsbewusstsein. [...] Verfassungsverrat als eidgenössischer Alltag. Warum soll ich mich mit dieser Regierung an einen Tisch setzen? [...] Wenn ich mit Ihnen von der Schweiz rede, so rede ich nicht von den Landschaften, [...] sondern ich meine den Staat, 1848 eine grosse Gründung des FREISINNS, heute unter der jahrhundertelangen Dominanz des Bürgerblocks ein verluderter Staat – und was mich mit diesem Staat heute noch verbindet: ein Reisepass (den ich nicht mehr brauchen werde)“.*⁵²

Die 700-Jahr-Feiern finden als riesiges Spektakel und in allgemeiner Begeisterung statt.

⁵⁰ ‚Am Ende der Aufklärung steht das goldene Kalb‘, Rede, gehalten am 10.5.1986 an den 8. Solothurner Literaturtagen

⁵¹ ‚Schweiz ohne Armee? Ein Palaver‘, Limmat Verlag, 1989, S. 63

⁵² ‚Verfassungsverrat als eidgenössischer Alltag‘, Artikel in der woZ, 12.3.1991

Frisch stirbt am 5.4.1991, aber nicht verbittert, so berichten Freunde, sondern in erstaunlicher Klarheit und Heiterkeit. Seine letzten Worte handelten, wie sein Freund Michel Seigner in der Totenfeierrede zitiert, von einem Traum, den Frisch am Morgen vor seinem Tod, zwischen Schmerz-, Dämmer- und Wachzustand hatte, von einem Plan: „*Ich plane es Schiff – es isch es Kapitänsschiff*“, und auf die Frage: „*Und du wärsch dänn de Kapitän?*“ antwortet er: „*Nei, jetzt müend d'Lüt sälber für sich luege*“.

**ABKÜRZUNGEN
IN DEN
QUELLENANGABEN**

GW	Gesammelte Werke
GW 2	Gesammelte Werke, Band 2
SAH	Schweiz als Heimat? Hrsg. Walter Obschlager, Suhrkamp Verlag, 1990
Sehenszeit	Katalog zur Ausstellung ‚Jetzt ist Sehenszeit‘, Suhrkamp Verlag, 1998

KOMMENTIERTE BIBLIOGRAFIE VON MAX FRISCH

1940

BLÄTTER AUS DEM BROTSACK**Tagebuch eines Kanoniers**

Die «Blätter aus dem Brotsack» entstanden während Frischs erstem Aktivdienst im Herbst 1939. Sie wurden zunächst im November und Dezember desselben Jahres – damals noch unter dem Titel «Aus dem Tagebuch eines Soldaten», in der Zeitschrift Atlantis veröffentlicht. 1940 folgte eine überarbeitete und ergänzte sowie mit dem heute geläufigen Titel versehene Buchausgabe.

Mit «Blätter aus dem Brotsack» brach Frisch sein damals zwei Jahre altes «heimliches Gelübde», nicht mehr zu schreiben, welches er aus dem Eindruck heraus geleistet hatte, dass es ihm letztendlich nicht reicht. Nach seiner eigenen Darstellung schrieb er dieses Stück, um die existentielle Bedrohung durch den Krieg zu verarbeiten.

ZUM INHALT

«Blätter aus dem Brotsack» sind Aufzeichnungen eines kritisch denkenden Soldaten, dem es nicht um eine bedingungslose Befürwortung oder Ablehnung des Militärdienstes geht, sondern um die philosophischen Aspekte seiner Situation.

Die Reaktionen der zeitgenössischen Kritiker waren durchwegs positiv und es wurden die dichterischen sowie philosophischen Qualitäten des Buches gerühmt. Besonders häufig wurde Frischs Erwartung einer positiven Veränderung durch die Bedrohung gewürdigt.

Frisch wurde für «Blätter aus dem Brotsack» von der Schweizerischen Schiller-Stiftung mit einem Buchpreis ausgezeichnet.

*In: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Band 1, Seite 111-173
Suhrkamp, ISBN: 3518065335*

1945

SANTA CRUZ**Eine Romanze**

Das Theaterstück wurde 1944 geschrieben und am 7. März 1946 am Schauspielhaus Zürich uraufgeführt. 1962 entstand eine Fernsehfassung für den Westdeutschen Rundfunk Köln unter der Regie von Imo Moszkowics.

ZUM INHALT

Drei Menschen begegnen sich nach 17 Jahren wieder. Im Hafen von Santa Cruz kreuzten sich damals ihre Wege: Die des unsteten Seefahrers Pelegrin, seiner Geliebten Elvira und des Rittmeisters, eines Edelmannes, der versuchte, aus seiner Lebensordnung auszubrechen. Pelegrin entschied sich für ein Leben voller Abenteuer, Elvira und der Rittmeister für einander und das sesshafte Glück einer Familie. Nun, im Wiedersehen, schwindet die bequeme Alltagsblindheit der drei für das gelebte Leben, und die Hinterfragung der Gegenwart lässt die Erinnerung und die Vergangenheit heranrücken, als geschähe sie gerade erst.

Die Handlung setzt an, wo Liebesgeschichten für gewöhnlich enden. Jahre nach dem Happy End, im Moment der Rückschau mit der Frage, wie man sein Leben gelebt hat.

Waren die eingegangenen Kompromisse, die geleisteten Opfer wirklich notwendig? Wäre die nagende Sehnsucht ausgeblieben, wenn man andere Entscheidungen getroffen hätte, oder ist das Gras einfach immer grüner auf der anderen Seite des Hügels?

Das nur selten gespielte frühe Stück Frischs nimmt die zentrale Thematik späterer Werke wie «Stiller» (1954), «Homo faber» (1957) und «Andorra» (1961) vorweg: Die Frage nach der persönlichen Identität.

*In: Frühe Stücke, Santa Cruz. Nun singen sie wieder,
Edition Suhrkamp 154, ISBN 978-3-518-10154-4*

1945

BIN ODER DIE REISE NACH PEKING**Essay****ZUM INHALT**

Das Buch handelt von einer imaginäre Reise. Es erzählt in der ICH-Form von Begegnungen und Gesprächen mit BIN: jenem chinesisch klingenden Anderen, der das ICH nach Peking lockt. Der Name Peking steht für das unerreichbare Glück, für das Leben vermeintlich Verfehlter, bleibt Traum und blosses Sehnsuchtsphantasma.

«Bin oder die Reise nach Peking» stellt die erste ästhetische Wende in Max Frischs Schaffensphasen dar. Mit diesem Text nimmt er von der Er-Form Abschied, die die grundlegende Erzählhaltung seiner früheren Romane ist. Frisch wendet in «Bin oder die Reise nach Peking» auf diese Weise eine Erzählform an, mit der man sowohl die faktische als auch die seelische bzw. mögliche Wirklichkeit eines Lebens gleichzeitig in ein and derselben Erzählsituation darstellen kann. Nicht nur die Teilung der Person, sondern auch die Dimensionen von Zeit und Raum werden hier aufgelöst und auf eine Dimension projiziert.

Aus der Reihe: Bibliothek Suhrkamp 8, ISBN 978-3-518-01008-2

1945

NUN SINGEN SIE WIEDER**Versuch eines Requiems**

Am 29.3.1945 wurde das Stück im Schauspielhaus Zürich uraufgeführt.

Diese Dichtung ist das erste aufgeführte Theaterstück von Max Frisch. In diesem Stück setzt er sich mit der Erscheinung des Faschismus, dem Krieg und seinen Folgen auseinander. Vor allem in Deutschland wurde darüber heftig diskutiert und Frisch beschreibt in seinem Tagebuch 1946-1949, wie schwer es für das betroffene Publikum war, sich der unabweisbaren Schuldfrage zu stellen.

1947

DIE CHINESISCHE MAUER**Farce**

Am 19.10.1946 wurde das Stück im Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt.

Das Werk ist ein moralisches Theaterstück gegen die Diktatur der Dummheit und Unmenschlichkeit.

ZUM INHALT

Eine arme chinesische Mutter kommt mit ihrem stummen Sohn in die Residenz des Ersten Erhabenen Kaisers, eines Tyrannen schlimmster Art. Das Volk ist trotz seines Unwillen, dumpf und benommen, doch es tut sich ein Aufwiegler hervor, der sich «die Stimme des Volkes» nennt und nachdem gefahndet wird. Der Kaiser hat inzwischen unzählige Siege errungen und weiss nicht, wie er seine Macht noch

ZUM INHALT

Karl kann seine Erinnerungen an eine Massenerschiessung von Geiseln nicht verdrängen. Die 21 Geiseln haben bei ihrer Exekution gesungen, diesen Gesang bringt er nicht mehr aus seinen Ohren. Karl weigert sich, auf den Befehl seines Vorgesetzten hin, auch den Bestatter der Geiseln zu erschiessen. Für ihn sind die Feinde Satane, da seine Frau bei einem Bombenangriff verschüttet wurde. Aber Satane sind für ihn auch die Deutschen, vor allem weil sie ein Doppelleben von Grausamkeit und schönen Schein führen. Niemand kann Karl eine Antwort auf die für ihn unausweichliche Frage nach Verantwortung und Schuld liefern und er nimmt sich das Leben. Im zweiten Teil des Stückes hört man die exekutierten Geiseln wieder singen. Beim Totenmahl sprechen sie von ihrem Leben und ihren versäumten Möglichkeiten. In den letzten beiden Bildern werden die Toten, in einer dramatischen Steigerung, mit der Welt der Lebenden konfrontiert. Doch sie können die oberflächliche Selbstberuhigung der Hinterbliebenen nicht zerstören. Sie werden nicht gehört und ihr Tod war daher vergeblich.

In: Frühe Stücke, Santa Cruz. Nun singen sie wieder, Edition Suhrkamp 154, ISBN 978-3-518-10154-4

1949

ALS DER KRIEG ZU ENDE WAR**Schauspiel in drei Akten**

Unter der Regie von Kurt Horwitz wurde es im Schauspielhaus Zürich am 8.1.1949 uraufgeführt.

Das Stück, das zwischen Frühjahr 1945 und Herbst 1946 in Berlin spielt und auf einer tatsächlichen Begebenheit beruht, wird vom Autor zur Gattung der historischen Stücke gezählt. Max Frischs Absicht ist es, die Nachkriegsgesellschaft, die den Krieg rasch zu vergessen scheint, an die vergangenen Greuel zu erinnern.

ZUM INHALT

Agnes, eine deutsche Offiziersfrau, wird die Geliebte von Stephan, eines bei ihr einquartierten russischen Oberst. Zunächst, um den im Keller verborgene eigenen Mann zu schützen, später jedoch aus echter Zuneigung. Als ihr Mann unversehens vor dem Obersten erscheint und die Pistole zieht, fühlt sich der Russe, der von dem Dasein des Gatten keine Ahnung hatte, von seiner Geliebten verraten und verlässt sprachlos das Haus. Agnes ist bekümmert über den Fortgang des Geliebten. Erschüttert ist sie auch von ihrem Mann,

weiter festigen soll. So beschliesst er eine grosse Mauer zu bauen. Um billige Arbeitskräfte zu bekommen, lässt er auf den Vorschlag des Prinzen hin, alle, die sich öffentlich gegen diesen Plan aussprechen zu Zwangsarbeitern machen. Der Kaiser entdeckt bei einer Fahrt durch die Strassen einen Menschen, der stumpf und stumm vor sich hinblickt. Er hält ihn für den berüchtigten Aufwiegler und lässt ihn verhaften. Aber die «Stimme des Volkes» ist paradoxerweise der stumme Sohn jener armen Mutter. Während dieser gefoltert wird, erhebt sich der wahre Aufwiegler, der sich mit einer scharfen Anklagerede gegen das System für den Stummen einsetzt und dafür bejubelt und beklatscht wird. Doch nach einer Auseinandersetzung mit der Mutter zeigt sich, dass das Volk unbelehrbar ist. Zum Entsetzen des Aufwieglers ist sie stolz darauf, dass ihr Sohn so ein wichtiger Mann geworden ist.

Edition Suhrkamp 65, ISBN 978-3-518-10065-3

1950

TAGEBUCH 1946-1949**ZUM INHALT**

Die Aufzeichnungen von Max Frisch erschienen 1950. Das Tagebuch beinhaltet eine Bestandaufnahme vom Europa der Jahre 1946 bis 1949. Die Protokolle seiner Begegnungen in der Nachkriegszeit haben ebenso historische wie aktuelle Bedeutung. Darüber hinaus sind im Tagebuch bereits erzählerische Anläufe, Skizzen und Strukturmodelle zu finden, aus denen sich später die grossen Dramen und Romane entwickelt haben.

Was auf allen Ebenen dieses Buches und in vielen Passagen beeindruckt, ist die strahlende Intelligenz und die stilistische Bravour Frischs, der Reichtum an Beobachtungen und Reflexionen sowie die Fülle der Themen und die Vielfalt an literarischen Formen, die in diesem Werk zu finden sind.

Suhrkamp Taschenbuch 1148, ISBN 978-3-518-37648-5

1951

GRAF ÖDERLAND**Moritat in zwölf Bildern**

Dieses balladenähnliche und dramatische Schauspiel wird von einer einfachen Melodie begleitet. Die erste Skizze dazu wurde im Tagebuch 1946-1949 veröffentlicht. Das Stück ist am 10.2.1951 im Schauspielhaus Zürich und am 25.9.1961 im Schiller-Theater Berlin uraufgeführt worden.

ZUM INHALT

Ein Bankkassier hat ohne ersichtlichen Grund einen ihm Unbekannten mit der Axt erschlagen. Der Staatsanwalt ist bestürzt über diese unerklärliche Tat. Doch dann spürt er, dass er zeitlebens der Gefangene einer sterilen Bürokratie war und empfindet plötzlich Verständnis dafür. In ihm wird die Sehnsucht nach einem wirklichen und freien Leben geweckt, und er fühlt sich nicht mehr im Stande den Mörder anzuklagen. Er flüchtet und trifft Inge, die wie er, die Öde und Langeweile des Lebens verabscheut. Von ihr hört er das erste Mal die Ballade vom Grafen Öderland, der mit seiner Axt in der Hand mordend durch das Land zog. Der Staatsanwalt, der die Gewalt als letztes Mittel für seinen Ausbruch aus der Bürgerlichkeit sieht, identifiziert sich mit dieser Sagengestalt und greift ebenfalls zur Axt. Zusammen mit Inge flüchtet er auf eine Insel. Dort gründen sie eine Widerstandsbewegung von Unzufriedenen. Inzwischen hat sich im ganzen Land die Nachricht des mordenden Grafen verbreitet und überall versammeln sich Rebellen, die der bestehenden Ordnung den Kampf ansagen. Eine Revolution bahnt sich an. Der Innenminister begnadigt den Bankkassier, den er für den Urheber der Bewegung hält. Nach dem Versuch des Staatsanwaltes eine Gewaltenteilung einzuführen, begreift er, dass er erneut ein Gefangener der staatlichen Ordnung geworden ist.

Dieses Stück zeigt uns die Unmöglichkeit auf, Macht und Freiheit in eine menschenwürdige Harmonie zu bringen.

Edition Suhrkamp 32, ISBN 978-3-518-10032-5

1953

DON JUAN ODER DIE LIEBE ZUR GEOMETRIE**Komödie in fünf Akten**

Die Uraufführungen fand gleichzeitig am 5.5.1953 im Schauspielhaus Zürich und im Schiller-Theater in Berlin statt.

In dieser geistreichen Parodie ist Don Juan, durch eine ironische Umdrehung der Legende, kein Liebender und Frauenjäger, sondern ein gejagter Narzisst, ein zynischer Melancholiker, der die männliche Geometrie liebt. Er flieht vor den falschen Gefühlen, die sich für

ihn immer dort einstellen, wo ein Verhältnis zur Gewohnheit wird. Max Frisch sieht in ihm weder eine Schönheit noch einen Herkules, sondern einen Intellektuellen.

ZU INHALT

Don Juan, Mathematiker und Offizier, der sich bisher wenig aus den Frauen machte, soll gegen seinen Willen mit Donna Anna verheiratet werden. Während einer Begegnung, nachts im Park, erringt Juan die Gunst einer Unbekannten. Während der Trauung am folgenden Tag erkennen sich Don Juan und Donna Anna als die nächtlichen Unbekannten wieder. Juan, der nicht an die ewige Liebe glaubt, weigert sich etwas zu geloben und flüchtet. Er ist von der Vertauschbarkeit der Frauen überzeugt, bis er Anna noch einmal zu sehen glaubt. Angesichts ihrer Bereitschaft den gewissenlosen Abenteurer zu lieben, schwindet sein bitterer Zynismus langsam. Doch nur, um mit doppelter Stärke zurückzukehren, als sich Anna als Hure Miranda entlarvt und die wirkliche Anna tot aufgefunden wird. Nach Jahren eines frevelhaften Lebens erkennt er, dass er für sein Verhalten nicht bestraft wird, sondern Anerkennung bekommt. So beschliesst er sich vor den Augen aller von ihm verlassenen Frauen selbst zu richten. Mit Hilfe des Bischofes plant er eine inszenierte Höllenfahrt des Frevlers. Von der Kirche verlangt er als Gegenleistung nur eine Klosterzelle, in der er still und zufrieden leben kann. Das ganze kommt anders als geplant und Juan lässt sich resigniert von der reichen Herzogin heiraten, die einst die Hure Miranda war.

Dieses Stück wird durch seinen Witz und Charme zur bühnenwirksamsten Komödie von Max Frisch.

Edition Suhrkamp 4, ISBN 978-3-518-10004-2

1954

STILLER**Roman**

Mit diesem Roman schaffte Frisch den internationalen Durchbruch als Autor.

Das Buch ist in Tagebuchform geschrieben und behandelt in erster

Linie das Problem der Identität, indem Frisch eine Person nach einem anderen ich in einem erfüllten Leben streben lässt. Doch diese Person fühlt sich in eine Rolle gedrängt, die sie daran hindert, sich selbst zu sein.

ZUM INHALT

Ein Mann namens Jim Larkin White, angeblicher Amerikaner, wird beim Grenzübertritt in die Schweiz festgenommen und verdächtigt, ein seit sieben Jahren verschollener Bildhauer, namens Ludwig Anatol Stiller zu sein. Durch die Aufzeichnungen, die White während der Untersuchungshaft macht, kann man allmählich die Charakteristik des verschollenen Bildhauers herauslesen. Man erfährt, dass er ein Mensch war, der an der klassischen Minderwertigkeitsangst litt. Er scheiterte immer wieder von Neuen und als auch noch die Ehe mit Julika misslang, floh er nach Amerika. Ein Selbstmordversuch wurde zum Wendepunkt seines Lebens. Er ergriff er die Möglichkeit noch einmal neu anzufangen und kehrte in seine Heimat zurück. Doch während der Untersuchungshaft erweist sich dies aber als eine trügerische Illusion. Die Beweise des Gerichts zwingen ihn, seine alte Identität zu akzeptieren. Im zweiten Teil des Romans, wird aus der Perspektive des Staatsanwalts von Stiller, der weitere Weg geschildert. Er kehrt zu Julika zurück und scheitert erneut. Erst als sie stirbt, ist er bereit, seine Unzulänglichkeit und damit auch sich selbst anzunehmen.

Suhrkamp Taschenbuch 2647, ISBN 978-3-518-39147-1

1955

ACHTUNG: DIE SCHWEIZ

Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat

Diese Broschüre ist das Ergebnis einer Diskussion zwischen Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter unter Zuzug der Architekten Rolf Gutmann und Theo Manz sowie zweier Vertreter der Wirtschaft, eines Staatsbeamten und eines Kantonalen Parlamentariers.

1957

ZUM INHALT

Pamphletartig skizziert der Text die Idee für die geplante Landesausstellung 1964 eine ideale Stadt zu bauen.

Der kurze Text provozierte eine landesweite, heftige Diskussion. In über 1'000 Zeitungsartikeln wurde der «Vorschlag zur Tat» kritisch kommentiert.

*Suhrkamp, Gesammelte Werke III, Seite 291 ff
ISBN 978-3-518-06533-4*

HOMO FABER

Roman

ZUM INHALT

Die Hauptfigur, der erfolgreiche Maschinenbauingenieur Walter Faber, geht unwissentlich eine Liebesbeziehung mit seiner eigenen Tochter Elisabeth ein. Er beschliesst spontan sie während ihrer Heimreise nach Athen zu begleiten. Eine romantische Bildungsreise beginnt. Diese zieht sich von Paris aus durch Südfrankreich, Italien und Griechenland. Doch Elisabeth verunglückt und stirbt. Walter Faber bringt sie nach Athen zurück und trifft dort auf ihre Mutter, die sich aus Walters Jugendliebe entpuppt. Nachdem er von seiner letzten grossen Reise zurückgekehrt sei, verspricht er ihr, sie zu heiraten. Diese Reise wird für ihn eine Auseinandersetzung mit dem Tod.

Max Frisch setzt sich in diesem Werk mit mehreren Themen auseinander. Zum einen mit der Identitätsproblematik, aber auch mit den rollenfixierten Klischees von Mann und Frau und zum Schluss auch mit der Vergänglichkeit des Lebens und mit dem Akzeptieren des Todes.

Suhrkamp Taschenbuch 2740, ISBN 978-3-518-39240-9

1958

BIEDERMANN UND DIE BRANDSTIFTER**Fabel**

Erste Notizen dazu 1948 im «Tagebuch 1946-1949». Am 29.3.1958 wurde das Stück zusammen mit «Die grosse Wut des Philipp Hotz» im Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt.

Der Einakter zeigt das allmähliche Aufkommen der Anarchie in dem scheinbar wohlgesicherten Bereich des Bürgertums.

ZUM INHALT

Der Kleinbürger und angepasste Gottlieb Biedermann beherbergt einen Hausierer auf seinem Dachboden. Er erkennt, dass der Hausierer Josef Schmitz mit seinem Bekannten Wilhelm Maria Eisenring auf dem Dachboden plant, ein Feuer zu legen. Er ist jedoch willensschwach und ängstlich, so dass er sich dem Plan der Brandstiftung nicht widersetzt und schliesslich seinen eigenen und den Untergang seiner Frau sowie die Zerstörung seiner Stadt in Kauf nehmen muss.

Die gradlinige Handlung ohne retardierendes Moment ist im Grunde untheatralisch. Sie gewinnt jedoch Bühnenaufmerksamkeit durch den schwarzen Humor des Dialoges, durch Raumwechsel auf der Bühne und durch die Spannung, mit der Max Frisch das Publikum – vergeblich – auf eine Wende warten lässt.

Suhrkamp Taschenbuch 2545, ISBN 978-3-518-39045-0

1958

DIE GROSSE WUT DES PHILIPP HOTZ**Komödie****ZUM INHALT**

Eine Ehetragödie, in der ein intellektueller Schwächling, um seiner Frau endlich Eindruck zu machen, nach sorgfältigem Plan die ganze Wohnung demoliert und sich zur Fremdenlegion meldet, die ihn aber nicht nimmt. Seine Frau nimmt ihn dann wieder, und dessen ist er herzlich froh.

1961

ANDORRA**Schauspiel in zwölf Bildern**

Erste längere Prosafassung im «Tagebuch 1946-1949» und nach fünfmaliger Umarbeitung 1961 erschienen. Die Uraufführung fand am 2.11.1961 im Schauspielhaus Zürich statt.

ZUM INHALT

Das Gerücht geht um, der jung Andri, aufgenommen und aufgezogen von seinem Pflegevater, Lehrer Can, sei ein Judenkind. Er wird darum mit dem Schandmal der Andersartigkeit gebrandmarkt und aus der Gemeinschaft ausgestossen. In Wirklichkeit ist er aber kein Judenkind sondern Cans unehelicher Sohn. Klischeedenken prägt das Verhalten der Gesellschaft dem Jungen gegenüber. Der junge Jude, der in Wirklichkeit kein Jude ist, wird misshandelt und beleidigt, während die Wahrheit von den Bürgern unterdrückt wird. Von einer Mauer des Vorurteils umgeben, klammert sich Andri an seine Liebe zu Barblin, der ehelichen Tochter seines Pflegevaters. Als ihm die Hand des Mädchens verweigert wird – da sie ja ohne sein Wissen seine Halbschwester ist –, bildet Andri eben genau jene Eigenschaften aus, die seine Umgebung ihm unablässig einzuhämmern versucht.

Frisch durchbricht das Illusionstheater, in dem er die Schuldigen zwischen den einzelnen Bildern in den Zeugenstand treten, die Ereignisse in den Rückschau erörtern und alle, ausser dem Pater, sich für nicht schuldig erklären oder die Achseln zucken lässt. Dieses Stück, das auf sehr vielen Bühnen gespielt wurde, erweckt den Eindruck, dass es Max Frisch nicht nur um die Bewältigung der Judenprobleme der jüngsten Vergangenheit geht, sondern vor allem um ein Modell, das aufzeigt wie Antisemitismus entstehen kann.

Suhrkamp Taschenbuch 277, ISBN 978-3-518-36777-3

Dass Frisch nicht nur politische, sondern auch rein menschliche Schwächen unter die kritische Lupe zu nehmen versteht, beweist er in diesem Stück auf amüsante Weise.

*In: Sämtliche Stücke, Suhrkamp Taschenbuch 2417
ISBN 978-3-518-38917-1*

1964

MEIN NAME SEI GANTENBEIN**Roman**

Die Ausgangsposition dieses Romans heisst: «Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte dazu».

ZUM INHALT

Angesichts seinem verlassen Wohnzimmer, indem seine Ehe gescheitert ist, fragt sich ein Mann, wie es dazu kommen konnte. Die Identität des Erzählers bleibt der Leserin, dem Leser verborgen. In seinen Erzählungen lässt er verschiedene Charakteren auftreten. Seine männlichen Figuren repräsentieren jeweils eine bestimmte Charaktereigenschaft des Erzählers. Diese männlichen Charaktere treffen dann auf seine Frau Lila und es entstehen drei verschiedene Beziehungen. Der Erzähler schlüpft dabei in die Rollen der männlichen Figuren und mit diesem spielerischen Rollenwechsel kann er den Verlauf der Geschichte beliebig verändern.

Frisch presst den Erzählstoff nicht in ein Raum-Zeit-Schema und die Geschichten werden nicht nacheinander erzählt, sondern laufen ineinander über.

Suhrkamp Taschenbuch 2879, ISBN 978-3-518-39379-6

1968

BIOGRAFIE: EIN SPIEL**Drama**

Uraufgeführt 1968, überarbeitet 1984.

ZUM INHALT

Im Zentrum steht der mit seinem Leben unzufriedene Verhaltensforscher Hannes Kürmann, der nochmals von vorne anfangen und alles anders machen möchte. Der Wunsch geht in Erfüllung. Ein Spiel der Möglichkeiten beginnt: Was wäre, wenn? Und vor allem: Was wäre, wenn nicht? Trotz allen Bemühungen schafft es Kürmann nicht, seine Lebensgeschichte zu verändern.

1971

WILHELM TELL FÜR DIE SCHULE**Prosaschrift****ZUM INHALT**

Die Geschichte des Wilhelm Tell wird aus der Sicht des Gesslers erzählt. Dabei wird der Tell-Legende das Heroische der Version Friedrich Schillers genommen. Der Landvogt Gessler als Hauptfigur wird nicht als Tyrann, sondern als rundlicher Verwalter des Kaisers dargestellt, der sich mit der ungastlichen Bergbevölkerung schwer tut. Tell hingegen erscheint als Hinterwäldler: Seine berühmte Tat «Der Apfelschuss und der Tod Gesslers» ist nichts weiter als das Resultat von Missverständnissen, Dickköpfigkeit und Stolz.

Auffallend ist der umfangreiche und kritische Apparat in der Geschichte. Die Anmerkungen kommen einer historischen Abhandlung gleich und machen einen Grossteil des Buches aus. Die Leserinnen und Leser nehmen damit nicht nur am literarisch aufbereiteten Geschehen teil, sondern erhalten auch einen detaillierten Einblick in die geschichtlichen Ereignisse der damaligen Schweiz.

Suhrkamp Taschenbuch 2, ISBN 978-3-518-36502-9

1972

TAGEBUCH 1966 - 1971**ZUM INHALT**

Dieses zweite Tagebuch steht in der Kontinuität des ersten von 1950. Die Aufzeichnungen, ob Erzählung oder Bericht, Fiktion oder Analyse, Fragebogen, Reiseschilderung oder Erinnerung, protokollieren die Zeit und die Situation des einzelnen in ihr. Die politischen Ereignisse der Jahre 1966 bis 1971 bilden dazu den zeitlichen Hinter-

grund: Vietnam, der Israel-Krieg, die Militärdiktatur in Griechenland, der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in die CSSR, die 68er-Unruhen in Frankreich und der Bundesrepublik.

Suhrkamp Taschenbuch 256, ISBN 978-3-518-36756-8

1974

DIENTSTBÜCHLEIN

Essay

ZUM INHALT

34 Jahre nach der Veröffentlichung der «Blätter aus dem Brotsack» (1940) machte Max Frisch seinen Aktivdienst nochmals zum Thema eines Buches: Das Dienstbüchlein ist eine Neuinterpretation jener Zeit, welche Frisch erklärermassen mit dem Wissensstand und der politischen Überzeugung von 1974 vornahm. Es ist geprägt von einer Betroffenheit darüber, was er alles nicht gewusst oder zumindest nicht realisiert hatte: die Kooperation der Schweiz mit Nazi-Deutschland, die Mechanismen der Armeehierarchie und die wirtschaftlich-sozialen Zustände im Land, das verteidigt werden sollte.

Wie im Essay «Wilhelm Tell für die Schule» (1971) stellt Frisch mit «Dienstbüchlein» einen wesentlichen Mythos schweizerischen Selbstverständnisses in Frage und löste damit heftige Diskussionen aus.

Suhrkamp Taschenbuch 205, ISBN 978-3-518-36705-6

1975

MONTAUK

Erzählung

ZUM INHALT

Während einer Lesereise lernt Max Frisch in New York die um viele Jahre jüngere Verlagsangestellte Lynn kennen. Sie verbringen zusammen ein Wochenende in Montauk, einem kleinen Ort an der Nordspitze von Long Island. Das Liebesverhältnis zwischen den beiden ist jedoch ohne Zukunft, da es von Anfang an klar ist, dass Max

Frisch am Dienstag darauf zurück nach Europa fliegen wird.

Max Frisch teilt diese Erzählung über eine kurze Romanze in viele einzelne Teile auf, die er mit älteren Erinnerungen, Tagebuchauszügen, Selbstreflexionen und anderem autobiografischen Material zu einer Collage montiert, wodurch das Werk über ein autobiografisches Zeugnis hinausgehoben wird.

Suhrkamp Taschenbuch 3613, ISBN 078-3-518-45613-X

1978

TRIPTYCHON

Drei szenische Bilder

Die erste Fassung von «Triptychon» erschien im März 1978 als Buch. Am 14. April 1979 wurde das Stück vom Deutschlandrundfunk in einer Hörspielfassung von Walter Adler gesendet. Die Theater-Uraufführung fand am 9. Oktober 1979 in Lausanne statt. Im September 1980 wurde eine überarbeitete Fassung veröffentlicht, die am 1. Februar 1981 im Akademietheater in Wien uraufgeführt wurde.

Das griechische Wort Triptychon bezeichnet einen Flügelaltar, der aus einem Mittelstück und zwei halb so breiten, beweglichen Flügeln besteht.

Das Stück «Triptychon» ist in drei Bilder eingeteilt, die nicht Stationen einer dramatischen Handlung sind, sondern drei szenische Aspekte zum Thema «Tod als Letzte Wahrheit unseres Lebens» geben.

ZUM INHALT

Die erste Szene stellt die Beerdigung des verstorbenen Antiquars Mathis Proll dar. Er erscheint seiner Frau. Die Witwe richtet immer wieder Fragen über sein Sterben an ihn, doch er sitzt wortlos da und bleibt die Antworten schuldig. Am Rande der Trauerfeier lernen sich Roger und Francine kennen.

Das Mittelstück zeigt die Verstorbenen im Jenseits. Proll trifft seinen Vater. Alte Gegensätze werden thematisiert, doch die Lösung derselben bleibt aus, da sich die Diskussion der Widersprüche im Kreise dreht.

Im letzten Bild begegnet der fünfzigjährige Roger in einem Pariser Park seiner Frau, die mit dreiunddreissig Jahren verstorben ist. Roger versucht ihr nachträglich sein Verhalten zu erklären, doch die Tote ist erstarrt in der Situation von damals und damit Ausdruck des nicht mehr entwickelbaren Lebens. Die Verständigung zwischen Diesseits und Jenseits erweist sich als unmöglich.

Suhrkamp Taschenbuch 2261, ISBN 978-3-518-38761-0

1979

DER MENSCH ERSCHEINT IM HOLOZÄN

Erzählung

Die bereits in den frühen siebziger Jahren konzipierte und 1979 veröffentlichte Erzählung kreist um die Themen Alter, nachlassende Schaffenskraft und Tod.

ZUM INHALT

Der 73jährige Herr Geiser lebt seit dem Tod seiner Frau Elsbeth allein im Valle Onsernone im schweizerischen Tessin. Die selbstgewählte Isolation in seinem nicht weit von einem Dorf gelegenen Haus – etwaige, nur vage beschriebene Besucher reisen rasch weiter oder werden nicht eingelassen – wird zu einem Aufenthalt ohne Rückkehr, als ein durch ein gewaltiges Sommergewitter ausgelöster Erdbeben das abgelegene Tal von der Außenwelt abschneidet.

Die sonst spektakuläre Berglandschaft versinkt in einem, zumindest Herrn Geiser, an den Untergang der Welt gemahnenden Regen. Der Strom fällt aus, und somit sind die alltagspraktischen Annehmlichkeiten der Zivilisation (Boiler, Kochplatte, Kühlschrank, Tiefkühltruhe, Fernseher) nicht mehr zu nutzen. Herr Geiser, der an sich Zeichen geistiger Hinfälligkeit wahrnimmt, heftet Belege menschlichen Wissens in Form einer Zitatensammlung aus Handbüchern und Lexika aus seiner Bibliothek an die Wand.

Seine Zettel-Kollektion jedoch wird durch einen Luftzug durcheinandergewirbelt zu einem «Wirrwarr, das keinen Sinn gibt». Der Protagonist versucht in einer großen physischen Anstrengung sein Ende abzuwenden und das Tal in Richtung Italien zu verlassen. Von der letztendlichen Vergeblichkeit seines Tuns immer mehr überzeugt, bricht er den Ausbruchversuch vorzeitig ab.

1982

BLAUBART

Erzählung

Dieser Text ist Max Frischs letzte veröffentlichte Erzählung und nimmt das Motiv des bekannten Märchens von Charles Perrault auf.

ZUM INHALT

Doktor Felix Theodor Schaad, sieben Mal verheiratet und von seiner letzten Frau deswegen «Ritter Blaubart» genannt, steht vor Gericht. Der Zürcher Arzt wird des Mordes an Rosalinde Zogg, einer seiner ehemaligen Gattinnen, angeklagt. Nach zehn Monaten Untersuchungshaft und einer dreiwöchigen Gerichtsverhandlung wird Schaad schließlich für «nicht schuldig» erklärt und freigesprochen. Was er am Ende seines Prozesses hört, klingt allerdings etwas anders: «Freispruch mangels Beweis».

Obwohl Schaad freigesprochen worden ist, zweifelt er selbst an seiner Unschuld. Der Prozess läuft in seinem Kopf weiter.

Blaubart ist eine Montage, zusammengestellt aus inneren Monologen von Schaad einerseits und Zitaten aus seinem Prozess andererseits. Dabei wird der Leser, die Leserin nicht nur mit Rückblenden zu der vergangenen Gerichtsverhandlung konfrontiert, sondern auch mit Episoden eines bloß vorgestellten Prozesses. Die Grenze zwischen Realität und Fiktion, zwischen realem und imaginärem Prozess, bleibt aber meistens unscharf, sowohl für den Leser, die Leserin als auch für Schaad.

In Blaubart tritt Frisch als Erzähler ganz aus dem Text zurück. Das

Eine Besonderheit in der Aufmachung des Buches sind diverse Bilder und Textausschnitte, die vom Protagonisten (auf der Meta-Ebene) aus seinen Lexika herausgerissen wurden.

1991 wurde «Der Mensch erscheint im Holozän» von Heinz Büttler und Manfred Eicher verfilmt. Das Drehbuch entstand in Zusammenarbeit mit Max Frisch.

Suhrkamp Taschenbuch 734, ISBN 978-3-518-37234-0

1989

SCHWEIZ OHNE ARMEE?**Ein Palaver**

Aus Anlaß der Volksinitiative «Für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik» schrieb Max Frisch 1989 seine letzte größere literarische Arbeit.

ZUM INHALT

In dem dialogischen Text debattieren der junge Jonas und sein Großvater, ein Armeeveteran, über Zweck und Unsinn der Schweizer Verteidigungspolitik. Dieses Gespräch zwischen den Generationen stellt ein Beitrag zur damaligen Diskussion um die umstrittene Volksinitiative und ein Nachdenken über die Friedensfähigkeit unserer Gesellschaften dar.

Drei Monate vor der Volksabstimmung, am 19. Oktober 1989, inszeniert der Theater-Regisseur Benno Besson die Bühnenversion mit dem Titel «Jonas und sein Veteran» im Zürcher Schauspielhaus.

Der Filmregisseur Alexander J. Seiler dokumentiert mit seinem Film «Palaver, Palaver – eine Schweizer Herbstchronik 1989» die politischen Debatten und Ereignisse rund um die Abstimmung der Volksinitiative. Eingebettet in einige Szenen aus dem Theater zeigt der Film, was sich gleichzeitig auf der politischen Bühne anspielte.

Suhrkamp Taschenbuch 1881, ISBN 978-3-518-38381-0

Ergebnis wirkt fast wie ein Theaterstück.

1983 wurde «Blaubart» vom polnischen Regisseur Krzysztof Zanussi verfilmt. Das Drehbuch verfasste Zanussi in Zusammenarbeit mit Max Frisch.

Suhrkamp Taschenbuch 2194, ISBN 978-3-518-38694-1

QUELLEN***Kindlers Literatur Lexikon***

Deutscher Taschenbuch Verlag München 1974

jetzt. max frisch

Suhrkamp Taschenbuch 3234

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 2001

Was Lesen?

Ein Lexikon zur deutschen Literatur

h.e.p. verlag ag Bern, 2003

ZEIT- GESCHICHTLICHES GLOSSAR

DIE WICHTIGSTEN ZEITHISTORISCHEN BEGRIFFE, DIE IM FILM UND IN DEN TEXTEN VORKOMMEN – KURZ ERKLÄRT

WARSCHAU

Deutsche Besatzungszeit im Zweiten Weltkrieg / Das zerstörte Warschau im Januar 1945

Am 28. September 1939 marschierten deutsche Truppen in Warschau ein und eine verheerende fünfjährige Besatzungszeit brach an. Der Terror der Besatzer traf von Anfang an auf einen entschiedenen Widerstand weiter Teile der Bevölkerung. Der organisierte Widerstand nahm verschiedene Formen an, von geheimen Bildungseinrichtungen sowie kleinen und grossen Sabotagen bis zu Attentaten. Während der Besetzung Warschaus durch die deutsche Wehrmacht wurden die Juden der Stadt und der Umgebung seit dem November 1940 im Warschauer Ghetto – dem grössten jüdischen Ghetto im besetzten Europa – eingesperrt, von wo mindestens 300'000 jüdische Bürger Warschaus deportiert und ermordet wurden. 1941 wurde für Juden die Ghettopflicht eingeführt und das Verlassen des Ghettos sowie jegliche Hilfe für die jüdischen Warschauer unter Todesstrafe gesetzt. Gleichwohl konnten die Organisation Żegota sowie viele Privatleute hunderte Juden vor dem Tod retten.

Am 18. April 1943 kam es zum Aufstand im Warschauer Ghetto unter der Führung von Mordechaj Anielewicz und Marek Edelman, als Reaktion auf die Liquidierung des Ghettos durch die SS. Am 8. Mai 1943 nahmen sich die meisten jüdischen Anführer im Versteck in der Ulica Miła 18 das Leben. Eine Folge des Ghettoaufstandes war, dass von der SS am 16. Mai 1943 die Grosse Synagoge in Warschau zerstört, ein ganzes Stadtviertel niedergebrannt und die meisten der überlebenden Juden im KZ Treblinka ermordet wurden. International wurde dieser Widerstand gegen die Deutsche Besatzung aufmerksam registriert.

Der Warschauer Aufstand, getragen von der polnischen Heimatarmee, begann am 1. August 1944 unter der Führung von Tadeusz Bór-Komorowski. Er war die grösste Erhebung gegen die Okkupanten im besetzten Europa während des Zweiten Weltkrieges. Fast die gesamte verbliebene Stadtbevölkerung beteiligte sich an den Kriegshandlungen, deren Ziel ein von Hitlerdeutschland und der Sowjetunion unabhängiges Polen sein sollte. Die Heimatarmee musste am 2. Oktober 1944 kapitulieren. Im Warschauer Aufstand, der überwiegend durch Einheiten der Waffen-SS niedergeschlagen wurde, kamen fast 200'000 polnische Soldaten und Zivilisten ums Leben. Als Repressalie wurde die Mehrzahl der noch vorhandenen Warschauer Gebäude auf dem linken Weichselufer von den deutschen Truppen planmässig gesprengt und vollkommen zerstört. Die überlebende Bevölkerung wurde in Konzentrationslager oder zur Zwangsarbeit deportiert.

KALTER KRIEG

Der Kalte Krieg war der Systemkonflikt, den die Westmächte unter Führung der USA und der Ostblock unter Führung der Sowjetunion von 1945 bis 1990 mit allen verfügbaren Mitteln, aber unterhalb der Schwelle eines offenen Krieges austrugen. Dabei wurden jahrzehntelang auf beiden Seiten ökonomische, politische, propagandistische und militärische Anstrengungen unternommen, bis hin zu Stellvertreterkriegen, um den Einfluss des anderen Lagers weltweit einzudämmen oder zurückzudrängen.

Der Kalte Krieg war die Hochphase eines fundamentalen Systemgegensatzes, der auch als Ost-West-Konflikt bezeichnet wird. Ausgangspunkt der Systemkonfrontation war 1917 die russische Oktoberrevolution unter Lenins Führung, die den Russischen Bürgerkrieg mit Beteiligung westlicher Kräfte auf gegenrevolutionärer Seite nach sich zog. Es bildeten sich zwei feindliche Machtblöcke und die jeweils zugehörigen Militärbündnisse: die NATO und die Staaten des Warschauer Paktes.

Zum Kalten Krieg kam es nach dem Zerfall der Anti-Hitler-Koalition im Zuge der Teilung Europas in einen von der Sowjetunion dominierten östlichen Teil und das von den westlichen Alliierten befreite übrige Europa.

Aus westlicher Sicht standen dabei stets „Freiheit und Demokratie“ gegen „totalitäre Diktatur“ sowie „Marktwirtschaft“ gegen „Planwirtschaft“. Aus östlicher Sicht stand gegen die „systematische Ausbeutung“ im „imperialistischen“ Kapitalismus die von der Staatspartei geleitete „allseitige Entfaltung der sozialistischen Persönlichkeit“ im Übergang zum Kommunismus.

Die Supermächte vermieden zwar den „heissen“ Krieg mit Waffeneinsatz gegeneinander, trieben aber ein beispielloses Wettrüsten voran, vor allem auf dem Gebiet der Atomwaffen. Die Drohung des Atomkriegs, den beide Seiten einkalkulierten, beschwor erstmals in der Menschheitsgeschichte die Gefahr der Selbstauslöschung herauf. Der Interessenkonflikt drohte mehrmals militärisch zu eskalieren: in der Berlin-Blockade 1948, während des Korea-Kriegs 1950 und besonders in der Kuba-Krise 1962. Dort konnte der direkte Krieg zwischen den Supermächten, der zum Einsatz von Atomwaffen geführt hätte, nur äusserst knapp vermieden werden.

Nach der Kuba-Krise wurde der Konflikt auf bilateraler Ebene zwar durch Krisendialog und Rüstungskontrollverträge reguliert, schwellte aber in vielen Stellvertreterkriegen weiter, so im Vietnamkrieg, in Kambodscha und Afghanistan sowie in zahlreichen bewaffneten Konflikten in Afrika (darunter speziell Angola) und in Mittel- und Südamerika. In einigen dieser Kriege oder Bürgerkriege war jeweils eine Supermacht mit eigenen Truppen offen beteiligt (so die USA in

ATOMTESTS BIKINI-ATOLL

Korea und Vietnam und die Sowjetunion in Afghanistan), während der Rivale die Gegenseite mit Geld, Waffen, Logistik und Informationen unterstützte. Vor allem in Ländern Afrikas und Lateinamerikas unterstützten beide Supermächte Rebellengruppen gegen ihnen nicht genehme Regierungen oder ihnen genehme Regierungen gegen Rebellengruppen.

Ein besonders augenfälliges Produkt des Kalten Krieges war die Spaltung Deutschlands und Europas entlang des „Eisernen Vorhangs“ durch Grenzanlagen mit Stacheldrahtzäunen, Wachtürmen und Selbstschussanlagen. Zum wichtigsten Symbol und Mahnmal des Ost-West-Konflikts wurde die 1961 errichtete Berliner Mauer. Eine ähnliche Lage entstand bei der noch heute bestehenden Teilung Koreas entlang des 38. Breitengrads.

Erst mit dem schleichenden Zusammenbruch der Wirtschaft im Ostblock und mit dem Führungswechsel im Kreml 1985 eröffneten sich ernsthafte Chancen zu militärischer Abrüstung und politischer Annäherung der Blöcke. Michail Gorbatschows Verzicht auf die Breschnew-Doktrin zog ab 1989 die Selbstbestimmung der Völker Mittelosteuropas, den Zerfall des Ostblocks und 1991 die Auflösung der Sowjetunion nach sich. Damit endete die durch den Kalten Krieg begründete bipolare Weltaufteilung.

Nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs beschlossen die Vereinten Nationen, dass die Nutzung von Gebieten der Marshall-Inseln für die Sicherheitsbedürfnisse der USA keinerlei Beschränkungen unterliegt. So wurden das Bikini-Atoll und das Eniwetok-Atoll von den Amerikanern für Kernwaffentests ausgesucht. Während der Testserien von 67 Atombombenversuchen waren rund 42'000 amerikanische Techniker, Wissenschaftler und Militärs auf Bikini stationiert. Die Ureinwohner wurden auf die südöstlichere Insel Rongerik umgesiedelt.

VIETNAMKRIEG

Der Vietnamkrieg (auch Zweiter Indochinakrieg oder Amerikanischer Krieg) bezeichnet die letzte, besonders verlustreiche Etappe in einem dreissigjährigen bewaffneten Konflikt, der 1946 mit dem Widerstand der vietnamesischen Kommunisten und anderer Gruppierungen gegen die französische Kolonialmacht begonnen hatte. Er steht als Stellvertreterkrieg im Kontext des Kalten Krieges.

Seit dem Jahre 1954 war Vietnam in einen kommunistischen Norden und einen antikommunistischen Süden geteilt, was zunächst als Provisorium gedacht war. Der Süden wurde nur wenige Jahre später

RAF

Schauplatz eines Bürgerkriegs, den die Vereinigten Staaten als Bedrohung ihrer Interessen interpretierten. Die offene Intervention der USA begann mit der Bombardierung Nordvietnams vom 2. März 1965. Am 8. März 1965 landeten die ersten regulären US-Kampftruppen im Land. Zuvor war das südvietnamesische Regime bereits mit einem kontinuierlich verstärkten Kontingent von „Militärberatern“ gegen die Guerillas der kommunistisch dominierten FNL unterstützt worden. Die Grundlage für das offene Engagement der USA bildete der Tonkin-Zwischenfall vom August 1964, welcher der Regierung Johnson den Anlass gab, den US-Kongress davon zu überzeugen, ein offenes Eingreifen zu legitimieren.

Die Sowjetunion und die Volksrepublik China stellten Nordvietnam militärische Hilfe zur Verfügung. Ab 1970 weiteten die Vereinigten Staaten ihre militärischen Aktionen, insbesondere die verheerenden Bombardierungen, auf die Nachbarstaaten Kambodscha und Laos aus. Die USA konnten ihr Ziel – Stabilisierung des Südens – allerdings nicht erreichen, sodass ab 1969 bis zum März 1973 die US-Truppen wieder aus Südvietnam abgezogen wurden. Der Krieg endete mit der Einnahme Sàigons am 30. April 1975 durch nordvietnamesische Truppen und hatte die Wiedervereinigung des Landes zur Folge. Der Vietnamkrieg forderte etwa drei Millionen Todesopfer, davon waren zwei Millionen Zivilpersonen. Vier Millionen Menschen erlitten schwere Verletzungen.

Die Rote Armee Fraktion (RAF) war eine linksextremistische Terrororganisation in der Bundesrepublik Deutschland. Sie wurde 1970 von Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Horst Mahler, Ulrike Meinhof und weiteren Personen gegründet. In ihrem Selbstverständnis betrachtete sich die Gruppe als kommunistische, antiimperialistische Stadtguerilla nach südamerikanischem Vorbild, ähnlich den Tupamaros in Uruguay. Sie war verantwortlich für 34 Morde, zahlreiche Banküberfälle und Sprengstoffattentate. 1998 erklärte sie ihre Selbstauflösung.

In den 1960er Jahren wuchs in der Bundesrepublik eine Generation heran, die das Verhalten ihrer Eltern während des Nationalsozialismus kritisch betrachtete. Der Kapitalismus, das parlamentarische System und die bürgerlichen Lebensformen wurden in Frage gestellt. Verstärkt durch die amerikanische Bürgerrechtsbewegung und den Vietnamkrieg entstand in Teilen der Gesellschaft eine ablehnende Haltung gegenüber der Politik der USA. In den grossen Universitätsstädten Westeuropas kam es zu grossen antiamerikanischen Demonstrationen der Studenten. In der Bundesrepublik entstand die ausserparlamentarische Opposition, die Einfluss auf den Sozialistischen Deutschen Studentenbund nahm. Die RAF verstand sich als

FICHENSKANDAL

radikale Avantgarde dieser Opposition und als Wegbereiter einer kommunistischen Weltrevolution. Dem Selbstverständnis der RAF zufolge musste der Kampf gegen den so genannten „US-Imperialismus“ auch in Westeuropa bewaffnet geführt werden.

Die RAF war eine relativ kleine Gruppe. Die Anzahl der direkt im Untergrund aktiven Mitglieder des sogenannten Harten Kerns betrug zwischen den 1970er und 1990er Jahren zusammengefasst zwischen 60 und 80 Personen. Zu den aktiven Unterstützern wurden in dem gesamten Zeitraum etwa 300 Personen gezählt.

Im sogenannten Deutschen Herbst im Jahre 1977 wurde von einem RAF-Kommando der Arbeitgeberpräsident Hans-Martin Schleyer entführt, um die in Stuttgart-Stammheim inhaftierten Köpfe der RAF zu befreien. Da die damals sozialliberale Regierung nicht zu einem Gefangenenaustausch bereit war, wurde ausserdem noch eine Lufthansa Maschine gekapert, um den Druck auf die Regierung zu erhöhen. Durch ein GSG9 Einsatz wurden aber alle Geiseln befreit, daraufhin wurde Hans Martin Schleyer von seinen Entführern erschossen. Als Reaktion auf die gescheiterte Erpressung begannen die inhaftierten Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe kollektiven Selbstmord - so die offizielle Version der Behörden.

Bei terroristischen Anschlägen oder Geiselnahmen wurden 34 Menschen von RAF-Mitgliedern ermordet und es gab zahlreiche Verletzte. Ausserdem starben 20 Mitglieder der RAF.

Der sogenannte Fichenskandal (auch Fichenaffäre) ist eine Episode der neueren Schweizer Geschichte in der Endphase des Kalten Krieges. Fiche ist die französische Bezeichnung für Karteikarte.

In den späten 1980er Jahren war nach und nach ans Licht gekommen, dass die Bundesbehörden und auch die kantonalen Polizeibehörden rund 900'000 Fichen angelegt hatten. Laut offiziellen Archiven waren mehr als 700'000 Personen und Organisationen betroffen; bei der damaligen Einwohnerzahl von rund 6,5 Mio. waren dies mehr als 10 Prozent der gesamten Bevölkerung. Die Beobachtungsaktivitäten erfassten vor allem linksstehende Politiker und Mitglieder von Gewerkschaften. Offizielles Ziel der Fichierung war es, das Land vor aus dem Ausland gesteuerten subversiven Aktivitäten zur Destabilisierung des Systems und nachfolgender Errichtung einer totalitären (kommunistischen) Diktatur zu schützen.

Die Aufdeckung des Fichenskandals bewegte die schweizerische Öffentlichkeit stark. Das Vertrauen vieler Bürger in den Staat war

**GLOBUSKRAWALLE
IN ZÜRICH**

erschüttert. Zahlreiche Bürger reichten Gesuche ein, um die Herausgabe der persönlichen Fichen zu erreichen. Sie erhielten schliesslich Kopien ihrer Fichen, auf denen die Namen von Drittpersonen abgedeckt wurde, um die Identität der Informanten geheimzuhalten.

Die 1968er Jahre waren weltweit geprägt durch Jugend- resp. Studentenbewegungen; es herrschte eine Aufbruch-Stimmung, man wollte etwas verändern, sich gegen die gesellschaftlichen Formen wehren.

Nach den Unruhen in Paris und Berlin kommt es Ende Juni 1968 auch in Zürich zu schweren Zusammenstössen zwischen Jugendlichen und der Polizei. Die Forderung der Zürcher Jugend, das leerstehende Globus-Propärium als autonomes Jugendzentrum zu nutzen, mündet in die Globus-Krawalle. Während der Nacht vom 29. auf den 30. Juni 1968 lieferten sich Jugendliche und die Polizei Strassenschlachten, wie sie seit Jahrzehnten in Zürich nicht mehr stattgefunden haben. Die Gesetzeshüter gingen aggressiv mit Knüppeln, Fäusten und Wasserwerfern gegen die Menschenmenge vor. Die Jugendlichen antworteten auf diese Massnahme mit Gegengewalt. Dabei wurden 41 Personen verletzt und es kam zu 169 Festnahmen (davon waren 55 Personen unter 20 Jahre alt).

Während den zwei darauffolgenden Nächten kam es noch zu weiteren Demonstrationen, die jedoch nie das Ausmass des Globus-Krawalls hatten.

**VOLKSINITIATIVE
«SCHWEIZ
OHNE ARMEE»**

Die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) wurde als eine schweizerische politische Basisbewegung 1982 in Solothurn gegründet. Mitglieder fand sie besonders in Kreisen der Friedensbewegung. Zunächst wurde die GSoA vor allem belächelt. Sie war jedoch in der Lage, im Herbst 1986 eine Initiative mit dem Titel «Für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik» mit 111'300 gültigen Unterschriften (100'000 waren für das Zustandekommen nötig) einzureichen. Am 26. November 1989 stimmten über eine Million Stimmberechtigte (35.6% der Abstimmenden) für eine Abschaffung der Armee. Dieses Resultat kam einem politischen Erdbeben gleich.